

Prom. Nr. 3313

Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal

*Eine agrarsoziologisch-betriebswirtschaftliche
Untersuchung*

Von der

EIDGENÖSSISCHEN TECHNISCHEN
HOCHSCHULE IN ZÜRICH

zur Erlangung
der Würde eines Doktors der
technischen Wissenschaften
genehmigte

PROMOTIONSARBEIT

Vorgelegt von

JAKOB NUSSBAUMER

dipl. Ing. agr.
von Lüterkofen SO

Referent: Herr Prof. Dr. O. Howald
Korreferent: Herr Prof. Dr. A. Hauser

J. Schaub-Buser AG.
Sissach
1963

Vorwort

Für das Zustandekommen der vorliegenden Arbeit sind drei Begegnungen entscheidend gewesen. Zunächst habe ich in den Vereinigten Staaten feststellen können, wie umfassend die agrarsoziologischen Fragen erforscht und gelehrt werden. Dann habe ich in der Heimstätte Boldern erlebt, wie die Gespräche mit Menschen vom Land darunter leiden, daß die Fragen des gesellschaftlichen Wandels und der sinnvollen Lebensgestaltung zuwenig genau bekannt sind. Zum dritten hat Herr Professor Dr. O. *Howald* eine agrarsoziologisch-betriebswirtschaftliche Untersuchung angeregt und mich während der Arbeit immer wieder in der wertvollsten und förderlichsten Weise unterstützt. Dafür danke ich ihm herzlich. Gleichzeitig danke ich Herrn Professor Dr. A. *Hauser* für die freundliche Uebernahme des Korreferates. In meinem Dank sind auch alle jene Leute im Homburgertal eingeschlossen, die mir auf meine Fragen so bereitwillig Antwort gegeben haben.

Sissach, 25. Juni 1962

J. Nußbaumer

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Teil: Rahmen und Methoden der Agrarsoziologie	
A. Einige soziologische Grundbegriffe	7
1. Der soziologische Ansatzpunkt	7
2. Der Mensch in seiner sozialen Umwelt	8
3. Elemente der Sozialstruktur	10
B. Die gesellschaftliche Umschichtung	13
1. Die ständische Gesellschaft	13
2. Die industrielle Gesellschaft	15
C. Die agrarsoziologische Forschung	16
1. Die ältere Agrarsoziologie	16
2. Rural Sociology in den USA	17
3. Die Entwicklung in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg	18
4. Die Agrarsoziologie im System der Landbauwissenschaften	20
D. Die eigene Untersuchung	21
1. Die angewandten Methoden	21
2. Die Etappen der Untersuchung	24
2. Teil: Das Untersuchungsgebiet	
A. Allgemeiner Ueberblick	25
1. Die Auswahl des Gebietes	25
2. Geschichtlicher Abriss	27
3. Die sechs Gemeinden	30
B. Die Berufs- und Sozialstruktur	35
1. Vom Posamenter zum Pendler	35
2. Gewerbe und Industrie	38
3. Die Bedeutung des Nebenerwerbs	40
4. Die Gliederung der Bevölkerung	41
C. Die Agrarverfassung	45
1. Der Wirtschaftsraum	46
2. Die Zahl und Größe der Betriebe	47
3. Die Eigentumsverhältnisse	51
3. Teil: Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien	
A. Betriebsorganisation und wirtschaftliche Lage	54
1. Die Bodennutzung	54
2. Die Viehhaltung	58
3. Die baulichen Anlagen	59
4. Die Mechanisierungsfrage	64
5. Die Verschuldung der Betriebe	69
6. Die Leistung der Betriebe	71
B. Abwanderung und Hofübergabe	75
1. Der neue Gattungsvorgang	75
2. Umfang und Richtung der Abwanderung	79
3. Die Hofübergabe	84

	Seite
C. Die Bauernfamilie als Arbeitsgemeinschaft	89
1. Die Arbeitsverfassung	89
2. Die Arbeitsgestaltung	94
3. Die Auswirkungen der Arbeitsüberlastung	97
D. Die Bauernfamilie als Lebensgemeinschaft	100
1. Die Zusammensetzung der Familien	100
2. Die Abkehr von der Selbstversorgung	102
3. Die Gestaltung des Zusammenlebens	106
4. Die bäuerliche Jugend	112
E. Die Einstellung zum Beruf	115
1. Der Stand der Ausbildung	115
2. Die Leitung der Betriebe	117
3. Die Selbsteinschätzung der Bauern	119
4. Teil: Die Bauernfamilien in ihrer Umwelt	
A. Die Dorfgemeinschaft	123
1. Verwandtschaft und Nachbarschaft	123
2. Die Gruppierung im Dorf	126
3. Schule und Kirche	130
4. Das Verhältnis zur Gemeinde	134
B. Der Kontakt mit der Außenwelt	139
1. Die Rolle der Kommunikationsmittel	139
2. Die wirtschaftlichen Beziehungen	141
3. Das Verhältnis zum Staat	142
5. Teil: Schlußbetrachtung	
A. Der Prozeß der Landverwandlung	144
1. Der Gestaltwandel des Bauern	144
2. Zwei wirtschaftliche Dorfbilder	147
3. Die Flucht aus der Landarbeit	150
4. Die Technisierung der Betriebe	151
5. Die Entzauberung der bäuerlichen Welt	153
6. Die drei Phasen der Entwicklung	156
B. Neue bäuerliche Lebensformen	156
1. Die geistige Grundlage	157
2. Die soziale Aufgeschlossenheit	161
3. Das betriebswirtschaftliche Maß	163
4. Die technische Ausstattung	166
5. Die politische Konsequenz	167
Anhang	
A. Literaturverzeichnis	169
B. Fragebogen	174
C. Bildernachweis	178
Lebenslauf	179

Rahmen und Methoden der Agrarsoziologie

A. Einige soziologische Grundbegriffe

1. Der soziologische Ansatzpunkt

Wenn wir die Lebensverhältnisse von Bauernfamilien untersuchen wollen, so begeben wir uns in das Gebiet der Agrarsoziologie. So heißt jene Wissenschaftsdisziplin, welche die gesellschaftlichen Gebilde und Prozesse auf dem Lande zum Gegenstand hat. Sie bedient sich der Methoden und Denkweisen der allgemeinen Soziologie und ist in den letzten Jahren immer mehr zu einem selbständigen Fachgebiet geworden. Dabei bleiben die Beziehungen zur Landwirtschaft erhalten, und besonders mit der Betriebslehre und der Agrarpolitik hat die Agrarsoziologie im Gegenstand vieles gemeinsam.

«Jeder Sozialprozeß läßt sich in verschiedenen Ebenen beschreiben und deuten. Das gilt auch für das wirtschaftliche Geschehen. So ist es möglich, die Tatsache der gegenwärtig wachsenden landwirtschaftlichen Produktion als Folge natürlicher Erzeugungsbedingungen und bestimmter Preisrelationen zu kennzeichnen. Man kann davon sprechen, daß die landwirtschaftlichen Betriebe heute unter dem Druck des technischen Fortschrittes und dem Zwang zur Produktivitätssteigerung die Tendenz zur Vergrößerung zeigen. Oder man erklärt die Verringerung der landwirtschaftlichen Bevölkerung mit der wachsenden Nachfrage der gewerblichen und industriellen Wirtschaftszweige nach Arbeitskräften und der steigenden Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft selbst. Das ist die Beobachtungsebene. In ihr treten also die Dinge, sachliche Gegebenheiten, in bestimmten Größen selbständig miteinander in Beziehung und beeinflussen sich wechselseitig zu sichtbarem Geschehen. Eine andere Ebene ist die, auf der neben oder vor den realökonomischen Daten der Mensch mit seinem Handeln und Unterlassen, mit seiner Grundhaltung und der jeweiligen Bewältigung der Aufgaben als der Träger des Geschehens gesehen wird. Die sozialökonomischen Vorgänge lassen sich von hier aus, wie alle Vorgänge im sozialen Raum, als Folge der Verhaltensweisen von Personen auffassen, die auf wirtschaftliche und außerwirtschaftliche Einflüsse in bestimmter Weise reagieren.» (Blanckenburg 11, S. 9)

Im bäuerlichen Dasein liegen die vielseitigen Wechselwirkungen zwischen Familie und Betrieb auf der Hand. Auch über den eigenen Betrieb hinaus ist das bäuerliche Leben durch intensive soziale Bezüge gekennzeichnet. Darum folgt unsere Untersuchung dem Grundsatz, *die wirtschaftlichen Vorgänge in ihrem sozialen Gesamtzusammenhang* zu sehen und sie am Beispiel der Bauernfamilie zu beobachten.

Das Werkzeug zur Erforschung der *Beziehungen zwischen den Verhaltensweisen und der sozialen Umwelt* wurde zu gleichen Teilen in Europa und den Vereinigten Staaten geschmiedet. Besonders die Amerikaner haben zwischen den beiden Weltkriegen zahlreiche empirische Untersuchungen angestellt und dabei vorzügliche Methoden der Sozialforschung entwickelt. Ihre wertvollen Hand-

bücher haben befruchtend gewirkt beim Bestreben, das konkrete So-Sein der Dinge und Menschen zu erfassen (26, 40, 54, 127).

In deutscher Sprache gibt das Lehr- und Handbuch von Gehlen-Schelsky (27) eine gute Einführung in den Stand der Soziologie. Es werden darin die Familie, der Industriebetrieb, die ländliche Bevölkerung, die Großstadt und die Politik als klar umgrenzte soziale Bereiche dargestellt. Diesem Hauptteil gehen Beiträge über die Sozialstrukturen primitiver Gesellschaften, die Bevölkerungslehre und die vorindustrielle Gesellschaft voran. Beschlossen wird das Werk durch eine Gegenüberstellung der noch vorhandenen archaischen und der modernen Sozialsysteme.

2. Der Mensch in seiner sozialen Umwelt

In diesem und dem folgenden Abschnitt «Elemente der Sozialstruktur» folgen wir weitgehend den Gedanken von Blanckenburg (12) in seiner «Einführung in die Agrarsoziologie». Einige praktische Beispiele sind dem schweizerischen Erfahrungsbereich entnommen.

a) *Anlage und Umwelt*

Es ist allgemein bekannt, daß die Entwicklung und das Handeln eines Menschen von Anlage und Umwelt bestimmt werden. Im Lauf der Geschichte ist oft darüber diskutiert worden, welcher von diesen beiden Faktoren der stärkere sei. Als Beispiel erwähnen wir die extreme Ueberschätzung der Erbmasse, welche in Deutschland zum Rassendenken mit seinen schlimmen Folgen geführt hat.

Die moderne Forschung betrachtet die *Anlagen als* das *Rohmaterial*, aus dem sich durch Lernen und Anpassung die Persönlichkeit entwickelt. Dabei sind nicht alle Menschen von der Umwelt gleich stark beeinflussbar; es ist schwer zu sagen, was beim tatsächlichen Verhalten des Menschen auf Anlage oder Umwelt zurückzuführen ist.

Der Mensch ist verschiedenen Umweltbereichen unterworfen: der Naturumwelt, der Zivilisationsumwelt, zu der Ernährung, Wohnung und Technik gehören, der sozialen und kulturellen Mitwelt und schließlich der Vorwelt, wie sie in der Sprache und der Tradition zum Ausdruck kommt. Dabei ist wesentlich, daß der Mensch im Gegensatz zum Tier einen exzentrischen Standort zur Umwelt beziehen kann. Er ist befähigt, selber die Umwelt mitzugestalten. Hier liegt die *Freiheit der menschlichen Persönlichkeit*. Der Mensch hat die Möglichkeit, unter den auf ihn zukommenden Einflüssen auszuwählen, er kann auch hemmend oder fördernd in die Entwicklung der eigenen Anlage eingreifen.

b) *Die Normen des Verhaltens*

In der Landwirtschaft schreiben die sachlichen Gegebenheiten des Berufes und die Einflüsse der Umwelt ein bestimmtes Verhalten fast zwingend vor. Die Witterung, der Ablauf der Jahreszeiten und die zeitlich fixierten Stallarbeiten lassen

in der Arbeitsgestaltung keinen großen Spielraum. Das allein müßte aber noch nicht heißen, daß die Bauern einer bestimmten Landschaft auch außerhalb der Arbeitswelt ähnlich denken und handeln. Es kommt hier die *Fremdbestimmtheit des Verhaltens* zum Ausdruck. Diese gilt grundsätzlich für jeden Menschen, auch wenn im einzelnen Fall keine bindenden Vorschriften bestehen. Von den uns umgebenden gesellschaftlichen Gebilden wie Familie, Betrieb, Schule, Dorf und Staat gehen institutionelle Kräfte aus, welche das Verhalten formen. Der Einzelne hat wohl die Möglichkeit, eigene Wege zu gehen, aber jedes Abweichen von den Verhaltensmustern erfordert Reibungen und überdurchschnittlichen Kräfteverbrauch. Das bekommt der fortschrittliche Landwirt zu spüren, wenn er im Rahmen seiner von der Tradition geprägten Dorfgemeinschaft eine Neuerung einführen will.

Allerdings sind diese Normen des Verhaltens nicht für alle Menschen gleich bindend und haben auch ganz verschiedenen Nachdruck. Dahrendorf (19, S. 194 ff.) unterscheidet Muß-Erwartungen, Soll-Erwartungen und Kann-Erwartungen, die an den Menschen gestellt werden.

Zu den *Muß-Erwartungen* gehören in erster Linie die Rechtsnormen, wie sie in Satzungen und Gesetzen festgelegt sind. Wer dagegen handelt, setzt sich der Strafe aus. Die Bestrafung einer Gesetzesübertretung hat die Aufgabe, den Bestand der Gesellschaft in einer bestimmten Form und unter Erhaltung eines klar umrissenen Wertsystems zu sichern. Auch das Gefüge einer Bauernfamilie kann eine Muß-Erwartung darstellen, indem die Zahl der vorhandenen Arbeitskräfte zu einer bestimmten Art der Bewirtschaftung zwingt. Wird diese Erwartung nicht erfüllt, so überlastet sich die Familie mit Arbeit, was zu ihrem Zerfall führen kann.

Bei den *Soll-Erwartungen* ist der Druck auf das Verhalten weniger zwingend als in den oben genannten Fällen. Trotzdem sind sie wichtig und der Mensch ist als soziales Wesen von ihnen umgeben. Die Mehrzahl der gruppentypischen Verhaltensweisen beruht darauf, daß die Menschen — zum Teil unbewußt — solche Soll-Erwartungen erfüllen. In den kleinen Gemeinden der Schweiz ist zum Beispiel die Teilnahme an der Gemeindeversammlung eine solche Soll-Erwartung.

Die *Kann-Erwartungen* umfassen Normen, die weniger verbindlich und anspruchsvoll sind. Aber wer sie befolgt, erwirbt sich zusätzliche Achtung. Dazu kann zum Beispiel gehören, daß ein Bürger an der Gemeindeversammlung das Wort ergreift oder sich in eine Behörde wählen läßt.

In den abgelegenen Landgemeinden gibt es heute noch eine allgemein gültige und verbindliche Auffassung darüber, was sich gehört und was nicht. Damit stehen die Einwohner unter einer starken sozialen Kontrolle. Im Zuge der Industrialisierung lockern sich aber diese Normen, dann verliert oft das *festgefahrene Handeln* den Zusammenhang mit der veränderten Umwelt. Ein Beispiel dafür ist der bäuerliche Traditionalismus. Ein alter Bauer mag sein Leben lang die Getreidefelder von Hand angemäht haben und wird nun entsetzt sein, wenn sein Sohn direkt mit dem Bindemäher in das Feld fährt. Er macht sich nicht klar, daß der Mangel an Arbeitskräften schwerer wiegt als der Verlust an Getreide. Für ihn ist der Gesichtspunkt der Arbeitersparnis weniger einleuchtend als die alte Norm, auf keinen Fall Getreide verderben zu lassen. So können die alten Normen des Verhaltens mit den Erfordernissen der Zeit in Konflikt geraten.

Eine gute Darstellung des Verhaltens der Menschen in ihrer sozialen Umwelt gibt Riesman (90) aus amerikanischer Sicht. Er unterscheidet den traditionsgeleiteten, den innengeleiteten und den außergeleiteten Menschentyp. Der traditionsgeleitete Typ folgt in seinem Handeln der Ueberlieferung und orientiert sich an der vorigen Generation. Der innengeleitete Typ verläßt sich auf die moralischen Werte, welche ihm gültige Autoritäten vermittelt haben; die Normen kommen aus seinem Innern. Der außergeleitete Typ schließlich, den Riesman in der heutigen amerikanischen Gesellschaft vorherrschen sieht, wird in seinem Verhalten von den Normen und Verhaltensweisen der Umwelt gesteuert. Was die Zeitgenossen erwarten, tun und besitzen, wird auch für ihn zur Norm des Handelns.

Die gleichen Grundtypen können auch in der landwirtschaftlichen Bevölkerung als nebeneinander vorhandene oder aufeinander folgende Realitäten gefunden werden. In bezug auf den Fortschritt in der Landwirtschaft könnte das heißen:

Traditionslenkung: So wie es der Vater gemacht hat, ist es gut. All diese Neuerungen sind doch Unsinn.

Innenlenkung: Jeder baut nach seinem Sinn, und keiner kommt und zahlt für ihn. Keiner hat etwas dreinzureden.

Außenlenkung: Jetzt müssen wir auch einen Traktor anschaffen, sonst sind wir die einzigen im Dorf, die keinen haben.

3. Die Elemente der Sozialstruktur

a) *Der soziale Status*

Der soziale Status dient zur Feststellung des Standortes, den ein Einzelner oder eine Gruppe im Aufbau der Gesellschaft einnimmt. Er kennzeichnet also die *gesellschaftliche Ranghöhe*. Unter den amerikanischen Versuchen, den sozialen Status der Landbevölkerung empirisch zu ermitteln, ist die Arbeit von Sewell (106) besonders bemerkenswert. Er stellte eine Skala des sozialökonomischen Status auf, indem er über 1000 Farmerfamilien nach dem Vorhandensein von 36 Merkmalen befragte. Seine Skala ist viel verwendet und von seinen Mitarbeitern später vereinfacht worden. Die gekürzte Form umfaßt folgende 14 Merkmale:

- | | |
|------------------------------|------------------------------|
| 1. Art des Hausbaues | 8. Telefon |
| 2. Anzahl Räume je Person | 9. Auto |
| 3. Beleuchtungsmöglichkeiten | 10. Bezug von Tageszeitung |
| 4. Wasserleitung im Haus | 11. Ausbildung der Frau |
| 5. Waschmaschine | 12. Ausbildung des Mannes |
| 6. Kühlschrank | 13. Der Mann geht zur Kirche |
| 7. Radio | 14. Die Frau geht zur Kirche |

Der soziale Status spielt gerade in der ländlichen Gemeinde eine große Rolle. In den von Fabrikarbeitern durchsetzten Dörfern haben die Bauern oft eine politische Machtstellung inne, die ihnen zahlenmäßig nicht zukommt. Auch unter sich nehmen die Bauern nicht alle die gleiche gesellschaftliche Stellung ein; der Status wird deutlich von der Betriebsgröße mitbestimmt. Meistens stehen die Bauern mit größerem Besitz an der Spitze der Dorfhierarchie.

Eine Komponente des Status ist das *Sozialprestige*. Es besagt, daß den einzelnen Menschen und Gruppen von Seiten der Gesellschaft eine unterschiedliche Wertschätzung zukommt. Eine aufschlußreiche Analyse der Prestigefaktoren machte Wurzbacher (125, S. 31 ff.) bei der Untersuchung eines deutschen Dorfes. Unter 17 Berufen steht der Arzt an erster Stelle. Pfarrer und Lehrer stehen im 6. bzw. 7. Rang, während der große Bauer im 8. und der kleine Bauer im 14. Rang folgen. Es ergibt sich, daß eine gute Berufsausbildung, die persönliche Leistung und die Bildung am höchsten eingeschätzt werden. Selbstverständlich sieht eine solche Rangfolge ganz verschieden aus, je nach der Bevölkerungsschicht, in der die Befragung durchgeführt wird.

Mit dem Status hängt auch die *soziale Rolle* zusammen, indem zum Beispiel vom größeren Bauer mehr erwartet wird als von einem kleinen. So findet man oft, daß er bei neuen wirtschaftlichen Maßnahmen vorangeht. Auch sind ihm dank seiner Stellung gewisse Führungspositionen eher zugänglich. Die meisten Menschen haben eine ganze Reihe von Rollen zu übernehmen, da sich ihr Dasein in verschiedenen Dimensionen vollzieht. Stellen wir uns den Landwirt Hans Müller vor: Er leitet einen mittleren Pachtbetrieb, dem Lehrling gegenüber ist er Arbeitgeber und Lehrmeister; mit drei andern Landwirten bildet er eine Maschinengemeinschaft; er ist Präsident der Milchgenossenschaft, ferner ist er Ehemann, Familienvater und Nachbar von Bauern und Arbeitern. Diese große Zahl von Positionen erfordert von Hans Müller ebensoviele Rollen mit ganz verschiedenen Ansprüchen.

b) Die soziale Schichtung

Im allgemeinen unterscheidet man *drei Grundtypen der sozialen Ordnung*: die Kastengesellschaft, die ständische Gesellschaft und die Klassengesellschaft. Als Modell des ersten Typus kann das klassische indische Kastensystem betrachtet werden. Die sozialen Schichten sind starr gegeneinander abgegrenzt, und ein Auf- oder Abstieg von einer Kaste zur andern ist ausgeschlossen. Auch in der ständischen Gesellschaft verkehrte man vorwiegend mit Angehörigen des eigenen Standes. Aber man schloß sich doch nicht so hermetisch ab wie in der Kastengesellschaft. In der Klassengesellschaft gibt es einen lebhaften Auf- und Abstieg von Einzelpersonen und ganzen Gruppen. Marx schuf seinerzeit die Zwei-Klassen-Konstellation, indem er den ausbeutenden Kapitalisten die ausgebeuteten Proletarier gegenüberstellte. Sein Konzept hat sich nicht in allen Teilen als richtig erwiesen; darum verwendet die moderne Sozialforschung statt des Klassenbegriffes den neutralen Begriff der Schicht.

Für die Ermittlung der Schichtzugehörigkeit kommt heute dem *Beruf* eine besondere Bedeutung zu. Die schichtbestimmenden Faktoren, wie Einflußbereich, Lebenschancen und Prestige, sind eng mit der beruflichen Stellung verknüpft.

Unsere heutige Gesellschaftsform hat die Tendenz, extreme Ober- und Unterschichten abzulösen und einer breiten Mittelschicht den Weg zu ebnen. Die Bevölkerung bleibt aber nach wie vor stark differenziert.

c) *Die soziale Mobilität*

Es gehört zum Leitbild der Industriegesellschaft westlicher Prägung, daß die soziale Position nicht von Geburt und Besitz, sondern von der *Leistung* abhängig ist. Das aber bedeutet einen ständigen sozialen Auf- und Abstieg, weil sich ja die Leistung immer wieder neu durchsetzen muß. Um diese Vorgänge zu beschreiben, wird der Begriff der Mobilität verwendet. Sie bedeutet die Bewegung von Personen oder Gruppen aus einer Position in eine andere.

Wenn mit der neuen Position kein Aufstieg in eine höhere Schicht verbunden ist, so spricht man von *horizontaler Mobilität*. Dazu wird auch der gewöhnliche Wechsel des Wohnortes gezählt. Ist aber mit dem Positionswechsel auch eine Aenderung in der Schichtzugehörigkeit verbunden, so handelt es sich um die *vertikale oder soziale Mobilität*. Diese Mobilität kann ganze Gruppen erfassen. So hat sich der Status der Arbeiterschaft seit Beginn des Industriezeitalters wesentlich gehoben; dagegen ist die Position der Bauern im industrialisierten ländlichen Raum eher schlechter geworden. Ein Zeichen dafür ist die Flucht aus der Landarbeit.

Das Ausmaß und die Richtung der sozialen Mobilität werden beeinflußt von der Sozial- und Wirtschaftsverfassung eines Landes. Unsere Gesellschaftsform ist durch eine große Offenheit der Schichten gekennzeichnet. Die Mobilität wird weiter erleichtert durch die Dynamik des Wirtschaftsgeschehens. Schließlich sind viele Personen und Familien ganz einfach vom Streben erfüllt, ihre soziale Stellung zu verbessern.

Für die bäuerliche Bevölkerung ist der Uebergang in einen industriellen Beruf meistens mit einem sozialen Abstieg verbunden. Die früher selbständigen Landwirte werden zu Hilfsarbeitern, weil sie außer der Landwirtschaft nichts gelernt haben. Es zeigt sich hier, wie die *Ausbildung einer der wichtigsten Bestimmungsfaktoren* für den Auf- oder Abstieg ist.

d) *Die soziale Gruppe*

In der neueren soziologischen Forschung kommt der Gruppe eine überragende Bedeutung zu. Die Erkenntnis ihrer Dynamik öffnet uns das Verständnis für viele Verhaltensweisen der Menschen. Denn fast jedes menschliche Handeln ist von einer Gruppe gesteuert.

Unter einer sozialen Gruppe verstehen wir zwei oder mehr Menschen, die miteinander so in Wechselbeziehung stehen, daß eine Abgrenzung und ein Gefühl der Gemeinsamkeit zustande kommt. Die Gruppen unterscheiden sich in ihrer *Größe* und reichen vom Ehepaar über die Familie, den Freundeskreis, den Verein und die Dorfgemeinschaft bis hin zu sehr großen Körperschaften. Allerdings konzentriert sich die Aufmerksamkeit der Soziologen heute auf die kleineren Grup-

pierungen. Dafür ist das bedeutsame Werk «The Human Group» von Homans (40) ein eindrückliches Beispiel.

Ein weiteres Merkmal der Gruppe ist ihre *Stabilität*. Am einen Ende steht die bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft und am andern die Familie, welche ein Leben lang eng verbunden bleibt. Zwischen diesen Extremen finden wir Gruppierungen wie die Schulklasse, den Verein, die Nachbarschaft; ihr Zusammenhang ist locker, aber doch nicht dem Zufall überlassen. Mit der Stabilität hängt die *Intimität* einer Gruppe zusammen. Darunter verstehen wir die persönliche Vertrautheit und Nähe der Mitglieder. Sie ist im allgemeinen umso stärker, je kleiner eine Gruppe ist.

Die einzelnen Gruppenangehörigen können in sehr verschiedener Art miteinander in Beziehung stehen. Diese *innere Struktur* der Gruppe hat Moreno genau zu messen versucht. In seiner Soziometrie gibt er einen ganzen Katalog von Gruppenstrukturen an. Für jede Gruppe läßt sich ein Soziogramm aufstellen, welches besagt, wer gesellig miteinander verkehrt, wer eine zentrale Stellung einnimmt, wer wen besonders schätzt usw. (vergleiche dazu Young 127, S. 353 ff.) Mit Bezug auf den *Organisationsgrad* lassen sich formelle und informelle Gruppen unterscheiden. *Formelle Gruppen* sind durch eine gemeinsame Zielsetzung oder ein äußeres Merkmal zusammengefügt. Ihr Gruppensein hält sich an feste Regeln und Satzungen. Struktur und Funktion der Gruppierung überdauern das einzelne Mitglied. Ein Beispiel einer formellen Gruppe ist die Milchgenossenschaft. Demgegenüber wird die *informelle Gruppe* durch nähere persönliche Beziehungen zusammengehalten. Die Angehörigen haben intimeren Kontakt. Als Beispiele können die Verwandtschaft oder ein Freundeskreis dienen. Selbstverständlich können sich auch innerhalb einer formellen Gruppe informelle Untergruppen herausbilden.

Sehr viele Menschen stehen täglich vor der Aufgabe, das menschliche Handeln zu beeinflussen. Sie alle stoßen immer wieder auf den merkwürdigen Sachverhalt, daß das Handeln des Einzelnen nicht nur seiner persönlichen Entscheidung unterliegt. Vielmehr ist das *Verhalten stark an der sozialen Umgebung orientiert*. Jede Gruppe entwickelt eine Reihe von verbindlichen Normen, welche für alle Mitglieder gültig sind. Auf diesen Sachverhalt hat besonders der landwirtschaftliche Betriebsberater Rücksicht zu nehmen. Seine Tätigkeit darf sich nicht auf die «Betriebsberatung» beschränken, sie muß auch *den sozialen Raum berücksichtigen*, in dem sich der Betrieb und seine Menschen befinden.

B. Die gesellschaftliche Umschichtung

1. Die ständische Gesellschaft

Die ländliche Gesellschaft von heute stellt das Ergebnis einer langen geschichtlichen Entwicklung dar. Ihre ursprüngliche Aufgabe war der Landbau. Dieser lag in der Schweiz seit jeher in den Händen einer Bauernschaft. Noch im Spätmittelalter bildete diese Bauernschaft einen *geschlossenen Stand*, dessen Lebenskreis scharf von Adel, Geistlichkeit und Bürgertum getrennt war. Schmidt

(103) nennt vier Bindungen, durch die das vorkapitalistische Bauerntum geprägt wurde:

- a) Die *ständische Verbundenheit*. Gewiß hatte das Bauerntum von Ort zu Ort ein verschiedenes Gepräge. Aber diese Unterschiede fielen nicht ins Gewicht im Vergleich mit der wesenhaften Uebereinstimmung aller Bauern in Denken und Haltung. «Aeußerliche Vorzüge vor den andern kann sich keiner weder geben noch nehmen, er würde das allgemeine Dorfgespött werden».
- b) Die *Naturverbundenheit*. Die Bauern setzten ihrer Wirtschaft das Ziel, die Hofinsassen vor allem mit solcher Frucht zu ernähren, die der Acker am reichlichsten hervorbrachte, für ihren Bedarf in erster Linie solches Vieh zu züchten, das in der Gegend gute Weide fand und zur Kleidung hauptsächlich solche Grundstoffe zu erzeugen, die bei den einmal gegebenen natürlichen Voraussetzungen den größten Rohertag abwarfen. Nicht der Mensch gestaltete die vorkapitalistische Bauernwirtschaft, sondern die Natur.
- c) Die *Verbundenheit mit der Ueberlieferung*. Die Furcht vor der Gottheit, die Feld und Wald, Haus und Stall, Menschen und Vieh heimsuchte oder segnete, bestärkte die Bauern in ihrem Hang, ohne Prüfung oder Verständnis in ihrer Eigenart zu verharren. Die Ehrfurcht vor aller Ueberlieferung war so groß, daß selbst gutgemeinte Neuerungen der Obrigkeit mit Aufruhr beantwortet wurden.
- d) Die *Verbundenheit in der Dorfgemeinschaft*. Sie war der Träger der Treue zur Tradition. Kein Bauer konnte mit der Ueberlieferung brechen, weil seine Wirtschaft mit der Sippe und den Dorfgenossen auf Gedeih und Verderb verknüpft war. Diese Gemeinschaft war in ihrer Gesamtheit für etwas Neues nur schwer zu gewinnen und legte so dem Gestaltungsdrang des Einzelnen Fesseln an. Im gegebenen Rahmen spielte die *Verteilung von Macht und Ansehen* eine große Rolle. Neben der Selbstversorgung war die Hebung der Geltung in der Dorfgemeinschaft das wichtigste Ziel der Wirtschaft. Jede mögliche Erschütterung der Herrschaft über die Kleinbauern, Tauner und Hintersassen wurde bekämpft. Das war auch ein wichtiger Grund für das Festhalten an der einseitigen und eintönigen Wirtschaftsweise.

Gestaltungskräfte dieser altbäuerlichen Hofwirtschaft waren die väterliche Autorität, die geschwisterliche Gemeinschaft, die Eigenart des heimatlichen Bodens und die weltliche und die geistliche Obrigkeit. Sie sorgten gemeinsam dafür, daß das Bauerndasein in unwandelbarer Form, mit dauernd gleichem Gehalt und unter dem Druck einer starren Ueberlieferung verlief. Im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts ist die Bauernschaft immer mehr aus ihrer Absonderung herausgetreten. An die Stelle des ständischen Gemeinschaftsgefühls trat das *persönliche Gewinnstreben* als Leitstern des Lebens. Die Bauern haben sich den Formen des demokratischen Rechtsstaates und den Anforderungen der kapitalistischen Wirtschaft angepaßt. Sie haben das an die Ueberlieferung gebundene Dasein einer Lebensführung geopfert, deren Ursprung in den Städten liegt. Die alten Bindungen wurden abgelöst durch bewußte Ueberlegung, systematische Technik, erschlossenen Verkehr und erwerbsmäßige Verwertung aller wirtschaftlichen Güter. Damit war der Anschluß an das industrielle Zeitalter hergestellt.

2. Die industrielle Gesellschaft

Die Gesellschaftsform, welche unser soziales Dasein bestimmt, nennen wir die industrielle Gesellschaft. Sie heißt so, weil die Industrie als wichtigste neuzeitliche Produktionsweise den Vorgängen auf gesellschaftlichem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet immer mehr den Stempel aufdrückt. Diese Form bestimmt weitgehend die Gesetze unserer modernen Gesellschaft.

Mit dem Umbau von der ständischen zur industriellen Gesellschaft ist eine Reihe von einschneidenden Strukturänderungen verbunden. Zunächst ist das fast sprunghafte *Wachstum der Bevölkerung* bemerkenswert. So hat sich die Einwohnerzahl der Schweiz von 1850 bis 1950 verdoppelt:

1850	2 392 740
1900	3 315 443
1950	4 714 992
1960	5 429 061

Aehnlich verlief der Anstieg in andern Industrieländern. Dieses Wachstum der Bevölkerung wurde nur möglich dank der erweiterten wirtschaftlichen Tragfähigkeit und der gesunkenen Sterblichkeit.

Das Wachstum geht auf das Konto der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerungsgruppen. Der *landwirtschaftliche Anteil* weist in den letzten hundert Jahren sowohl absolut als auch prozentmäßig eine rückläufige Tendenz auf:

1888	1 108 407	38,0%
1910	1 012 900	27,9%
1930	923 141	22,7%
1950	834 685	17,7%

Mit dem Prozeß der Industrialisierung ist auch eine zunehmende *Verstädterung* verbunden. Jener Anteil der Bevölkerung, welcher in Orten mit mehr als 10 000 Einwohnern lebt, ist von 6,4% im Jahre 1850 auf 36,5% im Jahre 1950 angestiegen. Gleichzeitig gingen die Anteile der kleinen Ortschaften stark zurück:

Jahr	Gemeinden mit . . . Einwohnern					
	unter 500	500-999	1000-1999	2000-4999	5000-9999	10 000 u. m.
1850	18,2%	21,6%	27,6%	20,7%	5,5%	6,4%
1900	12,6%	14,7%	20,1%	22,0%	8,6%	22,0%
1950	7,8%	9,3%	14,1%	20,5%	11,8%	36,5%

Tabelle 1: Prozentuale Anteile der Wohnbevölkerung nach der Größe der Gemeinden (Quelle: Statistisches Jahrbuch der Schweiz 1959/60, S. 12)

Die geschilderten Vorgänge zeugen von einer stark *gestiegenen Mobilität* der Bevölkerung. Der Wechsel des Wohnortes, des Arbeitsplatzes, des Berufes und der soziale Auf- und Abstieg haben eine große Bedeutung bekommen. Es entstehen ganz neue Berufe, während andere wieder verschwinden. Die soziale Stellung ergibt sich aus der erbrachten Leistung.

Die neue Entwicklungsepoche geht nicht spurlos an der Landwirtschaft vorüber. Sie verlangt den Ersatz der tierischen Zugkräfte durch *motorische Antriebskräfte*. Diese Umstellung löst eine wirtschaftliche Kettenreaktion aus, und die *volkswirtschaftliche Verflechtung* nimmt rasch zu. In den Bauernfamilien wächst der Wunsch nach einer Besserung der Lebensverhältnisse, weil der *soziale Abstand* zur übrigen Bevölkerung deutlich sichtbar wird.

Indem die gegenseitige Abgeschlossenheit von Land und Stadt immer mehr verschwindet, stellt sich die Frage einer Anpassung der Verhaltensweisen. Für die Bauernfamilien entstehen dadurch zahlreiche Konfliktsituationen, die nicht leicht zu bewältigen sind. Und damit kommt die Agrarsoziologie moderner Prägung zu ihrer doppelten Aufgabe: «Auf der einen Seite arbeitet sie die für die ländliche soziale Welt *typischen Erscheinungsformen* heraus. Gleichzeitig wird sie zur vergleichenden Soziologie, indem sie diese Merkmale denen der städtischen Gesellschaft gegenüberstellt und auf die *Wechselwirkungen* zwischen diesen Polen der Gesellschaftsstruktur aufmerksam macht» (Kötter 61, S. 205).

C. Die agrarsoziologische Forschung

1. Die ältere Agrarsoziologie

Der erste bedeutende Vorahner einer Agrarsoziologie war Justus Möser (1720—94). Als führender Staatsmann im Fürstentum Osnabrück schöpfte er seine Anschauung aus dem lebendigen Tun und Treiben seiner westfälischen Bauernwelt. Er wandte sich gegen die Einseitigkeit und Verallgemeinerungstendenz der Aufklärung und betonte den Eigenwert der individuellen Entwicklung sowohl beim Menschen als auch bei den von ihm geschaffenen Institutionen. Aus diesem Sinn für das Individuelle, Eigenwüchsige, Bodenständige wuchs sein starkes Gefühl für historische Tradition. Als praktischer Politiker wußte er aber um die Notwendigkeit gewisser Reformen und bemühte sich, die Fragen der ländlichen Gesellschaft im Rahmen der Gesamtgesellschaft zu sehen (vergleiche Frauendorfer 25, S. 173 ff.).

Mösers Werk ist bezeichnend für die Mischung von romantischen Vorstellungen und dem Bewußtsein der immer stärker werdenden Krise, wie sie in der älteren Agrarsoziologie zum Ausdruck kommt. Bauernumsideologien und Theorien vom Gegensatz zwischen Stadt und Land beherrschen das Feld und wetteifern darin, Vorstellungen von Gut und Böse auf das ländliche Leben zu übertragen. Sie behaften den Menschen auf dem Land mit Tugenden und Untugenden, welche mit der Wirklichkeit nur zum Teil oder gar nicht übereinstimmen.

Neben den zahlreichen Vertretern dieser Richtung wirkten zwei Forscher, welche eine namentliche Erwähnung verdienen. Beide haben in systematischer Weise einzelne ländliche Sozialfragen bearbeitet. Max Weber (1864—1920) ist als Nationalökonom und Soziologe gleich bedeutend. Im Auftrag des Vereins für Sozialpolitik hat er die Verhältnisse der Landarbeiter in Ostdeutschland untersucht und mit seinem umfassenden Bericht großes Aufsehen erregt. Sein später verfaßtes Monumentalwerk «Wirtschaft und Gesellschaft» enthält für den Agrarsoziologen wertvollstes Gedankengut, das die moderne Wissenschaft noch nicht ausgeschöpft hat (vergleiche Frauendorfer a. a. O., S. 395).

Max Sering (1857—1939) hat sich zunächst mit Zollfragen befaßt und den Einfluß der nordamerikanischen Konkurrenz abgeklärt. Seine Studienreise durch die Vereinigten Staaten führte ihn zum bemerkenswerten Schluß, daß die amerikanische Ueberlegenheit vor allem auf die geachtete soziale Stellung und die Solidarität der Farmer zurückzuführen ist. Beeindruckt vom gewaltigen Besiedlungsvorgang in den USA empfiehlt er der deutschen Landwirtschaft schon 1887 das, was wir heute die Verbesserung der Agrarstruktur nennen. Von Sering stammt der Ausdruck «innere Kolonisation»; er verstand darunter die bäuerliche Besiedlung der ostdeutschen Gebiete. 1921 rief er das Forschungsinstitut für Agrar- und Siedlungswesen ins Leben. In diesem Institut wurde eine Fülle agrarsoziologischen Materials verarbeitet, und sein Einfluß drang weit über die Grenzen hinaus. 1934 wurde das Institut auf Betreiben der Nationalsozialisten aufgelöst (vergleiche Frauendorfer a. a. O., S. 382 f.).

2. Rural Sociology in den USA

Während in Europa der Streit der Ideologen im Brennpunkt stand und das Nahen des Zweiten Weltkrieges jede systematische Arbeit ausschloß, blühte in den USA eine empirische Forschung empor, die ihresgleichen sucht. Die Europäer träumten einem Idealbild des ländlichen Lebens nach, während die Amerikaner vom Drang erfüllt waren, objektiv abzuklären, was beim Zusammenleben auf dem Land wirklich vor sich geht.

Im Jahre 1908 ernannte Präsident Theodore Roosevelt eine Country Life Commission. Der 1911 erschienene Bericht dieser Kommission über die Lebensverhältnisse auf dem Land bedeutet den Beginn der praktischen Sozialforschung in Amerika. Den raschen Aufschwung zeigt eine Bibliographie von 1928, welche 2775 Titel von soziologischen Untersuchungen enthält. Hauptträger der Forschung sind die Hochschulen, von denen jede ein agrarsoziologisches Institut beherbergt. Die Ergebnisse werden vor allem in den Bulletins der landwirtschaftlichen Versuchsanstalten (Agricultural Experiment Station, AES) publiziert. Daneben werden gewisse Forschungsprojekte von Amtsstellen auf Bundes-, Staats- und Gemeindeebene unterstützt oder durchgeführt. Ein Beispiel dafür ist eine Serie von gezielten Untersuchungen über das ländliche Leben, die 1940 vom Landwirtschaftsdepartement in Washington veranlaßt wurde.

Die «Rural Sociology» ist vor allem eine Soziologie des Lebens auf der Farm. Sie ist die eigentliche Einheit des Landlebens, weil es Dörfer im europäischen Sinn nicht gibt. In allen Handbüchern wird am Anfang das Besondere

des Landlebens dargestellt, aber zugleich gesagt, wie stark Stadt (urban) und Land (rural) durch Wechselwirkungen verbunden und aufeinander angewiesen sind. Um den Problembereich der Rural Sociology etwas systematischer zu zeigen, geben wir das übersetzte Inhaltsverzeichnis von Kolb-Brunner (54) wieder:

1. Teil: Der ländliche Mensch und seine Besonderheiten

1. Was ist ländliche Gesellschaft — Warum untersuchen wir sie?
2. Kulturelle Herkunft und ländliche Regionen
3. Die Wanderbewegung der ländlichen Bevölkerung
4. Erscheinungsformen von Fruchtbarkeit, Wohnort und Alter
5. Psychologische Eigenarten der Landbevölkerung

2. Teil: Das wirtschaftliche Verhalten der ländlichen Gesellschaft

6. Das landwirtschaftliche Unternehmen und seine sozialen Aspekte
7. Der Mensch und sein Boden
8. Die soziale Funktion des Bodens
9. Zusammenarbeit — der goldene Mittelweg auf dem Lande
10. Anpassung der Landwirtschaft an die Weltwirtschaft

3. Teil: Gruppenbeziehungen

11. Ländliche Familien
12. Ländliche Nachbarschaft
13. Landdörfer und kleine Städte
14. Ländliche Gemeinden
15. Interessengruppen und soziale Klassen
16. Land-Stadt-Beziehungen

4. Teil: Institutionelle Einrichtungen

17. Lebensstandard und ländliches Heim
18. Erziehung und Schulen
19. Erwachsenenbildung
20. Religion und ländliche Kirche
21. Freizeitgestaltung
22. Gesundheit und ärztliche Dienste
23. Ländliche Wohlfahrt und soziale Sicherheit
24. Lokale Verwaltung als soziale Institution
25. Ländliche Wohlfahrt in Entwicklungsländern
26. Ländliche Gesellschaft in der «großen Gesellschaft»

Der Anhang enthält eine Anleitung zur sinnvollen Benützung des Buches und Hinweise auf Bücher über das ländliche Leben in den Entwicklungsländern. Kolb-Brunner gehen über das übliche Schema hinaus, indem sie dem wirtschaftlichen Verhalten der Farmer und den Problemen der Entwicklungsländer besondere Abschnitte reservieren. Beides sind erfreuliche Neuerungen.

3. Die Entwicklung in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg

Seit 1946 hat die Agrarsoziologie in Europa eine starke Beachtung erfahren. Das führt Hofstee (38, S. 11) auf folgende Gründe zurück:

1. In ganz Westeuropa ist das Interesse für die Sozialwissenschaften und besonders für die Soziologie gewachsen.
2. Mit den in den USA entwickelten, leistungsfähigen Forschungsmethoden kann die Soziologie heute mehr als früher präzise Fakten und Daten sammeln.
3. Die Rural Sociology der Vereinigten Staaten ist durch Studienaufenthalte vieler europäischer Fachleute bekannt geworden. Ihre Methodik und ihre Resultate haben die europäische Entwicklung stark gefördert.
4. Unter den Agrarökonomien wächst die Ueberzeugung, daß eine streng auf das Wirtschaftliche begrenzte Forschung nicht ausreicht, um die Hintergründe wirtschaftlichen Verhaltens abzuklären.
5. Die Betriebsberatung begreift immer mehr, daß der Erfolg ihrer Arbeit davon abhängt, ob jemand die Gründe erforscht, warum gewisse Ratschläge befolgt und andere abgelehnt werden.
6. Das allgemeine Interesse am Wohle der Landbevölkerung ist gewachsen, nicht zuletzt als Folge der zunehmenden Verstädterung.
7. Die Verbesserung der Agrarstruktur kann nur sinnvoll geplant werden, wennn dabei agrarsoziologische Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Das hat sich bei der Besiedlung der Polder in Holland deutlich gezeigt.

Gerade in *Holland* hat sich unter der Führung von Professor Hofstee die Agrarsoziologie am stärksten entwickelt. Seit 1946 gibt es an der landwirtschaftlichen Hochschule in Wageningen einen Lehrstuhl für Agrarsoziologie. 1956 entstand ein selbständiges Institut, das mehrere Assistenten beschäftigt. Die Studenten haben die Möglichkeit, Agrarsoziologie als Spezialrichtung zu wählen. Die Absolventen anderer Richtungen besuchen freiwillig die Vorlesungen von Hofstee. Für die Studentinnen der Hauswirtschaft ist die Agrarsoziologie Pflichtfach; denn «es gehört zu den wichtigsten Aufgaben der häuslichen Erziehung, den Menschen zu einem sozialen Wesen zu entwickeln, das fruchtbare Beziehungen zu seinen Mitmenschen zu unterhalten vermag» (Van den Ban 115, S. 7). Auch in *Norwegen* gibt es seit 1958 eine selbständige Abteilung für Agrarsoziologie an der landwirtschaftlichen Hochschule.

In *Deutschland* hat sich die Agrarsoziologie ebenfalls stark entfaltet. Drei Körperschaften haben sich um ihre Förderung besonders verdient gemacht. Die *Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie* sticht hervor durch die mit regionalen Instituten gemeinsam geplanten Forschungsarbeiten. Alle beteiligten Stellen halten sich in einer Untersuchungsperiode an ein Rahmenprogramm, das den Vergleich der Ergebnisse ermöglicht. Diese erscheinen als Sonderhefte der «Berichte über Landwirtschaft». Auch sonst wirkt die «Forschungsgesellschaft» als wichtige Sammel- und Koordinationsstelle für agrarsoziologische Fragen. Durch die *Agrarsoziale Gesellschaft* ist die Forschung ebenfalls angeregt und gefördert worden. Ueber die Grenzen von Deutschland hinaus ist sie bekannt geworden durch ihre vorzügliche «Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen». Schließlich verdient auch die *Landvolksabteilung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft* (DLG) Erwähnung. Sie führt auf Initiative von Professor Seedorf seit 1950 die landpädagogischen Kongresse durch.

Wir versagen es uns, hier den Kreis auf andere Länder zu erweitern und verweisen auf den übersichtlichen Bericht von Mendras (70, S. 15 ff.). Dort

wird unter anderm gesagt, daß in den meisten Ländern der agrarsoziologische Stoff von den Professoren für die Wirtschaftslehre des Landbaus und der Agrarpolitik mehr oder weniger berücksichtigt wird. 1957 haben sich Vertreter aus 13 westeuropäischen Staaten zusammengefunden, um die «*Europäische Gesellschaft für ländliche Soziologie*» zu gründen. Sie organisiert erfolgreiche Kongresse und gibt die Zeitschrift «*Sociologia Ruralis*» heraus.

Im Bericht von Mendras taucht die *Schweiz* kaum auf, obschon ausgezeichnete Vorarbeiten für eine eigene Agrarsoziologie geleistet worden sind. Volkskundler, Statistiker und Wirtschaftshistoriker haben sich intensiv mit den ländlichen Sozialfragen auseinandergesetzt und wertvolles Material zu Tage gefördert. Wir verweisen u. a. auf die Arbeiten von Braun (16), Guggisberg (28), Hauser (30), Strübin (110) und Weiß (121). Auch Howald (41) hat schon 1932 die bäuerliche Betriebs- und Familienwirtschaft untersucht und stieß dabei auf jene interessante Gesetzmäßigkeit, die als *Schicksalskurve* bekannt geworden ist. Mit viel Einfühlungskraft zeichnet Moser (72) die Grundzüge des bäuerlichen Wesens. In jüngerer Zeit untersuchte Beck (8) den sozialen Umformungsprozeß einer Gemeinde in der Randzone von Zürich. Weiß (120) bringt ein Beispiel dafür, wie «heute in unseren Bereichen die Industrialisierung nicht mehr nur von den Städten, sondern ebenso von vielen kleineren Zentren der Landschaft ausgeht». Hermann (35, S. 396 ff.) hat das Buchhaltungsmaterial des Schweizerischen Bauernsekretariates nach bestimmten soziologischen Gesichtspunkten aufgearbeitet. In der Westschweiz haben sich Michaud (71, S. 189 ff.) und Pilloud (79) mit dem «Exode rural» befaßt. Auch die Arbeit von Imboden (50) und der Bericht der Abteilung für Landwirtschaft über «Die wirtschaftliche und soziale Lage der schweizerischen Bergbevölkerung» (Bern, 1959) enthalten viel soziologisches Material.

4. Die Agrarsoziologie im System der Landbauwissenschaften

Schiller (102, S. 107) spricht von der Agrarsoziologie als einem «wichtigen Wissensgebiet, das auch in der Landbauwissenschaft eine viel stärkere Beachtung finden sollte». Und Blanckenburg (11) kommt das Verdienst zu, überzeugend nachgewiesen zu haben, wie sehr sich das Verhalten der Landwirte an der sozialen Umgebung orientiert. Für ihn liegt es «auf der Hand, daß nicht-ökonomische Kräfte das wirtschaftliche Geschehen aufs stärkste beeinflussen» (S. 139).

Weil die Landbauwissenschaften stark naturwissenschaftlich ausgerichtet sind, werden ihre Methoden dem gesellschaftlichen Umbruch auf dem Lande nicht gerecht. Es wird wenig mit dem Umstand gerechnet, daß sich die Umstellung auch auf den Menschen auswirkt. Aber «der bäuerliche Mensch wird zur Einsicht gezwungen, daß seine altüberlieferten Lebens-, Arbeits- und Denkgewohnheiten nicht mehr ausnahmslos die alte sinnvolle Zweckmäßigkeit besitzen und einer Umstellung bedürfen, und zwar einer relativ raschen Umstellung, die ihm erhebliche Schwierigkeiten bereitet» (Sachs 98, S. 37).

Ueber Schule und Beratung versucht die Landbauwissenschaft auf den Menschen einzuwirken. Sie will ihn «veranlassen, einsichtiger zu werden, rationeller

zu wirtschaften, sich weniger anzustrengen und mehr zu leisten». Der rationellen Nützlichkeit einer Maßnahme (z. B. Grundstückszusammenlegung oder Buchhaltung) steht aber die Frage gegenüber, «*wie* der Mensch sich dazu verhält und *warum* er so und nicht anders darauf reagiert» (Sachs, a. a. O. S. 40).

Der Schwerpunkt der Bevölkerung hat sich im Zuge der industriellen Entwicklung verlagert. Ein im Bauernbetrieb spürbares Zeichen dafür ist die *Abwanderung*. Es fehlen die früher üblichen Hilfskräfte, und eine Tendenz zum reinen Familienbetrieb hin ist deutlich festzustellen. Technische Maßstäbe, wie z. B. die Betriebsgröße, reichen nicht aus, um die Hintergründe dieser Bewegung abzuklären.

In der Betriebsberatung genügt es oft nicht, nur den einzelnen Betrieb und allenfalls die Familie zu kennen. Hinter dem Betrieb steht immer ein durch die Geschichte geprägtes Dorfmilieu mit deutlichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Auswirkungen. Ein Beispiel dafür liefert die schweizerische Betriebszählung von 1955. Dort zeigt sich, daß im Rhonetal die Zwerg- und Kleinbetriebe entgegen der allgemeinen Tendenz stark zugenommen haben. Diese Tatsache läßt sich nur aus dem soziologischen Zusammenhang erklären.

Wenig Zuverlässiges wissen wir über die *Arbeits- und Lebensbeziehungen innerhalb der Bauernfamilien*. Man klagt darüber, daß sich Bauernsöhne vom Beruf abwenden und Bauertöchter keine Bäuerinnen werden wollen. Aber was geht wirklich vor? Das Verhältnis zwischen Eltern und mitarbeitenden Familiengliedern ist zahlreichen Belastungen menschlicher und wirtschaftlicher Art ausgesetzt. Wie heikel ist nur schon das Problem der Hofübergabe! Jeder Betriebsberater weiß, wie oft die Schwierigkeiten eines Betriebes auf menschliche Fragen zurückzuführen sind.

Daß sich der *Forschung* auf diesem Gebiet besondere Schwierigkeiten in den Weg stellen, zeigt Röhm (93, S. 209) recht anschaulich: «Es ist nicht leicht, in diesem Bereich wissenschaftlich zu arbeiten, weil hier nur selten die dem menschlichen Geist so leicht eingehenden Zahlen und exakt meßbare Vorgänge vorliegen. Man hat es mit Menschen und mit Lebensäußerungen zu tun, die über den Bereich der Wirtschaft und der Gesellschaft hinaus — und in so irrationale Gefilde wie die Tradition, das Gefühl und den Glauben hineinreichen. Die ländliche Soziologie wird deshalb auch recht häufig von den sogenannten exakten Wissenschaften, denen die Wertungsfreiheit über alles geht, nur mit Mißtrauen, wenn nicht gar mit Ablehnung betrachtet. Dies darf jedoch nicht davon abhalten, trotzdem und gerade hier mit besonderer Sorgfalt die Arbeit aufzunehmen, auch wenn es von vornherein klar ist, daß nicht alles, was mit dem Menschen zu tun hat, einer exakten Messung zugänglich ist».

D. Die eigene Untersuchung

1. Die angewandten Methoden

Der Agrarsoziologe will auf einwandfreie Weise die Tatbestände des Lebens auf dem Lande feststellen und ihre Ursachen und Zusammenhänge erhellen. Dabei kann er grundsätzlich die Vorgehensweisen der allgemeinen Soziologie über-

nehmen; nur muß er mit der Besonderheit der ländlichen Umwelt rechnen und darum im einzelnen anders vorgehen. Im methodischen Handbuch von Young (127, S. 495) wird in diesem Zusammenhang die *persönliche Vertrautheit* in den Landgemeinden betont. Sie erlaubt es dem Untersuchungsleiter nicht, anonym zu bleiben. Sein Verhältnis zu den Menschen im Untersuchungsgebiet kann für den Erfolg der Arbeit entscheidend sein.

Unsere Untersuchung prüft die Frage, *ob* und *wie* die *Bauernfamilie* ihre Struktur und ihre Verhaltensweisen der veränderten Umwelt angepaßt hat. Diese Frage wird an den tatsächlichen Verhältnissen eines begrenzten Untersuchungsgebietes abgeklärt. Dabei sind sechs Forderungen wesentlich:

- a) Im wirtschaftlichen und geselligen Leben des Untersuchungsgebietes sollen sich Wandlungen vollziehen, die für das industrielle Zeitalter typisch sind.
- b) Das Gebiet soll wenn möglich in sich geschlossen sein. Die Bewohner sollen die gleichen kulturellen und traditionellen Bindungen haben.
- c) Das Gebiet soll überschaubar sein. Der persönliche Kontakt mit allen Bevölkerungsschichten ist erwünscht.
- d) Die im Untersuchungsgebiet liegenden Gemeinden sollen verschiedene Stufen der Entwicklung zeigen.
- e) Diese Gemeinden sollen untereinander vergleichbar sein.
- f) Das Untersuchungsergebnis soll allgemeine Schlüsse über den Wandel der Bauernfamilie ermöglichen.

Im Verlauf unserer Untersuchung in sechs Gemeinden des Homburgertals gelangten folgende Methoden zur Anwendung:

a) *Das Interview*

Das Interview ist die am häufigsten angewandte Technik der Sozialforschung. Dabei werden im Unterschied zum alltäglichen Gespräch die befragten Personen durch gezielte Fragen zu Angaben mit wissenschaftlicher Zielsetzung veranlaßt. Die Art des Interviews reicht von der *Intensivbefragung*, welche ein freies Gespräch über die Einstellung des Befragten ist, bis zur *Formalbefragung*, in der Art und Reihenfolge des Fragens streng festgelegt sind.

Zuverlässigkeit und Gültigkeit eines Interviews hängen in erster Linie ab von der *Qualität des Fragebogens*. Jede einwandfreie Untersuchung erfordert eine Reihe von Probebefragungen, in denen die *richtige Formulierung* der Fragen geprüft werden kann. Dabei zeigt sich, ob die Fragen eindeutig und verständlich sind und ob sie die Befragten beantworten können oder wollen. Auch die *Reihenfolge* der Fragen ist sorgfältig zu prüfen und dabei auf die Psychologie der Befragten Rücksicht zu nehmen. Der Form nach wird unterschieden zwischen *offenen* und *geschlossenen Fragen*. Die offene Frage läßt jede mögliche Antwort zu, während die geschlossene die Zahl der Antworten einschränkt. Das geschieht praktisch so, daß der Befragte entweder mit Ja oder Nein antworten kann oder ein Bündel von Antwortmöglichkeiten zur Auswahl bekommt.

Neben dem sorgfältigen Aufbau des Fragebogens und der genauen Formulierung der Fragen beeinflussen die beteiligten Menschen den Erfolg einer Untersuchung. Darum werden bei größeren Projekten die Interviewer gründlich geschult; ihre Fehler können nämlich die besten Vorarbeiten zunichte machen. Schließlich reagieren auch die Befragten nicht überall gleich. Ausgesprochen offen für alle Fragen sind die Amerikaner, dagegen sollen die Franzosen eher verschlossen sein. Die Glieder der Bauernfamilien im Untersuchungsgebiet haben bereitwillig Auskunft gegeben. Weil die Fragebogen ziemlich lang waren, wurde zwischen dem freien Gespräch und formalen Fragen abgewechselt. Es kamen sowohl offene als geschlossene Fragen vor. Für den Betriebsleiter, die Bäuerin und die schulentlassenen Kinder wurde je ein besonderer Fragebogen erstellt. Die Befragung einer Familie nahm zwei bis drei Stunden in Anspruch; sie wurde zum Teil in Etappen vorgenommen.

b) Die Beobachtung

Je nach dem Standort des Beobachters unterscheidet man *teilnehmende* und *nichtteilnehmende* Beobachtung. Ein gutes Beispiel für teilnehmende Beobachtung ist die Arbeit von Egger (23); er lebte mehrere Monate im untersuchten Dorf und wurde so mit den Menschen persönlich vertraut. Beim nichtteilnehmenden Beobachter besteht die Gefahr, daß sich das Verhalten der beobachteten Gruppe bei seinem Erscheinen ändert und folglich nicht mehr typisch ist. Darüber und zur Psychologie der Beobachtung äußert sich Furfey (26, S. 289 ff.) in anschaulicher Weise.

Notiert ein Beobachter nur das, was ihm gerade begegnet und wichtig scheint, ohne Rücksicht auf Ort und Zeit, so spricht man von einer *unkontrollierten* Beobachtung. Beschränkt er seine Beobachtung auf ein Phänomen in einer bestimmten Gruppe zu einer festgesetzten Zeit und nach einer fixierten Methode, so ist das *kontrollierte* Beobachtung. In beiden Fällen ist ein genaues *Beobachtungsprotokoll* unerlässlich.

Der Verfasser hatte Gelegenheit, das Untersuchungsgebiet in seiner Eigenschaft als Betriebsberater häufig zu besuchen. So wurde er vom Sommer 1958 bis zur Hauptbefragung im Frühling 1961 mit allen Bauernfamilien bekannt und mit den meisten persönlich vertraut. Eine ziemlich regelmäßige, unkontrollierte Beobachtung war damit gewährleistet.

c) Andere Methoden

Zur Ergänzung des Materials und zur Abrundung des Bildes wurden einige zusätzliche Aktionen unternommen. Viele wertvolle Hinweise ergaben sich aus der *Befragung von Gewährspersonen*. Dabei handelte es sich um 35 überdurchschnittlich gut informierte Personen wie Gemeindepräsidenten, Lehrer, Pfarrer, ältere Landwirte und andere Schlüsselpersonen. In allen sechs Gemeinden wurden in den drei obersten Klassen *Schulaufsätze* geschrieben, welche in der Themstellung auf das Anliegen unserer Untersuchung ausgerichtet waren. Die *Neben-erwerbslandwirte* und eine Gruppe von *Fabrikarbeitern* unterzogen sich einer be-

sonderen Befragung. Schließlich wurden auch *behördliche Akten* und andere *schriftliche Dokumente* eingehend studiert. Die Gemeindeschreiber erwiesen sich dabei als besonders wertvolle Helfer.

2. Die Etappen der Untersuchung

Den Anstoß zum Studium der ländlichen Sozialfragen gaben die Gespräche mit jungen Bauern und später die Berichte der Forschungsgesellschaft für Agrarsoziologie in Bonn. Den Zugang zur amerikanischen Literatur eröffnete die praktische Anleitung von Yang (126) mit ihrer umfangreichen Bibliographie. Stück um Stück wurden das Fachgebiet und seine Methoden erarbeitet. Die Untersuchung dehnte sich über mehrere Jahre aus, weil sie ohne Mitarbeiter und zum größten Teil in der Freizeit durchgeführt wurde. Es lassen sich fünf Arbeitsphasen unterscheiden:

- a) Im Februar 1956 führte ich in drei Gemeinden des Kantons Zürich eine *Voruntersuchung* durch. In jeder Gemeinde erklärte sich eine Guppe junger Bauern bereit, die Fragebogen zu verteilen und ihre Kollegen zum Ausfüllen zu ermuntern. Auf diese Weise kamen 42% der ausgeteilten Fragebogen zurück. Sie waren zum Teil mangelhaft ausgefüllt und veranlaßten mich zu einer persönlichen Nacherhebung. So wurden schließlich 159 Familien oder 59% des Totals erfaßt.
Diese Voruntersuchung zeigte, daß der Fragebogen mit 87 Fragen zu stark befrachtet war. Es drängte sich auch der Schluß auf, ein Interview sei der schriftlichen Befragungen vorzuziehen. Ueber die Brauchbarkeit einzelner Fragen ergaben sich wertvolle Hinweise, die im endgültigen Fragebogen berücksichtigt wurden.
- b) Mit der Wahl als Landwirtschaftslehrer wurde mein Wirkungskreis in den Kanton Baselland verlegt. Hier konnte ich 1958 im Rahmen der Betriebsberatung im Homburgertal eine *betriebswirtschaftliche Erhebung bei allen hauptberuflichen Landwirten* durchführen. Schon damals wurden einige soziologische Fragen eingebaut, und es zeigte sich die Eignung des Gebietes für den Ansatz der geplanten Untersuchung.
- c) Vom Sommer 1958 bis zum Frühling 1961 wurden das *statistische Material* beschafft, die *Schüleraufsätze* ausgewertet und das Bild von der *Gesamtstruktur des Gebietes* zusammengetragen. Gleichzeitig wurde ich mit den Verhältnissen vertraut und nicht mehr als Fremder betrachtet.
- d) Im Frühling 1961 erfolgte die *Befragung aller Bauernfamilien* nach dem im Anhang wiedergegebenen Frageschema. Die gesonderte Befragung von Betriebsleiter, Bäuerin und schulentlassenen Kindern erwies sich als wertvoll, weil sich ergab, daß die Glieder der gleichen Familie oft in den gleichen Punkten nicht gleicher Meinung sind.
- e) Im Anschluß an die Befragung wurde das gesammelte *Material gesichtet* und für die vorliegende Arbeit *ausgewertet*. Unstimmigkeiten wurden in Zusammenarbeit mit den *Gewährspersonen* abgeklärt.

Das Untersuchungsgebiet

A. Allgemeiner Überblick

1. Die Auswahl des Gebietes

Als geeigneter Rahmen für die Untersuchung der Lebensverhältnisse von Bauernfamilien bietet sich die *ländliche Gemeinde* dar. Sie ist nach König (55, S. 20) «eine mehr oder weniger große lokale und gesellschaftliche Einheit, in der Menschen zusammenwirken, um ihr wirtschaftliches, soziales und kulturelles Leben zu fristen».

Das Untersuchungsgebiet wurde im oberen Teil des Kantons Baselland ausgewählt, weil der Verfasser hauptberuflich in dieser Gegend tätig ist. Diesem persönlichen Argument kommen aber noch zwei gewichtige und objektive Gründe zu Hilfe: Einmal hat sich Baselland vom Agrarstaat zum ausgeprägten Industriekanton entwickelt und weist mit 37,9% von allen Kantonen der Schweiz die größte Bevölkerungszunahme von 1950 bis 1960 auf. Zum andern war die Landwirtschaft von Baselland seit dem 18. Jahrhundert eng mit der Heimindustrie verbunden und ausgesprochen kleinbäuerlich strukturiert; die sich in den letzten Jahren vollziehenden Wandlungen fordern förmlich zu einer näheren Betrachtung heraus.

Zur *Geographie* von Baselland schreibt Suter (111, S. 1): «Der höhere südliche Teil unseres Gebietes liegt an der Nordflanke des Schweizer Kettenjura, der niedrigere nördliche erstreckt sich durch den vorgelagerten zerschnittenen Tafeljura bis an die Furche des Rheintales, wo es sich bei Basel in die ober-rheinische Tiefebene öffnet». Die Landschaft ist geprägt durch eine Reihe von kürzeren und längeren Quertälern, die wie Kerben in die ebenen Kalkplatten gesägt sind. Zwischen und neben diesen schattigen Tälern mit ihren steilen Hängen liegen zahlreiche Hochflächen verschiedener Größe. Getreidefelder, grüne Matten und Obstwälder geben ihnen das Gepräge.

Ueberzeugend legt Schaffner (100, S. 193) den Einfluß der Landschaft auf die wirtschaftliche Entwicklung dar. In den Tälern entstehen die mehr oder weniger großen Industrieorte, während auf den Hochflächen die «alten, stillen Bauerndörfchen» liegen. «Die gesamte menschliche Wirtschaft hängt letzten Endes von der Oberflächenform der Umgebung ab; denn Verkehr, Kulturland, Wasserhaushalt und Klima richten sich nach ihr».

Unser Untersuchungsgebiet liegt im *Homburgertal*, das vom Hauenstein bis zum Bezirkshauptort Sissach hinunter reicht. Die untersten Dörfer Thürnen und Diepfingen gehören zur Kirchgemeinde Sissach und sind auch wirtschaftlich und kulturell stark auf den Bezirkshauptort ausgerichtet. Im oberen Teil des Tales stellen die Kirchgemeinden Rümelingen und Läuelfingen ein geschlossenes Gebiet dar, zu dem auch die beidseitigen Hochflächen gehören. Wir befinden uns damit

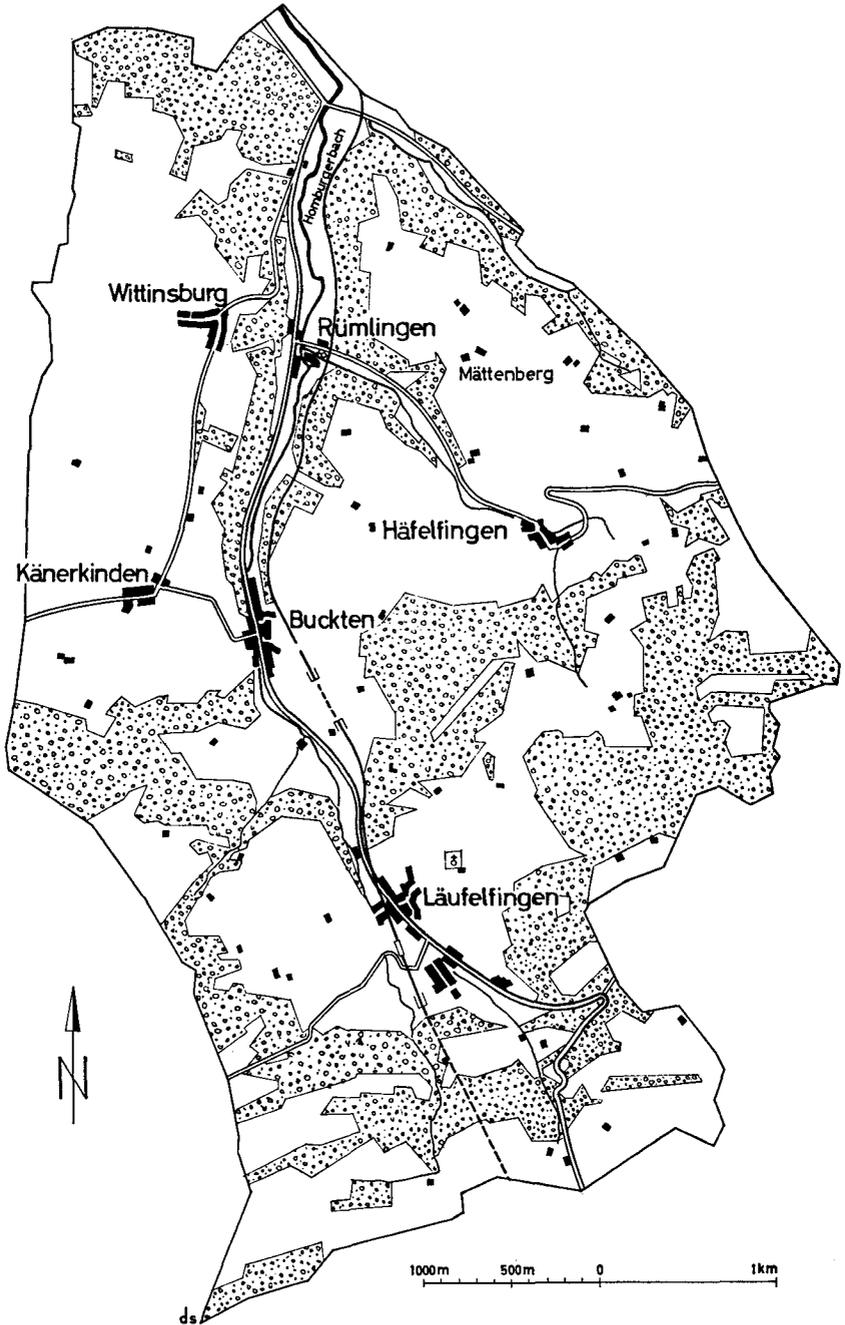


Fig. 1: Karte des Untersuchungsgebietes

in einer für den Kanton Baselland typischen Landschaft, welche die in der Zielsetzung genannten Forderungen weitgehend erfüllt.

2. Geschichtlicher Abriss

Durch das Homburgertal führt seit der Römerzeit eine *wichtige Verbindungsstraße* zwischen Nord und Süd, weil der nur 691 Meter über Meer gelegene Hauenstein die Traversierung des Juras erleichtert. Als 1220 der Gotthardpaß eröffnet wurde, bauten die Grafen von Froburg zum Schutze der Talstraße das Schloß Homburg, welches dem Tal später den Namen gab. Erst 1858 verlor die Straße ihre Bedeutung, als die Hauensteinbahnlinie durch den Berg nach Olten vorstieß. Als dann 1916 der erste Zug über Tecknau durch den neuen Basistunnel ins Mittelland rollte, hatte auch die Bahn im Homburgertal ihre große Rolle ausgespielt. Aber seit dem zweiten Weltkrieg ist der internationale Verkehr auf die Straße zurückgekehrt; Tausende von ausländischen Wagen flitzen jährlich durch das Tal.

Das Werden der heutigen Kulturlandschaft wird verständlich dank einer Karte des Homburgeramtes aus dem Jahre 1680. Sie wurde vom Basler Feldmesser G. F. Meyer gezeichnet und stellt ein Meisterwerk der kartographischen Kunst seiner Zeit dar. Suter (112) hat diese Karte kommentiert und aus den Notizen und Skizzen von Meyer die Zustände im 17. Jahrhundert rekonstruiert. Seine Arbeit enthält auch die farbige Reproduktion der Karte von Meyer. Weil die Besiedlung des Homburgertales schon früh abgeschlossen war, führt uns die Meyerkarte ein richtiges Stück Mittelalter vor Augen. Für das heutige *Siedlungsbild* war die Rode- und Siedlungstätigkeit der Alemannen und Franken grundlegend. In den fünf unteren Gemeinden herrschen die geschlossenen Dorfsiedlungen vor, während im ausgedehnten Bann von Läuelfingen schon früh Einzelsiedlungen außerhalb des Dorfes entstanden. Die Dörfer Buckten und Läuelfingen liegen mitten in ihren Bännen, die über die Talhänge auf die Hochflächen hinaufgreifen. Das Gebiet von Rümlingen liegt größtenteils auf der Mättenberghöhe, wo schon früh ein Weiler entstand. Wittinsburg und Känerkinden teilen sich in die Hochfläche zwischen Homburger- und Diegtertal. Ihnen gegenüber breitet sich auf der andern Talseite der Gemeindebann von Häfelfingen aus.

Die Ortsnamen lassen auf die *Zeit der Besiedlung* schließen. Wir nennen einige von Suters Beispielen, wobei die Jahreszahlen auf die erste urkundliche Erwähnung hinweisen: Aus der Römerzeit stammt Thürnen (Durnum, 1092). Läuelfingen (Leinvolfingen, 1366), Känerkinden (Kenninchingen, 1359) und Häfelfingen sind in der ersten, Buckten (Butkon, 1323) und Rümlingen (Rümlikon, 1358) in der zweiten alemannischen Siedlungsepoche entstanden. Wittinsburg (Wittersperg, 1358) und Mättenberg sind fränkischen Ursprungs.

Das *Flurbild* des 17. Jahrhunderts stand im Zeichen der *Dreizelgenwirtschaft*. Das Ackerland war in drei Zelgen aufgeteilt, in denen sich Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache regelmäßig ablösten. Diese extensive Art der Bewirtschaftung forderte die Inanspruchnahme eines möglichst großen Gebietes. Es wurden Flächen bebaut, die heute wieder bewaldet sind. Zur damaligen Selbstversorgung

gehörte auch der Weinbau; das Homburgertal wies um 1680 eine Rebfläche von über 9 Hektaren auf.

Der wirtschaftliche *Einfluß des Fernverkehrs* war in den Talorten recht groß. So werden im Homburger Schloßbericht von 1680 für Buckten folgende Berufsleute aufgezählt: 2 Wirte, 1 Krämer, 1 Metzger, 2 Bäcker, 2 Schneider, 2 Schuhmacher, 1 Gerber, 1 Küfer, 3 Nagler, 3 Schmiede, 3 Seiler, 1 Wagner, 1 Sattler, 1 Spanner (Suter, 112, S. 199).

Im Grunde blieb aber das Homburgertal bis ins 18. Jahrhundert ein ausgesprochenes Bauernland. Die *Schilderung der landwirtschaftlichen Zustände* durch Kettiger (53) verdient darum besondere Erwähnung. Kettiger stützt sich vor allem auf einen Bericht des Landvogtes Christ, der im Auftrag der «hohen Obrigkeit von Basel die Landschaft zu durchreisen» hatte und im Jahre 1764 «Nachricht vom Zustand des Ackerbaus im Kanton Basel» gab.

Anlaß zur Besorgnis gab die eben eingeführte Heimindustrie, weil zu ihren Gunsten die Landwirtschaft vernachlässigt wurde. «Die Bewohner der oberen Landschaft sollten sich mehrentheils des Ackerbaues und der Viehzucht befleißigen. Allein die meisten derselben nähren sich von den Fabriken (d. h. Seidenweberei), lassen den Ackerbau liegen und trachten nur einige gute Stück Mattland einzuhandeln, mit welchem sie keine Mühe haben...» Diese Aussage Christs zeigt zweierlei: die Möglichkeit des Gelderwerbs durch die Heimindustrie und die Freiheit des Dorfbewohners, seinen Mitteln entsprechendes Land zu kaufen. Landvogt Christ zählt dann «14 *Unbequemlichkeiten*» auf, welche um die Wette den Fortschritt in der Landwirtschaft hemmen. Er schildert sie so originell und sie muten zum Teil so aktuell an, daß wir sie auszugsweise wiedergeben:

1. **Aegerten**, solches Land nämlich, das «lange, undenkliche Jahr» unbebaut liegen geblieben. Deren sind bei den meisten Dorfschaften viele hundert Jucharten.
2. **Geringe Aecker**, die zwar bebaut werden, aber mit so schlechtem Erfolge, daß der Bauer in Betracht der ausgelegten Kosten die Frucht wohlfeiler kaufen könnte. Wo die Bauern im Mittelland ab einer Juchart hundert Garben schneiden, werden hierzuland dreißig geschnitten.
3. **Gute Aecker**. Dieser sind wenige und werden aus Mangel des Dungs an vielen Orten vernachlässigt.
4. **Gemeinweyden**, auf welcher der Gemeinde-Hirt mit dem großen Vieh zur Weyde fahret und die den Gemeinden eigenthümlich zugehören, aber elend besorgt werden; es wird nichts gereutet noch gesäubert und dem Wasser kein Abzug verschafft.
5. **Berg- und Waldmatten**, worauf der Eigenthümer das Recht hat zu heuen; die Gemeinden aber mit ihrer Herde zur Weyde fahren dürfen alsobald nach Jakobi. Diese Matten werden bis an den Winter abgeweydet und bei nassen Jahren so verderbt, daß sie das folgende Jahr fast nicht gemäht werden können.
6. **Die Lage der Dörfer**. Gemeiniglich liegen die Dörfer in den Thälern, das Ackerland auf den entfernten Höhen. Das wenige Land zunächst an den Dörfern ist Mattland. Dieses verursacht, daß die entfernten Aecker nach und nach zu Aegerten verwandelt werden, indem der halbe Tag mit Hin- und Herfahrten versäumt und das Vieh müde wird, ehe es auf den Platz gelangt, wo es arbeiten soll.
7. **Die böse Zufuhr** der Güter ist eine Folge von dieser Lage der Dörfer; wodurch
8. **die Düngung** sehr beschwerlich wird.
9. **Entfernte Wohnungen sind zu bauen verboten**. In anderen Gegenden haben solche dem Bauer aufgeholfen, indem er dadurch in der Mitte und Nähe seines Landes allen Unkommlichkeiten mit geringer Mühe hat steuern können.

10. Die **unablöslichen Fruchtbodenzinse**. Weil die Grundherren nur am hohen Zins interessiert sind, wird der Landmann oft durch die ungleiche Verteilung ungerecht bedrückt.
11. **Der wohlfeile Geldzins** sollte den Fleiß der Landleute vermehren helfen, er hemmt aber denselben. Sie zahlen die guten und erträglichen Stücker zu theuer und lassen das schlechte Land liegen. Sie kümmern sich nicht, wer das Kapital zuletzt wieder zurückerstatten werde.
12. **Zehntherrn**. An vielen Zehnten sind drei oder vier Theilhaber beteiligt, von denen jeder mehr als die andern fordert.
13. Durch **Verstückelung der Güter** sind viele Ackerzüge abgegangen. Diese Zerstückelung der Güter hat zwar ihre erste Ursache in der Vermehrung der Einwohner; dormalen aber ist sie meistens die Folge der Fabriken. Vorzeiten blieben an einigen Orten die Kinder nach ihrer Eltern Tode auf ihrem Gute beisammen und wußten nichts besseres, als selbiges zu bebauen. Der älteste oder der verständigste unter ihnen war wie der Meister unter seinem Dienstvolke, dem die übrigen gehorchten; allein da dormalen ein jeder sich aus dem armseligen Bauernstande schwingen will, so verkaufen sie die geringsten Stücke, behalten ein Stück Mattland, um eine Kuh zu wintern. Das übrige Geld legen sie an Zins und sitzen in der Stube, wo ohne Wind und Wetter auszuhalten, sie das drei- und vierfache verdienen können.
14. Die **wenigen vorhandenen Züge** sind durch Frohnungen so gedrückt, daß sich zu verwundern, wenn noch einige vorhanden sind.

Landvogt Christ kommt zum Schluß, zur Förderung der Landwirtschaft sei der Ackerbau nicht geeignet. Zunächst müsse der Boden mit Wiesen wieder «fruchtfähig» gemacht werden. Das aber erfordere die *Schaffung des freien Eigentums*, ferner «aneinanderhängende Besitzungen» und Wohnungen und Stalungen «wo nicht in der Mitte, so doch in der Nähe der Ländereien». Die meisten Vorschläge Christs wurden nach und nach verwirklicht. Der Flurzwang wurde aufgehoben und die Verbesserung der Wirtschaftsweise gefördert. Es durften Einzelhöfe gebaut werden; 1806 wurden die Grundlasten und Zehnten abgeschafft. Die «aneinanderhängenden Besitzungen» allerdings sind auch unserer Generation immer noch als Aufgabe gestellt.

Gemeinde	Häuser		Einwohner		Einzelhöfe	
	1680	1920	1680	1920	1680	1920
Buckten	35	58	206	421	—	5
Häufelfingen	20	38	115	283	2	12
Känerkinden	16	26	92	201	—	4
Läufelfingen	42	133	246	990	1	30
Rümlingen	21	33	121	197	—	6
Wittinsburg	22	35	127	230	—	2
Total	156	323	905	2322	3	59

Tabelle 2: Häuser, Einwohner und Einzelhöfe 1680 und 1920, nach Suter (112, S. 199/200)

Tabelle 2 macht deutlich, wie die Bevölkerung seit dem 17. Jahrhundert in allen Gemeinden zugenommen hat. Diese mehr als verdoppelte Menschenzahl wurde nur mit Hilfe der Posamenterei und der aufkommenden Fabrikarbeit tragbar. Die gleiche Tabelle bringt mit den 59 Höfen auch zum Ausdruck, wie sehr vom Recht zum Bau von Einzelsiedlungen Gebrauch gemacht worden ist. Damit hat sich in Läfelfingen und Rümlingen, zum Teil auch in Häfelfingen und Buckten, das Schwergewicht der Landwirtschaft vom Dorf auf die Höfe verlagert.

Die Heimarbeit erreichte in den Baselbieter Dörfern um 1880 ihren Höhepunkt; damals waren im ganzen Kanton 4909 Seidenbandwebstühle in Betrieb. In den folgenden Jahren schrumpfte dieser Erwerbszweig rasch zusammen. «Als die Heimindustrie wegfiel, mußten für die in den Dörfern Bleibenden neue Verdienstmöglichkeiten gefunden werden. Man suchte und fand sie teilweise in der Intensivierung der Landwirtschaft und sodann in der seit 1850 immer mehr aufkommenden Fabrikarbeit. Da sich namentlich in den kleinen Bauerndörfern oft keine Industrie ansiedelte, reisten die Leute einfach der Verdienstmöglichkeit nach» (Hauser 31, S. 304). Das führte zu einer der drei für das 19. Jahrhundert so typischen Wanderbewegungen: der *Pendelwanderung*. Sie hat bis heute einen großen Einfluß auf das Leben der untersuchten Gemeinden und wird noch ausführlich dargestellt.

Die genannten Wanderbewegungen hat Gutzwiller (29) im Jahre 1911 in einer Dissertation dargestellt. Die *Auswanderung* nahm zeitweise beträchtlichen Umfang an. Gutzwiller schätzt, daß im 19. Jahrhundert 12 000 Baselbieter nach Amerika ausgewandert sind, wobei die 80er Jahre mit 2371 Personen besonders hervorstechen.

Daneben war die *Wanderung nach der Stadt Basel und ihren Nachbargemeinden* von großer Bedeutung. Während anno 1815 erst 2655 Baselbieter in der Stadt lebten, waren es um 1900 schon 10 008. Gutzwiller hat die Gemeinden von Baselland nach der Stärke des Bevölkerungszuwachses von 1798 bis 1900 in fünf Zonen eingeteilt. In der Zone I liegen die Vororte Binningen und Münchenstein mit Zunahmen von 965 bzw. 735 Prozent. Im Gegensatz dazu liegen die Gemeinden des Untersuchungsgebietes in den Zonen III bis V. Sie weisen folgende Zunahmen auf:

Läfelfingen	158%	Wittinsburg	33%
Häfelfingen	59%	Buckten	31%
Rümlingen	58%	Känerkinden	22%

3. Die sechs Gemeinden

Es gibt zahlreiche Versuche, die ländlichen Gemeinden zu klassieren und in ein übersichtliches System einzuordnen. Hesse (36) hat auf Grund von sechs meßbaren Merkmalen die Gemeinden von Baden-Württemberg in die folgenden fünf Grundtypen gegliedert:

- A) Gewerbliche Gemeinden und Verwaltungszentren
- B) Arbeiterwohngemeinden und Wohnsiedlungen
- C) Arbeiterbauerngemeinden
- D) Kleinbäuerliche Gemeinden
- E) Bäuerliche Gemeinden

In Anlehnung an das Konzept von Hesse haben wir unter den sechs Gemeinden des Untersuchungsgebietes folgende Merkmale verglichen:

- I. Die **Bodenverbundenheit**: von allen Haushaltungen besitzen x Prozent eigenen Grund und Boden. Dabei gilt jeder Besitzer von Haus und Garten als bodenverbunden, eine untere Grenzfläche ist nicht festgelegt.
- II. Die **Bedeutung der Landwirtschaft**: von allen Berufstätigen sind x Prozent hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig.
- III. Die **gewerblichen Schwerpunkte**: die im Dorf zur Verfügung stehenden nichtlandwirtschaftlichen Arbeitsplätze machen x Prozent der nichtlandwirtschaftlichen Berufstätigen aus.
- IV. Den **Umfang der Pendelwanderung**: von allen Berufstätigen sind x Prozent Auspendler.
- V. Den **landwirtschaftlichen Nebenerwerb**: von allen Landwirtschaftsbetrieben über 0,5 ha sind x Prozent der Betriebsleiter hauptberuflich außerhalb der Landwirtschaft tätig.
- VI. Die **landwirtschaftliche Betriebsgröße**: von allen Landwirtschaftsbetrieben über 0,5 ha umfassen x Prozent eine landwirtschaftliche Nutzfläche über 10 ha.

Die Ergebnisse sind in Tabelle 3 dargestellt. Die Gemeinden sind nach ihrer *Lage zum Verkehr* von A bis F eingestuft. Dabei ergeben sich deutliche Korrelationen zwischen der Lage der Gemeinden und der Bodenverbundenheit (I), der Bedeutung der Landwirtschaft (II) und der Siedlungsgröße. Je verkehrsferner eine Gemeinde liegt, umso kleiner ist ihre Bevölkerung und umso größer deren Bodenverbundenheit. In den Gemeinden der Hochfläche ist der Anteil der hauptberuflich in der Landwirtschaft Tätigen deutlich höher als in den Talgemeinden, während im Tal der hohe Anteil an Arbeiterbauern auffällt. Groß ist die Bedeutung der *Pendelwanderung* (IV). In zwei Gemeinden arbeiten mehr als die

Gemeinde	Merkmal						Einwohner 1960
	I	II	III	IV	V	VI	
A Häfelfingen	91	53	19	37	18	39	207
B Wittinsburg	89	50	22	44	17	39	206
C Känerkinden	75	34	19	58	6	12	222
D Rümlingen	65	18	106	38	44	33	297
E Buckten	73	17	24	56	36	41	438
F Läfelfingen	61	15	68	36	30	36	1179

Tabelle 3: Der prozentuale Anteil von sechs Merkmalen zur Typisierung der Untersuchungsgemeinden.

Hälfte aller Berufstätigen auswärts, in den vier übrigen sind es 36 bis 44 %. Ein großer Teil jener Dorfbewohner, die in der Landwirtschaft keine ausreichende Existenzgrundlage mehr fanden, haben dem Dorf nicht einfach den Rücken gekehrt; sie behielten — seit langem an eine landwirtschaftlich-gewerbliche Mischemistenz gewöhnt — ihren Wohnsitz auf dem Lande bei und nutzten die Erwerbsmöglichkeiten in der nahegelegenen Industrie.

Häfelfingen liegt in einem stillen Seitental, das von Rümlingen zum Wisenberg hinanführt. In der Blütezeit der Heimindustrie zählte es 309 Einwohner; 1960 lebten noch 207 Personen in der Gemeinde. Die Entwicklung der Bevölkerungszahl ist in Figur 2 (Seite 33) graphisch dargestellt. Für die Abwanderungstendenz ist typisch, daß die besten Jahrgänge am schwächsten vertreten sind. Den 28 Männern zwischen 45 und 64 Jahren stehen nur 22 in der Stufe von 25 bis 44 Jahren gegenüber. Seit 1940 ist in Häfelfingen kein neues Haus mehr gebaut worden.

Obwohl im Dorfe selbst fast keine außerlandwirtschaftlichen Arbeitsplätze zur Verfügung stehen, hat Häfelfingen den zweitkleinsten Anteil an Auspendlern. Das ist auf die dominierende Rolle der Landwirtschaft zurückzuführen. Sie beschäftigt 53% aller Berufstätigen, und fast jede Familie hat noch direkte Beziehungen zu ihr. Das zeigt der geringe lokale Milchverkauf durch die Genossenschaft; er betrug im Herbst 1960 nur 25 Liter im Tag, 91% aller Haushaltungen besitzen eigenen Grund und Boden. Den hohen Anteil an Landwirtschaftsbetrieben über 10 ha verdankt Häfelfingen den elf im Gemeindebann verstreut liegenden Einzelhöfen. Im Dorfe selbst herrschen die Kleinbetriebe vor. Die Landbewirtschaftung wird durch die ausgesprochene Hanglage erschwert.

Wittinsburg liegt 120 Meter über Rümlingen am Rande der Hochfläche und ist mit dem Tal durch eine steile Naturstraße verbunden. Es hat im Kanton den Ruf einer guten Bauerngemeinde. Die weiten, fast ebenen Felder werden alle vom Dorf aus bewirtschaftet. Der Boden eignet sich vorzüglich für den Getreidebau, nicht umsonst zieren zwei Aehren das Gemeindewappen.

Im Dorf reiht sich ein Bauernhaus ans andere, und die Frauen wetteifern in der Kunst, die Fenster mit prächtigen Blumen zu schmücken. Das Auge des Betriebswirtschafers muß allerdings feststellen, daß die Gebäude zum Teil stark ineinander verschachtelt sind und eine rationelle Arbeitsgestaltung verhindern; das gleiche gilt von der starken Parzellierung.

Genau die Hälfte aller Berufstätigen ist in der Landwirtschaft beschäftigt, während 44% auswärts arbeiten. Von diesen fahren die meisten mit dem Motorrad oder mit dem Auto an ihre Arbeitsplätze, weil der Weg zur Bahnstation un bequem ist. Die Zahl der Einwohner sinkt seit 1880 ständig, wenn auch etwas weniger rasch als in Häfelfingen. In den letzten fünf Jahren wurden drei neue Einfamilienhäuser gebaut.

Eine große Sorge der Dorfbevölkerung war lange Jahre die Wasserversorgung. Oft mußte das kostbare Naß für Menschen und Tiere vom Tal heraufgetragen werden. 1890 konnte sich die Gemeinde eine 6 km entfernte Quelle sichern und die nötige Zuleitung erstellen. Aber erst das Pumpwerk von 1951 entthob das Dorf endgültig seiner Wasserversorgung (Rhyner 87, S. 296/7).

Känerkinden liegt südlich von Wittinsburg in einer sanften Mulde verborgen. Es ist wie viele Dörfer des oberen Baselbietes durch das Posamenterbauerntum

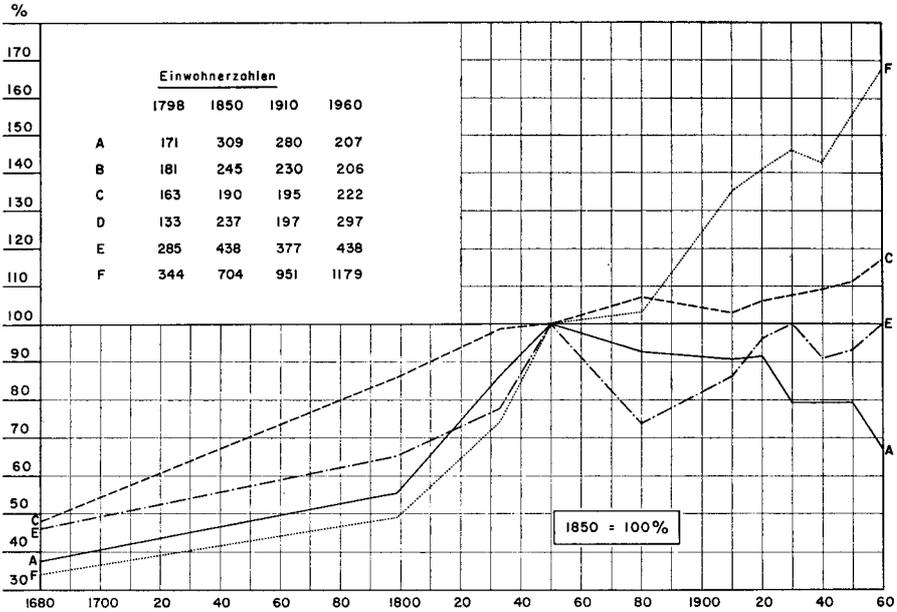


Fig. 2: Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen im Untersuchungsgebiet

geprägt worden. Typisch dafür ist der heute noch große Anteil an Landwirtschaftsbetrieben unter 10 ha. Jeder dritte Berufstätige arbeitet in der Landwirtschaft. Es wird ein intensiver Ackerbau betrieben. Zur Zeit der Ernte bietet sich von der Anhöhe südlich des Dorfes ein prächtiges Bild auf die Ebene gegen Wittinsburg und in die weite Runde des oberen Baselbiets.

Der bekannte Künstler Walter Eglin ist ein Sohn und Bürger von Känerkinden. Er hat der Gemeinde ein Wappen entworfen, das auf blauem Grund eine goldene Sonne und einen silbernen Pflug zeigt. Während das zweite Symbol an Bedeutung verliert, hat das erste, nämlich die schöne Lage, seit 1910 zu einem leichten Ansteigen der Einwohnerzahl geführt. Die ziemlich nahe Bahnstation in Buckten und die gute Verbindungsstraße nach Buckten und Diegten erleichtern das Pendeln. Darum hat Känerkinden mit 58% der Berufstätigen den höchsten Pendleranteil von allen sechs Gemeinden. In den letzten fünf Jahren sind außerhalb des alten Dorfkerns sieben neue Häuser gebaut worden. Weil auch Wohnungen vermietet werden, sinkt der Anteil der bodenverbundenen Haushaltungen auf 75%.

Rümlingen wurde schon 1501 zur selbständigen Kirchgemeinde, der auch Buckten, Häfelfingen, Känerkinden und Wittinsburg zugehören. Weil die Bahnlinie in einem imposanten Viadukt hoch über das Dorf hinwegführt, wurde Rümlingen nur mit einer Haltestelle bedacht. Seine Einwohnerzahl sank von 1850 bis 1930 ständig. Erst in den letzten zehn Jahren haben sich zwei neue Gewerbebetriebe in der Gemeinde niedergelassen und zahlreiche Arbeitsplätze geschaffen.

Darum verfügt Rümelingen als einzige Gemeinde über mehr Arbeitsplätze als ortsansässige, nichtlandwirtschaftliche Berufstätige, und die Bevölkerungszahl ist seit 1950 von 219 auf 295 geklettert. Laut Produktionskataster gab es im Jahre 1940 im Dorfe selbst noch 23 Bauernbetriebe; ihre Zahl ist inzwischen auf acht gesunken, von denen keiner mehr hauptberuflich bewirtschaftet wird. Die früheren Kleinbauern arbeiten in den neuen Gewerbebetrieben, sie haben einen Teil ihres Landes verkauft und sich mit dem Geld an der sonnigen Halde ein schmuckes Einfamilienhaus gebaut.

Bäuerliches Hinterland ist der östlich über dem Dorf gelegene Mättenberg. Die dortigen Landwirte haben das freigewordene Land im Talboden gepachtet. Schwere Traktoren schleppen das Erntegut auf den Berg.

Buckten hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Im Jahre 1680 wies es von allen Gemeinden des Kantons die dichteste Besiedlung auf. Das Gemeindegewapp mit Posthorn und Wagenrad erinnert an die große Zeit des Dorfes. Auch die alte Scheune beim Gasthaus zum «Mond» zeugt mit ihrem wuchtigen Gebälk und den riesigen, gewölbten Kellern von der Bedeutung Bucktens als Umschlagplatz im Transitverkehr über den Hauenstein. Der Wegmacher hat im Jahre 1823 den Verkehr während zwölf Monaten aufgezeichnet (87, Aufsatz «Buckten»):

	Eigene Pferde	Vorspann-Pferde
Güterwägen	4 309	4 666
Salzwägen	5 134	3 317
Weinwägen	1 622	2 088
Andere Wägen	2 855	1 859
Chaisen	3 442	1 558
Summa	<u>17 362</u>	<u>13 488</u>

Figur 2 (Seite 33) zeigt, wie mit dem Bau der Bahnlinie die Entwicklung von Buckten jäh unterbrochen wurde. Die Einwohnerzahl sank innert dreißig Jahren von 438 auf 323. Seither hat sich die Gemeinde wieder etwas erholt und zählte 1960 wieder genau 438 Einwohner. Die weitere bauliche Entwicklung von Buckten wird behindert, weil es auf drei Seiten durch steile Felsenbänder abgeriegelt ist. Darum ist auch die Zahl der verfügbaren Arbeitsplätze im Vergleich zu den beiden anderen Talgemeinden sehr gering und der Anteil der Auspendler fast so hoch wie in Känerkinden. Die zahlreichen Arbeiterbauern und die relativ hohe Bodenverbundenheit weisen auf eine eher konservative Haltung der Bevölkerung hin.

Auch in Buckten verlagert sich der Schwerpunkt der Landwirtschaft immer mehr auf die umliegenden Einzelhöfe. Die räumliche Enge und der wachsende Durchgangsverkehr behindern die noch vorhandenen Dorfbauern stark; die jüngeren unter ihnen befassen sich ernsthaft mit dem Gedanken der Aussiedlung.

Läufelfingen liegt hinten im Talkessel. Das größte Ereignis in der Geschichte des sehr alten Dorfes war der Bau des Hauensteintunnels. Mit der Eröffnung der neuen Bahnlinie im Jahre 1858 empfing die Gemeinde starke wirtschaftliche Impulse. Es ist das einzige der sechs Dörfer, welches einen Bahnhof mit der Möglichkeit des Güterumschlages erhielt. Damit lief es Buckten endgültig den Rang des führenden Ortes ab. Es ließen sich einige größere Gewerbebetriebe im weiten Tal-

boden nieder, während die Landwirtschaft sich immer mehr auf den das Dorf umgebenden Kranz von 26 Einzelhöfen zurückzog. Nur noch 61% der Haushaltungen besitzen eigenen Grund und Boden.

Jede der sechs Gemeinden ist vor mehr als tausend Jahren gegründet worden. Sie funktionierte während Jahrhunderten als *soziale Einheit*, bevor sie im modernen Staatswesen zur politischen Gemeinde und damit zur Verwaltungseinheit wurde. Die Bevölkerungszahl war bis ins 18. Jahrhundert begrenzt durch die im Gemeindebann gewinnbare Ackerernahrung. Davon machte einzig Buckten als «Verkehrszentrum» eine Ausnahme.

Figur 2 macht klar, wie erst mit dem Aufkommen der Heimindustrie die Einwohnerzahlen kräftig zu steigen begannen. Die Zählung von 1850 bedeutet einen wichtigen Wendepunkt, weil nach ihr die Bahnlinie eröffnet wurde und die *Welle der modernen Industrialisierung* einsetzte. Läuelfingen entwickelte sich in der Folge rasch zum führenden Industrieort, während die unteren Talgemeinden erst wieder aufholten, als ein Teil des Güterverkehrs auf die Straße zurückkehrte. Von den «Bauerngemeinden» hat Känerkinden dank seiner guten Wohnlage die Einwohnerzahl leicht erhöhen können, dagegen weisen Wittinsburg und besonders Häfelfingen rückläufige Bevölkerungszahlen auf.

Alle sechs Gemeinden stehen unter dem Einfluß einer *zunehmenden wirtschaftlichen und sozialen Verflechtung*, in der das Untersuchungsgebiet Teil eines größeren Ganzen geworden ist. Der nächste Abschnitt wird diesen Zusammenhang näher beleuchten.

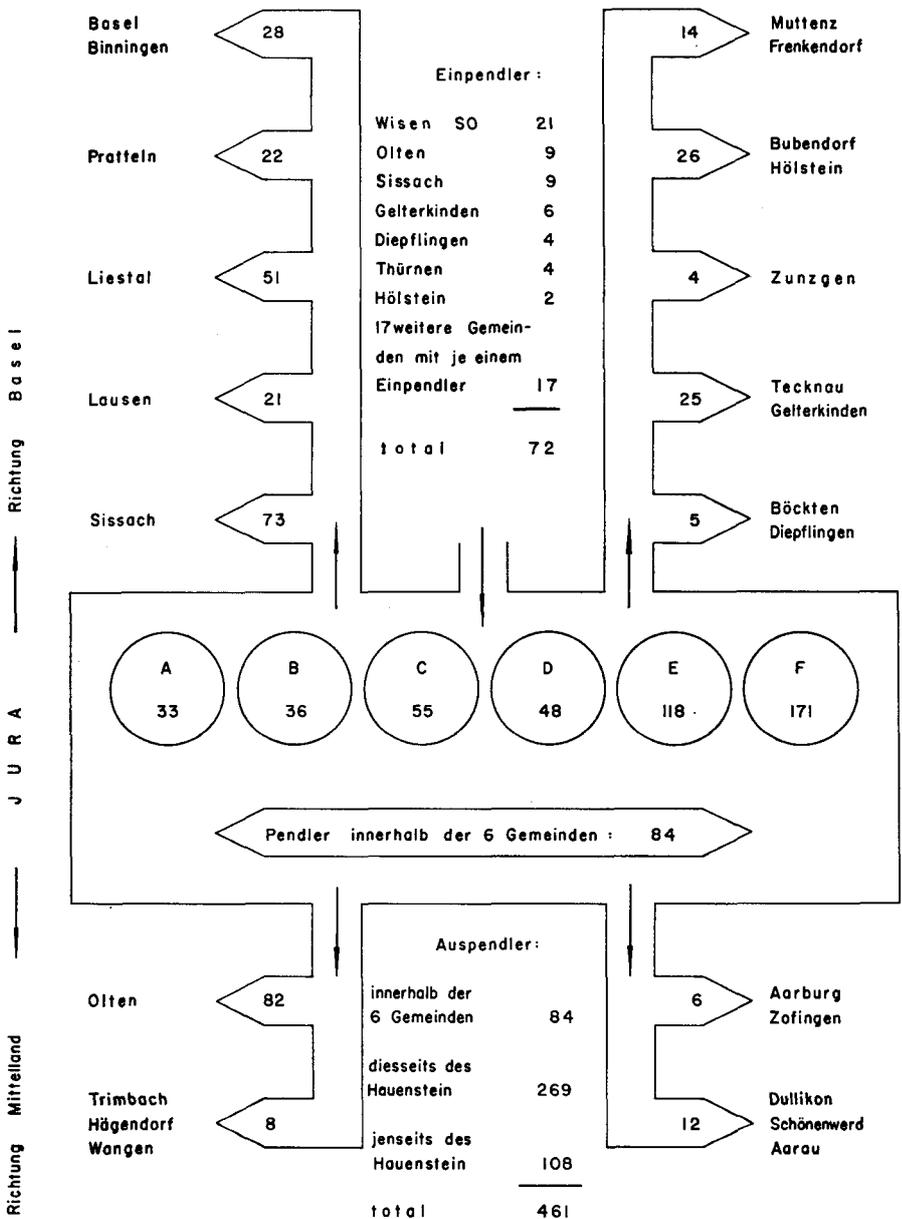
B. Die Berufs- und Sozialstruktur

1. Vom Posamentier zum Pendler

Als Posamenterei bezeichnet man in Basel und Umgebung die Seidenbandweberei, welche unter der Herrschaft des frühkapitalistischen Verlagssystems von den Bauernfamilien als *Heimarbeit* betrieben wurde. Sie erreichte um die Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt und blieb bis zum ersten Weltkrieg fast die einzige zusätzliche Erwerbsquelle der bäuerlichen Bevölkerung. Fast in jeder Stube standen Webstühle. Nach 1924 ist dieser Erwerbszweig rasch zusammengebrochen und hat heute keine wirtschaftliche Bedeutung mehr. Im Untersuchungsgebiet sind laut Tabelle 4 noch ganze 12 Exemplare in Betrieb. Diese Arbeit für die «Basler Herren» war bei der Bevölkerung sehr beliebt und lebt in Volkslied und Heimatdichtung fort.

Jahr	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinden	Rüm- lingen	Buckten	Läu- fingen	Total
1908	38	52	41	18	46	39	234
1941	13	7	2	5	9	2	38
1955	2	3	1	2	4	—	12

Tabelle 4: Die Zahl der Posamenterstühle in den sechs Gemeinden.



In den Kreisen ist die Zahl der Auspendler pro Gemeinde aufgezeichnet.

Fig. 3: Die Pendelwanderung in den sechs Gemeinden. Stand am 1. 12. 1960

Die Heimarbeit ist vom neuzeitlichen Fabrikbetrieb abgelöst worden. Die Dorfbewohner hatten die Arbeitsplätze in den Industrieorten aufzusuchen; damit trat die *Pendelwanderung* an die Stelle der Posamenterei. Der Pendelwanderer ist zur typischen Gestalt im Arbeitsleben des Untersuchungsgebietes geworden. Er verläßt am frühen Morgen das Dorf und kommt oft erst spät am Abend heim. Diese Trennung von Wohnort und Arbeitsort hat einen großen Einfluß auf das soziale Leben der Gemeinde.

Das Ausmaß und die Richtung der Pendelwanderung sind in Figur 3 schematisch dargestellt. 461 Personen verlassen täglich die sechs Dörfer; davon arbeiten nur 84 in einer der fünf anderen untersuchten Gemeinden. Alle andern fahren talabwärts bis nach Basel oder durch und über den Hauenstein bis nach Zofingen und Schönenwerd. Die Pendelzeit dauert bis zu anderthalb Stunden für einen Weg. Den 461 Auspendlern stehen 72 Einpendler gegenüber. Die meisten von ihnen kommen aus Wisen SO, Olten, Sissach und Gelterkinden. Durch die Arbeitsorte der Auspendler und die Wohnorte der Einpendler, die in manchen Fällen identisch sind, werden nicht weniger als 43 Gemeinden in vier Kantonen berührt. Diese Pendelwanderung ist für das obere Homburgertal von großer wirtschaftlicher Bedeutung, arbeiten doch 43 % aller Berufstätigen außerhalb ihres Wohnortes. Daraus lassen sich drei wichtige Schlüsse ziehen:

- a) Die *wirtschaftliche Verflechtung* ist im Untersuchungsgebiet sehr groß. Wir haben heute eine industriell geprägte Gesellschaft vor uns, die sich auf einer bäuerlichen Grundlage differenziert und den Erfordernissen der Zeit angepaßt hat.
- b) Auffällig ist die *zunehmende Beweglichkeit* der Bevölkerung. Das illustriert ein Vergleich zweier Firmen im Untersuchungsgebiet. Die alteingesessene Gips-Union in Läuelfingen beschäftigt 98 Arbeiter und Angestellte. Diese rekrutieren sich fast ausschließlich aus dem Dorfe selbst, dem nachbarlichen Wisen und den übrigen untersuchten Gemeinden. Viele von ihnen waren oder sind noch Arbeiterbauern, die abends und in der Freizeit ihren Kleinbetrieb bewirtschaften. Ganz anders liegen die Verhältnisse in der jungen Firma Leuthardt in Rümlingen. Von den 77 Arbeitern und Angestellten lebt wohl ein Grundstock von 30 Personen im Dorfe selbst. Der Rest aber pendelt ein aus 16 Gemeinden der näheren und weiteren Umgebung; es arbeiten auch einige Ausländer im Betrieb. Sämtliche Arbeiter haben auf einen landwirtschaftlichen Nebenerwerb verzichtet; immerhin besitzt die Hälfte von ihnen ein eigenes Haus mit Garten.
- c) Aus bestimmten Gründen suchen sich die Pendler nicht eine Wohngelegenheit in der Nähe des Arbeitsplatzes. Diese Gründe sind vielfältig und können vielleicht am besten mit dem etwas belasteten Begriff *Treue zur Scholle* gekennzeichnet werden. Man nimmt die tägliche Mühe der langen Wegstrecken auf sich, weil — um mit Sombart zu sprechen — «in manchen Völkern eine starke Sehnsucht nach Ausgestaltung einer eigenen Häuslichkeit besteht» (107, S. 1017). Dazu rechnet Sombart immer einen Garten, einen Stall und eine

Vorratskammer. Im Untersuchungsgebiet ist allerdings der Viehbestand oft bis auf einige Kaninchen abgebaut worden. «Chüngelibuur» als Scherzname für diese Leute!

2. Gewerbe und Industrie

Die Verkehrslage ist maßgebend für die Ausbreitung von Gewerbebetrieben. Das obere Homburgertal ist dafür ein sprechendes Beispiel. Die Dörfer Häfelfingen, Wittinsburg und Känerkinder blieben ihrer abseitigen Lage wegen so klein, daß sich lange Zeit kein selbständiges Gewerbe entfalten konnte.

Wohl liegt hoch über dem Dorf *Häfelfingen* das Kurhaus und frühere Bad Ramsach, das schon 1530 in einer Urkunde erwähnt wird. Die Jugend des ganzen Tales traf sich dort zu Festlichkeiten. Es soll dabei viel Mutwillen getrieben worden sein. Jedenfalls wurde das Bad zeitweise wegen zu großer Ausgelassenheit geschlossen (87, Aufsatz «Häfelfingen»). In den letzten Jahren ist das Kurhaus gründlich erneuert worden und wird der prächtigen Fernsicht wegen viel besucht. Eine enge soziale Verbindung mit Häfelfingen besteht heute nur noch in bezug auf die Gemeindesteuern. Die Gewerbe des Dorfes werden von Bauernfamilien nebenberuflich betrieben.

Gleiches gilt für *Wittinsburg*, dessen einziger größerer Gewerbebetrieb vor etwa zwanzig Jahren unten an der Talstraße gebaut wurde. Die Besitzer dieser Traktorenwerkstatt sind mit dem Dorf eng verbunden; sie wohnen dort und sind mit einer Sippe des Dorfes verwandt.

In *Känerkinder* haben sich in den letzten Jahren vier Gewerbebetriebe ganz von der Landwirtschaft gelöst. Zwei Gastwirte zählen vor allem auf die Kundschaft von auswärts. Außerdem ist ein Spezereiladen entstanden, und der Gemeindepräsident führt ein Radio- und Elektrofachgeschäft, in dem er sieben Angestellte beschäftigt. Er unterhält eine Filiale in Läfelfingen; sein Kundenkreis greift über das Untersuchungsgebiet hinaus.

Mit der zunehmenden Arbeitsteilung wurde Buckten zum gewerblichen Zentrum der Kirchgemeinde Rümelingen. Das war gegeben durch seine Stellung als Umschlagsplatz des Transitverkehrs, aber auch durch seine verkehrsgünstige Lage innerhalb der fünf Dörfer der Kirchgemeinde. Unabhängig davon entstand in Läfelfingen mit dem Wachstum des Ortes ein eigenständiges Gewerbe.

Wir stellen die Gewerbestruktur der drei *Talgemeinden* in drei Stufen dar. Die Betriebe der Stufe I sind bei der Auflösung der alten Hauswirtschaft zuerst entstanden und haben noch direkte Beziehungen mit der landwirtschaftlichen Grundlage der Gemeinden. Die Betriebe der Stufe II treten mit der fortschreitenden beruflichen Differenzierung auf, sind aber auf den Markt im Untersuchungsgebiet ausgerichtet. In Stufe III schließlich folgen jene Betriebe, die auf einen Kundenkreis angewiesen sind, der weit über das Tal hinausreicht. Danach ergibt sich folgende Liste:

	Rümlingen	Buckten	Läufelfingen
Stufe I	2 Gasthäuser 1 Mühle 1 Sägerei	2 Gasthäuser 1 Schmied 2 Schuhmacher 1 Wagner	5 Gasthäuser 1 Sägerei 1 Sattler 3 Schneider 2 Schmiede 1 Wagner
Stufe II	1 Altstoffhändler 1 Dachdecker 1 Konsumverein 1 Zimmerer	1 Altstoffhändler 1 Bäckerei 1 Coiffeur 1 Gärtner 2 Maler 1 Maurer 1 Metzger 1 Schneiderin 1 Schreinerei 3 Spezialeiläden	2 Bäckereien 2 Coiffeure 1 Drechsler 1 Gärtner 1 Kaminfeger 2 Maler 2 Metzger 2 Schneiderinnen 1 Schreinerei 1 Spengler 5 Spezialeiläden 1 Tea Room 1 Firma für Baustoffe, Samen, Dünger und Heizmaterial
Stufe III	1 Baufirma und Kühlmöbelfabrik 1 Garage mit Maschinenfabrik 1 Transportgeschäft	1 Baufirma 1 Geflügelzucht 1 Uhrenfabrik	1 Baufirma 1 Garage und Transportgeschäft 1 Firma für Gipsprodukte 1 Firma für Präzisionsmechanik 1 Firma für Laden- und Innenausbau 1 Zuckermühle

Diese Uebersicht unterstreicht die führende Stellung von Läufelfingen. Es wirken dort auch zwei Architekten und ein Arzt. Für viele Dienste und Produkte sind die Bewohner des Untersuchungsgebietes angewiesen auf Orte wie Sissach und Gelterkinden auf der einen, oder Olten auf der anderen Seite des Hauensteins.

Die Stufe III läßt erkennen, wie neben die Landwirtschaft und das ortsgebundene Gewerbe neue Firmen getreten sind, die sehr verschiedene Branchen vertreten. «Darin liegt — bei aller relativen Abwendung unserer Wirtschaft von ihrer landwirtschaftlichen Grundlage — der große Vorteil der Struktur unserer heutigen Baselpolitaner Wirtschaft, daß sie keine einseitige Industrialisierung und keine übergroßen Betriebe kennt. Eine äußerst heterogene, branchenmäßig gemischte Gliederung und viele Klein- und Mittelbetriebe sind das Kennzeichen unserer derzeitigen Industrie. Unsere basellandschaftliche Wirtschaft ist eine kleine, moderne Volkswirtschaft geworden, die nicht nur mit der größeren schweizerischen Volkswirtschaft, sondern auch mit der großen Weltwirtschaft eng verflochten ist» (Ballmer 7, S. 265).

Im Untersuchungsgebiet beschäftigen nur zwei Firmen zwischen 50 und 100 Arbeitskräfte. In den sechs nächstgrößten Betrieben sind es 12 bis 33 Personen. Ballmers Feststellung trifft also auch für das obere Homburgertal zu.

3. Die Bedeutung des Nebenerwerbs

Neben der Pendelwanderung ist auch der Umfang des Nebenerwerbs ein wichtiges Kennzeichen der wirtschaftlichen Verflechtung. Dabei unterscheiden wir zwei Gruppen:

- a) Die Arbeiter und Angestellten, welche in der Freizeit und mit Hilfe von Angehörigen Landwirtschaft betreiben.
- b) Die hauptberuflichen Landwirte, welche über ein wesentliches nichtlandwirtschaftliches Einkommen verfügen.

Zu a) Die Zahl der *Arbeiterbauern* (früher «Rucksecklibuure» genannt) geht rasch zurück. Gegenwärtig zwingen keine wirtschaftlichen Gründe zu diesem Doppelberuf. 1960 zählten wir noch 39 Arbeiterbauern im Untersuchungsgebiet. Auf die Frage, warum sie noch landwirtschaftlich tätig seien, haben 24 spontan mit «aus Freude» geantwortet. Auch die teilweise Selbstversorgung wurde als Begründung angegeben; aber eine eigentliche Erwerbsabsicht liegt nur selten vor.

Als gutes Indiz für die Entwicklung kann die Zahl der Ziegen betrachtet werden. Sie betrug im Untersuchungsgebiet:

1936	1946	1961
142	156	34

Die «Kuh des armen Mannes» ist rar geworden, weil heute auch die armen Männer selten sind. Bei der Aufgabe der Landwirtschaft wird das Land normalerweise nur verpachtet, weil der Grundbesitz als sicherste Anlage für die Zukunft gilt.

Alt-Bundesrat Rubattel (95) hat das Problem der Arbeiterbauern gesamtschweizerisch untersucht und stellt fest, daß mit der Verbesserung der Lage der Arbeiter der Rückgang der Zahl der Arbeiterbauern beschleunigt wird. Rubattel hat bei allen Gemeindeschreibern eine Umfrage gemacht und stellt in einem Anhang die Verhältnisse im Kanton Baselland als besonders typisch gemeindeweise dar (S. 117—125).

Zu b) Im Rahmen der Buchhaltungserhebungen des schweizerischen Bauernsekretariates wird auch das Nebeneinkommen der buchführenden Landwirte erfaßt. Dabei zeigt sich, daß im Jahre 1958 von 543 Betrieben 94% über eine solche zusätzliche Erwerbsquelle verfügten (Petricevic 78, S. 149 ff.) Diese setzt sich sehr verschieden zusammen und ist auch im Ausmaß sehr unterschiedlich. Aber sie stellt eine wesentliche Ergänzung des landwirtschaftlichen Einkommens dar.

Unsere Untersuchung erfaßt jene Betriebe, in denen der Betriebsleiter entweder einen Viertel seiner Arbeitszeit für den Nebenerwerb aufwendet oder einen Viertel des Familieneinkommens aus nichtlandwirtschaftlichen Quellen bezieht. Auf diese Weise ergeben sich 42 Betriebe (37,5%) mit *wesentlichem Nebenerwerb*. Davon befinden sich 34 Betriebe in den Dorfsiedlungen; es gehören nur acht Einzelhöfe dazu. In den kleinbäuerlich geprägten Gemeinden Häfelfingen und Känerkinden ist jeder zweite Betrieb in dieser Nebenerwerbsgruppe vertreten.

Hauptbestandteile des Nebeneinkommens sind die Einnahmen aus der *Fabrikarbeit* und den sogenannten Dorfdiensten. In 24 Fällen bringen direkte Angehörige Geld ins Haus, indem sie über das Kostgeld hinaus den größten Teil des Zahltages abgeliefern. Es gibt dabei alle möglichen Abstufungen. Ein lediger Landwirt in bescheidenen Verhältnissen sagte mit etwas bitterer Ironie: «Mein Bruder geht in die Fabrik, damit ich zu Bauern vermag». In drei Kleinbetrieben hat der auswärts arbeitende Sohn die erste Anzahlung an den Traktor des Vaters geleistet.

In den übrigen 18 Fällen bringt ein Dorfdienst oder Gewerbe das zusätzliche Einkommen. Dabei wurden festgestellt: 3 Posthalter, 3 Händler (Heu-, Obst- und Viehhandel), 3 Gastwirte, 2 Verwalter landwirtschaftlicher Genossenschaften, 2 Förster, 2 Spezereiläden und je ein Posamenter, ein Sattler und ein Schmied. Ein Posthalter sagte von seinem Nebeneinkommen: «Das ist die Kuh, welche nie galt steht!» Von den genannten Betrieben liegen nur vier in den Talgemeinden. Die Kombination eines Gewerbes mit einem Landwirtschaftsbetrieb hat sich also besonders in den Dörfern der Hochfläche erhalten. In den kleinen Gemeinden kann eine Bauernfamilie den Ansprüchen beider Berufe besonders gut gerecht werden.

Von den übrigen Betriebsleitern versucht jeder zweite durch Fuhrleistungen, Waldarbeit oder sogar gelegentliche Bau- und Fabrikarbeit sein Einkommen etwas zu verbessern. Der Umfang dieses Nebenerwerbs erreicht aber nicht die von uns festgesetzte untere Grenze.

4. Die Gliederung der Bevölkerung

a) nach der Herkunft (vergl. Figur 4)

Bei der Herkunft der Bevölkerung unterscheiden wir Ortsbürger, Kantonsbürger, übrige Schweizerbürger und Ausländer. Die Ortsbürger stellen den ursprünglichen Teil der Bevölkerung dar. Noch vor hundert Jahren bildeten sie die überwiegende Mehrheit der Einwohner. Das zeigt das Beispiel von Läfelfingen, wo wir die Herkunft der Einwohner von 1860 und 1960 einander gegenüber stellen. Heute machen die Ortsbürger nur noch in den beiden Hochflächengemeinden Wittinsburg (42%) und Känerkinden (36%) den größten Bevölkerungsteil aus. Auffallend schwach vertreten sind die Einheimischen in Häfelfingen (18%), das sonst viele Züge einer durch die Tradition geprägten Gemeinde trägt. Allein in den letzten zehn Jahren ist die Zahl der Ortsbürger in Häfelfingen von 59 auf 37 gesunken. Man könnte sie also direkt für den Bevölkerungsrückgang verantwortlich machen. In Rümlingen gibt es nur noch 27 Ortsbürger (9%); das «fremde Blut» hat aber in dieser Gemeinde eine belebende Wirkung gehabt und neuen Schwung gebracht.

Die Bevölkerung des Untersuchungsgebietes bietet herkunftsmäßig kein einheitliches Bild mehr. Offensichtlich ist der günstige Standort im Wirtschaftsprozeß wichtiger als der Heimatort, der für viele zu einem verblaßten, administrativen Begriff geworden ist. Eine wirksame Bremse gegen die allgemeine Wanderbewegung stellt der Grundbesitz dar. Es fällt auf, wie in den Gemeinden

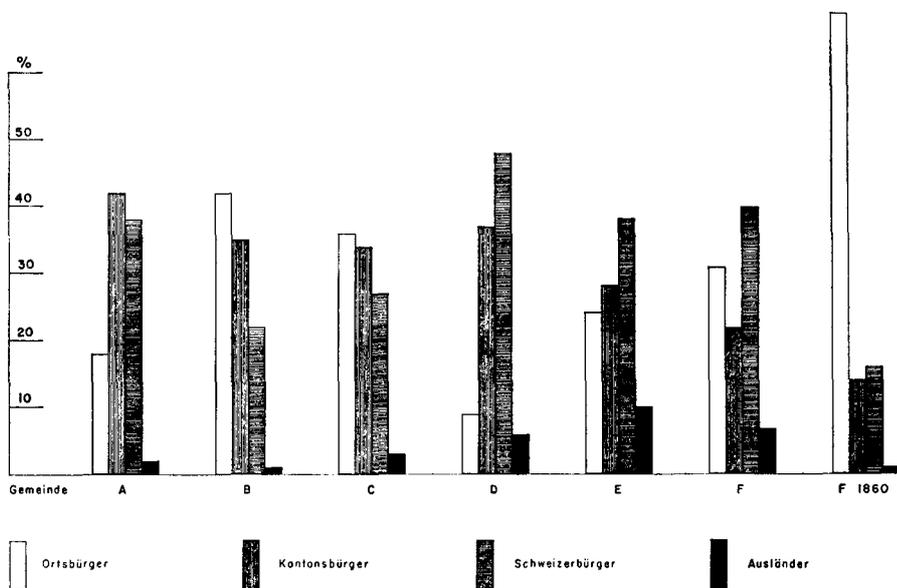


Fig. 4: Die Wohnbevölkerung der sechs Gemeinden nach ihrer Heimat (1960)

mit rückläufiger Einwohnerzahl der Anteil an bodenverbundenen Haushaltungen am größten ist (Häfelfingen 91%, Wittinsburg 89%). Die besitzlose Schicht entschließt sich am schnellsten, den angestammten Wohnort zu verlassen.

b) nach der Konfession

Es ist zu erwarten, daß sich mit den Verschiebungen in der Herkunft der Bevölkerung auch die konfessionelle Zugehörigkeit wandelt. Das trifft für den Kanton Baselland tatsächlich zu. Die frühere Trennung in einen katholischen und protestantischen Teil ist nicht mehr sinnvoll, weil sich die beiden Konfessionen in allen großen Orten stark überlagern.

Unsere sechs kleinen, von der Wanderbewegung relativ wenig berührten Gemeinden haben ihren konfessionellen Stand erhalten können und sind überwiegend protestantisch geblieben. Wiederum ist der Unterschied zwischen den Talgemeinden und jenen der Hochfläche deutlich sichtbar. Die Katholiken stellen folgende Minderheiten:

in Buckten	17%	in Häfelfingen	3,4%
in Läuelfingen	13%	in Känerkinden	1,8%
in Rümlingen	9%	in Wittinsburg	1,5%

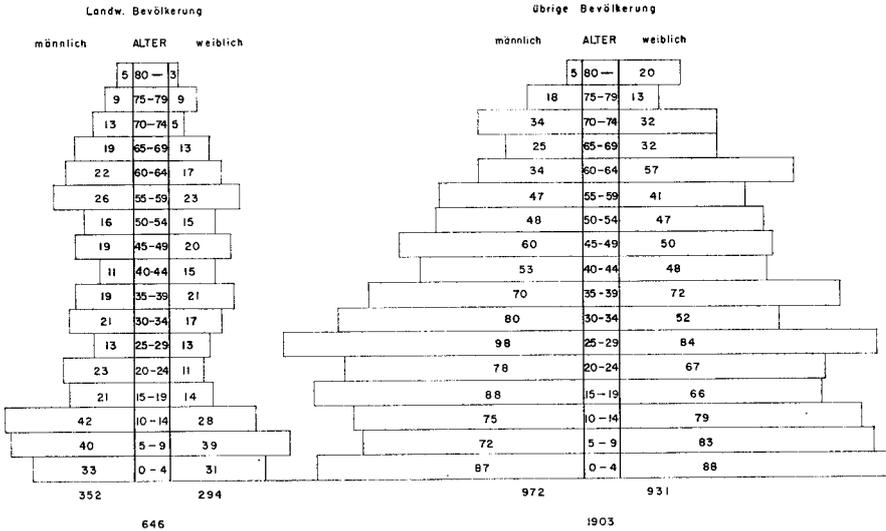


Fig. 5: Der Altersaufbau der Bevölkerung am 1. 12. 1960

c) nach dem Alter (vergl. Fig. 5)

Die altersmäßige Schichtung ist eines der wichtigsten Merkmale einer Bevölkerung. Sie wird graphisch dargestellt als *Alterspyramide*. Für das Untersuchungsgebiet haben wir die bäuerliche Bevölkerung getrennt von der nichtbäuerlichen aufgezeichnet, um einen Hinweis auf die Struktur der Bauernfamilien zu gewinnen. Ein Vergleich der beiden Pyramiden ist aufschlußreich. Der nichtbäuerliche Teil der Bevölkerung weist alle Merkmale des Wachstums auf. Von der breiten Basis der Jugend hebt sich das regelmäßige Bild zur Spitze des Alters. Ganz anders die bäuerliche Bevölkerung. Wohl sind auch hier zahlreiche Kinder vorhanden, aber nach dem Schulaustritt schmilzt die Pyramide zusammen, die besten Jahrgänge sind schwach vertreten, und erst die älteren Leute sind wieder zahlreicher. Das sind Merkmale einer «schrumpfenden Bevölkerung», die durch eine gewisse Ueberalterung gekennzeichnet ist. Im dritten Teil unserer Untersuchung werden wir diese Zusammenhänge genauer prüfen und beurteilen.

d) nach den Erwerbsklassen

Im Einklang mit der allgemeinen Tendenz im Kanton Baselland ist der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung im Untersuchungsgebiet zurückgegangen. Laut Tabelle 5 war 1930 jeder dritte und 1960 jeder vierte Bewohner des oberen Homburgertales Glied einer Bauernfamilie und als Erwachsener hauptberuflich in der Landwirtschaft tätig. Damit liegt das Untersuchungsgebiet deutlich über dem kantonalen Durchschnitt.

Gemeinden	1930			1960		
	Wohnbevölkerung Personen	Landw. Bevölkerung		Wohnbevölkerung Personen	Landw. Bevölkerung	
		Personen	Prozent		Personen	Prozent
A Häfelfingen	245	178	72,6	207	121	58,5
B Wittinsburg	213	124	58,2	206	113	55,0
C Känerkinden	204	98	48,0	222	101	45,5
D Rümlingen	193	68	35,2	297	52	17,3
E Buckten	437	111	25,4	438	75	17,2
F Läuelfingen	1027	219	21,3	1179	184	15,6
Total	2319	798	34,3	2549	646	25,5

Tabelle 5: Der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung 1930 und 1960

Der Anteil an landwirtschaftlicher Bevölkerung ist *standortbedingt*. Je näher andere und lohnendere Verdienstmöglichkeiten greifbar sind, umso rascher sinkt der bäuerliche Anteil der Bevölkerung.

Diese Tendenz trat 1930 in einer regelmäßigen Stufenleiter von 72,6% in Häfelfingen bis 21,3% in Läuelfingen zutage. In den letzten dreißig Jahren haben sich zwei klar trennbare Gruppen herausgebildet: einerseits die stark bäuerlich gebliebenen Gemeinden A bis C auf der Hochfläche; andererseits die von der Industrie geprägten Talgemeinden D bis F mit weniger als 18% bäuerlicher Bevölkerung.

Mit dem technischen Fortschritt wird eine Bevölkerung immer mehr beruflich differenziert. Der Franzose Fourastié (24) hat eine These über die Zukunft der drei Sektoren der Wirtschaft entwickelt. Danach braucht es mit zunehmender Arbeitsteilung immer weniger Menschen, die Nahrungsmittel produzieren und immer mehr Spezialisten, die andere Aufgaben in der Gesellschaft übernehmen. Das führt zu einem «natürlichen Rückgang» im primären Sektor, während sich die Erwerbspersonen zunächst dem sekundären und mit fortschreitender Entwicklung immer mehr dem tertiären Sektor zuwenden.

Die drei Sektoren von Fourastié decken sich weitgehend mit den drei Hauptkategorien, wie sie in der schweizerischen Volkszählung unterschieden werden:

- primärer Sektor = Urproduktion
- sekundärer Sektor = Industrie und Handwerk
- tertiärer Sektor = Handel, Gastgewerbe, Verkehr, Verwaltung usw.

Die Anteile der sechs Gemeinden an den drei Sektoren geben wir in Figur 6 wieder und fügen die Zahlen des Bezirkshauptortes Sissach (1950: 3493 Einwohner) bei, weil dadurch die Hinwendung zum dritten Sektor deutlicher wird. Die berufliche Schichtung nach der Volkszählung von 1960 ist noch nicht greifbar, darum stützen wir uns auf die Zahlen von 1950. Seither ist die in der Figur 6 sichtbare Tendenz noch deutlicher geworden.

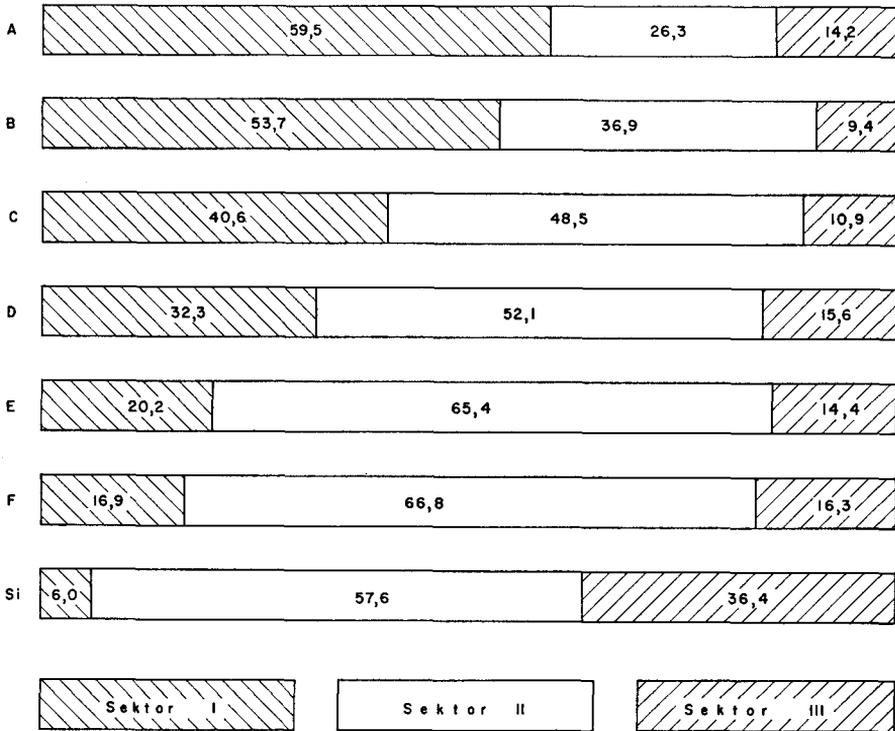


Fig. 6: Die Verteilung der Berufstätigen auf die drei Sektoren im Jahre 1950

Mit dieser Bewegung zum sekundären und tertiären Sektor ist ein *Rückgang der Selbständigerwerbenden* verbunden. Für die Landwirtschaft wird die Entwicklung im Abschnitt «Agrarverfassung» dargestellt. Es zeigt sich dort, daß seit 1929 nicht weniger als 71 Landwirte oder 39% auf die Führung ihres Betriebes verzichtet haben. Der Rückgang des Gewerbes tritt im Untersuchungsgebiet weniger zutage, weil es nie stark entwickelt war. Marktort ist seit jeher Sissach; das dörfliche Handwerk wurde und wird in Verbindung mit der Landwirtschaft betrieben. Aber in Sissach sank von 1930 bis 1941 die Zahl der Selbständigerwerbenden von 391 auf 270, während die Einwohnerzahl im gleichen Zeitraum leicht anstieg.

C. Die Agrarverfassung

Die Agrarverfassung eines Gebietes wächst aus dem Landschaftsbild und der rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Darum versteht man heute unter Agrarverfassung allgemein «die Gesamtheit der natürlichen, rechtlichen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen, unter denen die landwirtschaftliche Produktion sich vollzieht» (Howald-Laur 49, S. 35).

1. Der Wirtschaftsraum

Die sechs Gemeinden umfassen eine Fläche von 2109 Hektaren. Davon sind 40% unproduktiv und 31% sind mit Wald bewachsen. Somit dienen knapp zwei Drittel der Fläche der eigentlichen landwirtschaftlichen Nutzung. Suter (111) weist nach, daß die Waldfläche um 1680 viel kleiner war und die Weidefläche entsprechend größer. Hofnamen wie Talweid, Wanneweid und Grundweid sind Zeugen aus jener Zeit. Läuelfingen z. B. hat heute 69 ha mehr Wald als vor 300 Jahren.

Die *Produktionsbedingungen* sind ungleich, vor allem wegen der stark differenzierten Oberflächengestaltung. Während auf der Höhe von Wittinsburg und Känerkinden fast ebenes Land zur Verfügung steht, ist der Talgrund ziemlich schmal, und die meisten Felder liegen an den seitlichen Abhängen. Dort sind im Laufe der Zeit auch die meisten Höfe entstanden.

Die Böden sind durchwegs fruchtbar. Auf der Unterlage von dichtem Kalkstein, Mergelkalk und teilweise Sandstein liegt eine Ackerkrume, die vom sandigen bis zum tonigen Lehm variiert. Der Talboden besteht aus alluvialen Kies- und Sandablagerungen, der Boden ist vorwiegend humos. Alle Böden sind locker und tätig, die Ackerkrume teilweise etwas flachgründig und steinhaltig.

Ueber die *Höhenunterschiede* und Niederschlagsmengen orientiert Tabelle 6. Beachtlich sind die Höhenunterschiede in Häfelfingen und Läuelfingen. Zwar werden in Häfelfingen die höchstgelegenen Flächen als Heuwiesen genutzt, während wir in Läuelfingen einen intensiven Ackerbaubetrieb auf 800 Meter über Meer finden. Bei Wittinsburg wirkt der tiefste Punkt täuschend: nur ein schmaler Talstreifen von einigen Hektaren gehört zum Gemeindebann. Umgekehrt liegen die Verhältnisse in Rümelingen. Beim Dorfe selbst ist fast kein Land vorhanden; die Hauptfläche liegt bei 560 m auf dem Mättenberg.

Das *Klima* ist für den Ackerbau günstig. Dabei fällt auf, daß die Dörfer der Hochfläche weniger Niederschläge haben als das hinten im Talkessel gelegene Läuelfingen. Ueberhaupt klagen die Läuelfinger über ein rauhes Klima, besonders im Winter. Neben der Bise wirken auch die Aarenebel ein, welche sich schon früh im Herbst über den Hauenstein auf das Dorf senken.

Gemeinden	Höhe über Meer			Niederschlagsmenge in cm
	tiefster Punkt	höchster Punkt	Hauptgebiet	
A Häfelfingen	490	950	550—650	106
B Wittinsburg	430	630	580—620	98
C Känerkinden	530	680	550—580	98
D Rümelingen	430	610	440—560	103
E Buckten	465	630	520—580	105
F Läuelfingen	505	980	600—690	109

Tabelle 6: Höhenunterschiede und Niederschlagsmengen

Die *Stellung zum Markt* ist gut. Das dicht besiedelte Ergolzthal und die Stadt Basel sind natürliche Absatzgebiete. Allerdings verfügt nur Läfelfingen über die Möglichkeit des direkten Güterumschlages. Für die anderen Landwirte beträgt der Weg zur nächsten Bahnstation mit Güterverkehr: Mättenberg 3,5 km, Wittinsburg 2,5 km, Känerkinder 4 km, Häfelfingen 4 km, Buckten 2 km.

2. Die Zahl und Größe der Bauernbetriebe

Im Untersuchungsgebiet herrscht ein ausgesprochener Kleingrundbesitz vor. Nach Howald-Brugger (48, S. 10) sind dafür verantwortlich «die frühzeitige Bauernbefreiung, das Vorherrschen der Dorfsiedlung mit ihrer Tendenz zur Zersplitterung des bäuerlichen Besitzes, die starke Ausdehnung früher der Haus- und später der Fabrikindustrie, die ziemlich weite Verbreitung der besitzverkleinernden Rebenkultur und schließlich das zur Besitzaufteilung führende Erbrecht mit gleichmäßiger Berücksichtigung aller Erben».

Für den Kanton Baselland nennt die offizielle Betriebszählung:

	1939	1955
Landwirtschaftsbetriebe	4728	3414
Rindviehbesitzer	3441	2504

Dieser rückläufigen Tendenz unterliegt auch unser Untersuchungsgebiet, wie Tabelle 7 anschaulich dartut. Die Zahlen von 1960 fußen auf eigenen Erhebungen. Es wurden alle Betriebe, die mindestens 25 Aren Kulturland bewirtschaften oder mindestens entweder ein Stück Großvieh oder zwei Stück Kleinvieh (Ziegen, Schafe oder Schweine) zu Erwerbszwecken halten, als Landwirtschaftsbetriebe betrachtet. Weil im oberen Homburgertal keine Kleinbetriebe unter 25 Aren zu finden sind, entspricht diese untere Grenze der Bundesverordnung für die Betriebszählung von 1955, und die Zahlen sind vergleichbar.

Gemeinden	Gesamtzahl der Betriebe				hauptberufliche Landwirte			
	1929	1939	1955	1960	1929	1939	1955	1960
A Häfelfingen	40	40	35	28	36	36	28	23
B Wittinsburg	35	31	28	23	30	29	24	19
C Känerkinder	25	24	19	16	23	21	17	15
D Rümlingen	30	32	27	18	17	20	11	10
E Buckten	30	33	34	22	27	25	14	14
F Läfelfingen	82	70	53	44	50	38	33	31
Total	242	230	196	151	183	169	127	112

Tabelle 7: Die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe in den sechs Gemeinden.

Es fällt auf, daß sich das Tempo des Rückgangs der Betriebszahl seit dem zweiten Weltkrieg steigert. Allein seit 1955 sank die Zahl der Landwirtschaftsbetriebe um 45 Einheiten oder 26 %. Bei den hauptberuflichen Landwirten beträgt der Rückgang seit 1929:

in Buckten	13 Betriebe oder 46,5 %
in Rümelingen	7 Betriebe oder 41 %
in Läuelfingen	19 Betriebe oder 38 %
in Känerkinden	8 Betriebe oder 38 %
in Wittinsburg	11 Betriebe oder 36,5 %
in Häfelfingen	13 Betriebe oder 36 %
<hr/>	
im ganzen	71 Betriebe oder 39 %

Innerhalb von dreißig Jahren haben also 71 Landwirte ganz oder teilweise auf die Führung eines Landwirtschaftsbetriebes verzichtet. Dabei sind die zeitlichen Phasenverschiebungen unter den Gemeinden aufschlußreich. In den Talgemeinden scheint die erste Phase der Bereinigung abgeschlossen. Seit 1955 blieb die Zahl der Landwirte in Buckten konstant, Rümelingen verlor noch einen, Läuelfingen noch zwei. Im gleichen Zeitraum gaben in Häfelfingen und Wittinsburg je fünf Landwirte den Betrieb auf. In Känerkinden waren es nur zwei, weil dort die Lebensfähigkeit der Kleinbetriebe durch den Nebenerwerb und die etwas intensivere Wirtschaftsweise gestärkt wird. Der Vergleich macht deutlich, daß in den Talgemeinden die Kleinbetriebe früher aufgegeben worden sind.

Die ganze Entwicklung hängt stark zusammen mit der Frage der *Betriebsgrößen*. Wir sind mit Howald (42, S. 82) der Auffassung, daß neben der Fläche auch «der Intensitätsgrad der Betriebe, wie er in der Zahl der beschäftigten Arbeitskräfte und der Kapitalinvestition, in der Produktionsorientierung und im Rohertrag zum Ausdruck kommt», mitberücksichtigt werden muß. Wie noch zu zeigen sein wird, ist aber im Untersuchungsgebiet der Bewirtschaftungsrahmen aller Betriebe ziemlich starr und einheitlich, so daß die Fläche in Verbindung mit dem Obstbau als Vergleichsbasis durchaus brauchbar und sinnvoll ist.

Figur 7 spiegelt den Trend der letzten dreißig Jahren wieder. Die Kleinbetriebe nehmen rasch ab; gleichzeitig steigt die Zahl der Betriebe mit mehr als zehn Hektaren Nutzfläche. Im einzelnen ergibt sich folgendes Bild:

Die *Kleinstbetriebe unter einer Hektare* waren in ihrer Zahl bis 1955 ziemlich konstant. Seither hat die gute Konjunkturlage eine Reihe von Angestellten und Arbeitern veranlaßt, den letzten Rest der landwirtschaftlichen Selbstversorgung aufzugeben. Damit ist aber meistens keine Aufgabe der Bodenverbundenheit verbunden. Nicht weniger als 143 Fabrikarbeiter sind Besitzer eines eigenen Hauses und des dazugehörigen Landes. Die meisten von ihnen oder doch ihre Väter waren Kleinbauern. Sie haben die Felder zum größten Teil verpachtet und für sich nur das Haus und einen Garten reserviert. Damit erreichen sie die untere Grenze des Kleinstbetriebes nicht mehr und scheiden aus unserer Zählung aus.

Die *Betriebe von 1 bis 5 Hektaren* waren während Jahrzehnten das Kernstück innerhalb der Baselbieter Landwirtschaft. Dem ist im Untersuchungsgebiet nicht mehr so. In dreißig Jahren ist die Zahl dieser Betriebe von 122 auf 36 gesunken. Sie lebten früher aus der Kombination mit der Heimindustrie, mit deren

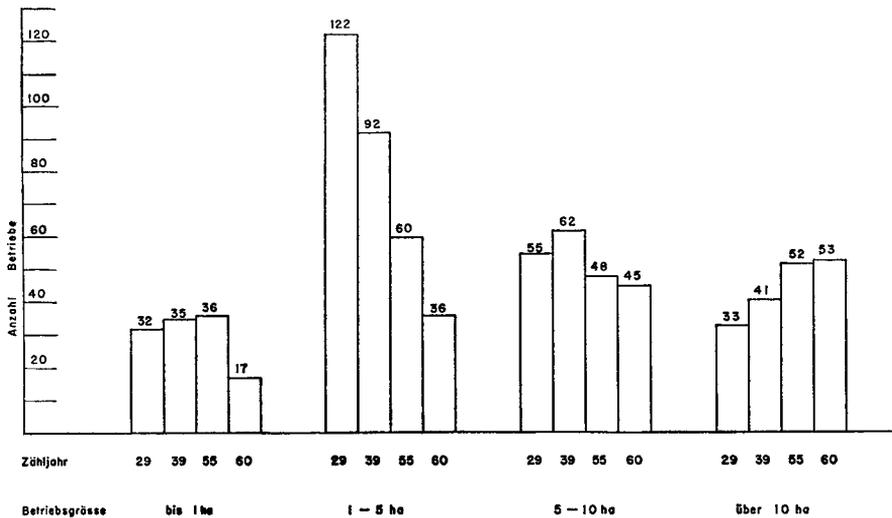


Fig. 7: Der Wandel der Betriebsgrößen von 1929 bis 1960

Zerfall wurde auch der landwirtschaftliche Teil der Existenzgrundlage gefährdet. Sobald sich andere Verdienstmöglichkeiten zeigten, schwand das Interesse an der Landwirtschaft rasch. Ein Fabrikarbeiter, der seinen kleinen Bauernbetrieb mit Liebe weiterführt, berichtet: «In unserem Dorf wurden anno 1920 noch gut 50 Stück Rindvieh gehalten. Heute steht es bitter bö: noch sieben Stück. Der ältere Landwirt findet an den Jungen keine Stütze mehr. Die Jungmannschaft, die heute auswärts arbeitet, sitzt am vollen Barren und kümmert sich nach Feierabend nicht mehr um die Landwirtschaft. Sie nimmt städtische Gewohnheiten an».

Ein anderer Arbeiterbauer, der Landwirtschaft treibt aus «Freude an den Tieren, dem Land und den Bäumen» kommt zum Schluß: «Wenn die Konjunktur anhält, gehen die Kleinbetriebe alle ein». Ein Magaziner und Ziegenbauer nennt dafür einen Grund, der mit der technischen Seite zusammenhängt: «Die Bauern sind heute fast alle motorisiert, dadurch kommt für uns die Fuhrwerkerei zu teuer». In Rümlingen ist die Entwicklung so weit fortgeschritten, daß ein Arbeiterbauer sagen kann: «Mit meinen drei Ziegen bin ich bald der größte Bauer im Dorf!»

Betrachten wir die 36 Betriebe von 1 bis 5 ha etwas näher, so ergeben sich:

22 Fälle, in denen der Betriebsleiter selbst in einer Fabrik arbeitet und nur in der Freizeit landwirtschaftlich tätig ist. Die mittlere Größe der Betriebe beträgt 148 a. Das Durchschnittsalter der Betriebsleiter ist 52 Jahre; es sind jedoch auch jüngere Leute dabei.

9 Fälle, in denen der Betriebsleiter meistens im Betrieb tätig ist, daneben aber wesentlichen Nebenverdienst zur Verfügung hat in Form von Spezereiladen, Post-

halterstelle oder Löhnen auswärts arbeitender Kinder. Die mittlere Betriebsgröße beträgt 370 a. Durchschnittsalter 62 Jahre; keiner ist unter 45-jährig.

5 Fälle, in denen alle Kinder ausgezogen sind und die Eltern den Betrieb zur Selbstversorgung und zur Fristung des Lebensabends bearbeiten. Mittlere Betriebsgröße: 223 a; Durchschnittsalter: 64 Jahre.

Wenn die Konjunkturlage der Jahre 1955/61 andauert, ist im Untersuchungsgebiet mit einem weiteren Rückgang dieser Kleinbetriebe zu rechnen.

Die Betriebe von 5 bis 10 ha haben in den Dreißigerjahren etwas zugenommen, zeigen aber seither auch eine rückläufige Tendenz, allerdings viel weniger eindeutig als die Betriebe unter fünf Hektaren. Immer noch gehören 30 % aller Betriebe dieser Größenklasse an. Sie bilden einen wichtigen Pfeiler in der Landwirtschaft des Untersuchungsgebietes. Die in dieser Größenklasse fehlenden Betriebe sind übrigens nicht einfach verschwunden. Nach unseren Erhebungen haben sich nicht weniger als 23 Betriebe seit 1929 in die Klasse über 10 ha «hinaufgepachtet». Ein Nettoverdienst liegt also nicht vor.

Damit erklärt sich auch der Zuwachs von 20 Einheiten bei den Betrieben über 10 ha. Sie sind seit der Zählung von 1955 zur häufigsten Größenklasse im Untersuchungsgebiet aufgerückt. Der Wunsch der Landwirte, ihre Maschinen auf größeren Flächen und damit rationeller einzusetzen, traf sich mit der Neigung vieler Arbeiterbauern, ihre Felder zu verpachten und ein bequemerer Leben zu führen. Der Drang zum größeren Betrieb wurde und wird noch verschärft durch die hohen Gebäudekosten und die Möglichkeit, überhaupt die Kosten des Betriebes besser zu verteilen. Andererseits stellt die Form der Zupacht die ganze bisher erreichte Verbesserung der Agrarstruktur auf eine etwas unsichere Basis, weil wahrscheinlich in Notzeiten die Verpächter ihre Felder wieder selber bebauen wollen.

Die Größe der hauptberuflich bewirtschafteten Betriebe ist in Tabelle 8 dargestellt. Dabei haben wir die Einzelhöfe den Dorfbetrieben gegenübergestellt und finden bemerkenswerte Unterschiede. In allen sechs Gemeinden verfügen die Höfe über die größeren Flächen. Dabei ist nicht nur ihre landwirtschaftliche Nutzflä-

Gemeinden	Kulturfläche a		Wald a		Landw. Nutzfläche a	
	Höfe	Dorf	Höfe	Dorf	Höfe	Dorf
A Häfelfingen	1148	735	111	43	1037	692
B Wittinsburg *	1481	982	303	127	1178	855
C Känerkinden	1415	593	126	21	1289	572
D Rümelingen	1264	—	133	—	1131	—
E Buckten	1317	955	138	107	1179	848
F Läufelfingen	1194	906	174	26	1020	880

* in Wittinsburg nur ein Einzelhof

Tabelle 8: Mittlere Größe der Einzelhöfe und Dorfbetriebe 1960

che größer, sie besitzen auch mehr Wald. Zu diesem Vorteil gesellt sich ein besserer Arrondierungsgrad. Beides zusammen macht die Höfe widerstandsfähiger gegen die Preisgabe der Landwirtschaft. Tatsächlich befanden sich von den 71 seit 1929 ausgelaufenen Betrieben 64 in ausgesprochener Dorflage. Die Dorfbetriebe sind gekennzeichnet durch enge bauliche Verhältnisse, eine schwierige innere und äußere Verkehrslage und eine starke Parzellierung.

Als Dorf mit den kleinsten Betrieben erweist sich Känerkinden. Kein Landwirt im Dorf bewirtschaftet mehr als 10 ha. Auch Häfelfingen weist 7 Betriebe unter 5 ha auf, aber der Durchschnitt wird durch vier Betriebe mit mehr als 12 ha gehoben. Aehnlich liegen die Verhältnisse in Wittinsburg, zu dem nur ein einziger Hof gehört.

3. Die Eigentumsverhältnisse

Vom *Wald* sind rund zwei Drittel in öffentlicher Hand, davon gehört der größte Teil den Bürgergemeinden. Die Privatwaldanteile schwanken in den sechs Gemeinden zwischen 20 und 42%.

Das *Land* ist weitgehend in den Händen der einheimischen Bevölkerung. Die im unteren Kantonsteil so überbordende Kauflust nichtbäuerlicher Kreise hat das obere Homburgertal noch wenig erfaßt. Unter den 112 Bauernbetrieben befinden sich 12 reine Pachtbetriebe. Fünf Pächter bewirtschaften den Betrieb von Verwandten, nur sieben Betriebe sind an familienfremde Landwirte verpachtet.

Viel größer ist die Bedeutung der *Zupacht*; die Vergrößerung der Betriebe erfolgte fast ausschließlich durch sie. Die «abgewanderten» Kleinbauern halten, wie bereits festgestellt, am Grundeigentum fest und stellen ihr Land pachtweise zur Verfügung.

Die Zahlen der einzelnen Gemeinden sind aufschlußreich. Je stärker eine Gemeinde bäuerlich geprägt ist, umso knapper ist das zur Verfügung stehende Pachtland. So haben 11 Betriebe in Häfelfingen überhaupt kein Pachtland; auch

Gemeinden	Betriebe total	keine Pacht	1 — 100 a	101 — 200 a	201 — 300 a	über 300 a	∅ Pachtland je Betrieb	Pachtland in % LN
A Häfelfingen	23	11	3	3	2	4	103 a	17,2
B Wittinsburg	19	3	10	2	2	2	112 a	23,4
C Känerkinden	15	4	7	1	1	2	91 a	23,7
D Rümlingen	10	1	2	3	1	3	213 a	27,4
E Buckten	14	2	—	4	3	5	222 a	29,3
F Läufelfingen	31	1	9	4	6	11	229 a	33,6
Total	112	22	31	17	15	27	163 a	27,1

Tabelle 9: Der Umfang der Zupacht im Jahre 1960

in Wittinsburg und Känerkinden haben nur einzelne Betriebe mehr als 100 a gepachtet. Die durchschnittliche Pachtfläche liegt für alle drei Gemeinden bei einer Hektare.

Mehr Spielraum haben die Landwirte in den Talgemeinden. Durch die Aufgabe zahlreicher Kleinbetriebe wurde viel Land frei; die durchschnittliche Pachtfläche übersteigt zwei Hektaren. 19 Betriebe der Talgemeinden haben mehr als 300 a zugepachtet. In Läuelfingen ist der dritte Teil der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche Pachtland. In einzelnen Fällen nimmt der «Landhunger» groteske Formen an. So gibt es Landwirte, die im 10 km entfernten Rünenberg und im 14 km entfernten Gelterkinden Land gepachtet haben. Auf die Frage nach der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit dieser Maßnahme wird geantwortet: «Mit dem Traktor ist das kein Problem!»

Betrachten wir jene 22 Betriebe, die der allgemeinen Tendenz zum Trotz kein Land zugepachtet haben, so ergeben sich vier Gründe für diese Zurückhaltung:

- 6 Betriebsleiter sind mehr als 65-jährig und bearbeiten den Betrieb allein mit ihrer Frau. Ihren Kräften entsprechend haben sie eher zuviel Land als zuwenig und treten in fünf Fällen auch als Verpächter auf.
- 6 Betriebsleiter haben so bedeutenden Nebenerwerb (arbeits- oder geldmäßig), daß sie kein Bedürfnis nach mehr Land haben.
- 5 Betriebsleiter verfügen über größere Betriebe und haben es satt, ohne zuverlässige Arbeitskräfte zu wirtschaften. Einer von ihnen sagte: «Wir haben am Eigenen mehr als genug!»
- 5 Betriebsleiter gehören zu jener selten gewordenen, selbstgenügsamen Art Menschen, die mit wenig zufrieden sind. Die Fachleute nennen sie «Menschen ohne Initiative». Sie heuen erst, wenn das Wetter ganz sicher ist.

Zwischen der Betriebsgröße an sich und dem Umfang der Zupacht besteht kein Zusammenhang. Bei den Betrieben mit mehr als 300 a Pachtland ergibt sich eine erstaunliche Streuung. Von einem Betrieb auf dem Mättenberg, der zu den eigenen 335 a noch 800 a zugepachtet und Scheune und Stall vergrößert hat, und den Betrieb in Läuelfingen, der 620 a eigenes und 320 a gepachtetes Land bewirtschaftet, bis hin zum einzigen Großbetrieb mit 44 ha eigenem und 13 ha zugepachtetem Land gibt es alle Uebergänge. Zahlreich sind die Betriebe, welche sich durch Zupacht von 6—8 ha auf 10—12 ha vergrößert haben. Das Ausmaß der Zupacht ist eine Frage der Zusammensetzung der Bauernfamilie und der Initiative des Betriebsleiters.

Mit der vermehrten Zupacht wird in der Regel die *Zahl der Parzellen* größer und damit der Arrondierungsgrad schlechter. Am schlimmsten ist die Lage in Wittinsburg, wo es auf jeden Betrieb 14 Parzellen trifft und die mittlere Grundstückgröße nur 64 a beträgt. Dort bewirtschaftet ein Betrieb 24 Parzellen, ein anderer sogar 28. Auch in Häfelfingen und Känerkinden sind die Fluren stark zerstückelt, wobei in Häfelfingen die Durchschnittsgröße der Grundstücke durch die Einzelhöfe in täuschender Weise gehoben wird. Diese genießen auch hier den Vorteil des viel größeren Arrondierungsgrades.

Gemeinden	Betriebe mit ... Parzellen (ohne Wald)							Parzellen je Betrieb	ϕ Größe der Parzelle
	1	2	3—5	6—10	11—15	16—20	über 20		
Häufelfingen	2	2	4	11	3	1	—	7	119
Wittinsburg	—	—	1	3	6	7	2	14	64
Känerkinden	—	1	1	7	4	2	—	8	82
Rümlingen	—	—	3	3	2	2	—	9	130
Buckten	1	—	5	7	1	—	—	6	161
Läufelfingen	6	8	6	10	1	—	—	4	247
Total	9	11	20	41	17	12	2	8	134

Tabelle 10: Der Parzellierungsgrad der Betriebe im Jahre 1960

Es ist allgemein üblich, auch die Formen des Besitzwechsels und die landwirtschaftliche Bevölkerung im Abschnitt «Agrarverfassung» zu beschreiben. Wir werden sie im dritten Teil unserer Arbeit zur Sprache bringen.

Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien

A. Betriebsorganisation und wirtschaftliche Lage

1. Die Bodennutzung

Im Untersuchungsgebiet zeigt die Aufteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche besonders geringe Naturwiesenanteile in den Gemeinden Wittinsburg und Känerkinden. Diese verfügen über fast ideale Ackergelände, während in den andern vier Gemeinden ausgesprochene Hanglagen den Ackerbau erschweren. Hinzu kommt der Obstbau, gehören doch alle sechs Gemeinden zur bekannten Baseltbieter Kirschengegend. Die in den Fluren verstreuten Bäume behindern einen intensiven Ackerbau. Im ganzen können wir das Gebiet zur Betriebsform der *verbesserten Dreifelderwirtschaft* rechnen, entfallen doch über 70% des offenen Ackerlandes auf Getreide. Heute noch werden einzelne Fluren ständig als Ackerland genutzt, während sich in andern Teilen des Gemeindebannes ausschließlich Naturwiesen befinden ¹.

¹ Die Merkmale der einzelnen Betriebsformen sind übersichtlich dargestellt in der «Landwirtschaftlichen Betriebslehre» von Howald-Laur, 15. Auflage, S. 315 ff.

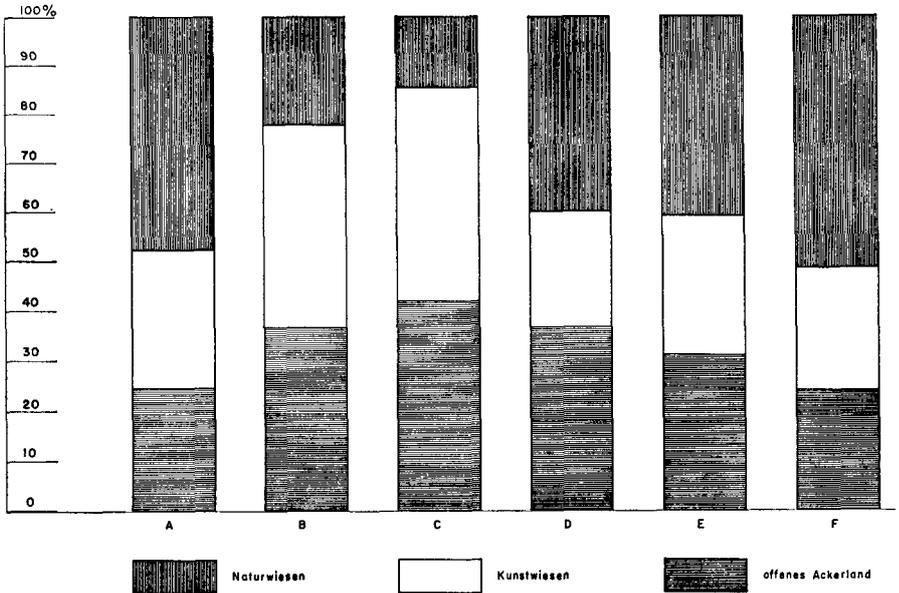


Fig. 8: Die Aufteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den sechs Gemeinden

Wir kommen den wirklichen Verhältnissen noch näher, wenn wir das Gebiet in vier Zonen aufteilen, die gleiche oder ähnliche natürliche Bedingungen aufweisen. In diesem Sinn ergeben sich:

- I 21 Talbetriebe in Häfelfingen, Rümlingen und Buckten
- II 25 Einzelhöfe auf dem südlichen Höhenzug vom Mättenberg über Häfelfingen und Buckten
- III 35 Betriebe auf der nördlichen Hochebene (fast alle in den Dörfern Wittinsburg und Känerkinden)
- IV 31 Betriebe im Talkessel von Läuelfingen.

Aus jeder dieser Zonen wurden zehn typische Betriebe ausgewählt; ihre Bodennutzung ist in Tabelle 11 dargestellt. Den größten Naturwiesenanteil zeigen die topographisch am meisten behinderten Zonen I und IV; die offene Ackerfläche beträgt nur 27 bzw. 31%. In der Zone III macht das offene Ackerland 41% aus. Davon sind 81% mit Getreide bepflanzt. Diese einseitige Forcierung vor allem des Weizenbaus beginnt sich zu rächen. 1961 zeigten zahlreiche Getreidebestände deutliche Symptome der Fußkrankheit. Besser werden die Regeln der Fruchtfolge in Zone II beachtet; der Getreideanteil ist dort am geringsten, und es sind Ansätze zur Klee graswirtschaft vorhanden.

Um den *Einfluß der Betriebsgröße* auf die Ausdehnung des Ackerbaus festzustellen, haben wir

- a) die 15 kleinsten Betriebe,
- b) die 15 Betriebe, deren landwirtschaftliche Nutzfläche am nächsten bei 10 ha liegt,
- c) die 15 größten Betriebe

aus dem Total von 112 Betrieben ausgewählt. Wir vergleichen dabei vor allem die offene Ackerfläche, weil ihr Verhältnis zur landwirtschaftlichen Nutzfläche einen anerkannten Aussagewert hat.

Zone	I		II		III		IV	
	a	%	a	%	a	%	a	%
Mittlere landw. Nutzfläche davon:	762	100	1208	100	965	100	943	100
Naturwiesen und Weiden	282	37	286	24	146	15	405	43
Kunstpiesen	275	36	449	37	423	44	245	26
Offenes Ackerland davon Getreide	207 157	27 76	473 332	39 71	396 321	41 81	293 238	31 78

Tabelle 11: Die Bodennutzung in den vier Zonen des Untersuchungsgebietes

Im Untersuchungsgebiet betreiben die *kleinsten Betriebe* keinen Intensivackerbau. Die offene Ackerfläche macht knapp einen Viertel der Nutzfläche aus. Sonderkulturen haben praktisch keinen Eingang gefunden. Einzig in Känerkinden werden etwas Feldgemüse und Digitalis angebaut. Hauptackerfrucht ist auch in den Kleinbetrieben das Getreide. Hackfrüchte werden nur zur Selbstversorgung angepflanzt. Fast die halbe Nutzfläche besteht aus Naturwiesen. Eine ziemlich regelmäßige Einnahme bringt die Kirschenrente.

Für die nicht sehr hohe Flächenproduktivität der Kleinbetriebe sind soziologische Gründe verantwortlich. Neun von den 15 Betriebsleitern sind über 60 Jahre alt und bearbeiten den Betrieb mit ihrer Frau; die Kinder sind abgewandert. Die alten Leute können und wollen den Betrieb nicht modernisieren, sie wollen nur den Lebensabend auf eigener Scholle verbringen. Die anderen sechs sind Landwirte mit bedeutendem Nebenerwerb; sie sind nicht in erster Linie auf das landwirtschaftliche Einkommen angewiesen, oder sie haben wenig Zeit für die Landwirtschaft.

Besser präsentieren sich die *mittleren Betriebe* um 10 ha. 25 bis 61% der Nutzfläche sind offenes Ackerland. Die Regeln der Fruchtfolge werden besser eingehalten; das Verhältnis zwischen Getreide und Hackfrüchten ist einigermaßen normal. Die Familien sind in der Lage, die Arbeit ohne fremde Hilfe zu bewältigen.

In den *15 größten Betrieben* des Tales ist der Anteil an offenem Ackerland wieder kleiner, nämlich 30% im Durchschnitt. Gleichzeitig steigt der Getreideanteil in den meisten Betrieben auf über 80%. Auf die Hackfrüchte wird immer mehr verzichtet, weil die dazu nötigen Arbeitskräfte fehlen. Alle Betriebe verfügen über einen zeitgemäßen Maschinenpark.

Wir halten fest: Die Bodennutzung ist durch die Bodenart, das Klima und die Oberflächengestaltung festgelegt. Klima und Boden erlauben im Untersuchungsgebiet die rasche Folge von Getreide (wobei sich Uebertreibungen zu rächen beginnen). Die ausgesprochenen Hanglagen und der weit verstreute Baumbestand führen zu einem hohen Naturwiesenanteil, wie er für die verbesserte Dreifelderwirtschaft und die Graswirtschaft mit Ackerbau typisch ist.

Größenklassen	kleinste Betriebe	mittlere Betriebe	größte Betriebe
LN: Extreme Mittel	253—490 a 366 a	891—1112 a 981 a	1420—2112 a 1686 a
OA: Extreme Mittel	41—112 a 87 a	247—595 a 395 a	210—950 a 506 a
OA: in % der LN Extreme Mittel	14—40% 24%	25—61% 36,6%	15—53% 30%

Tabelle 12: Landwirtschaftliche Nutzfläche (LN) und offene Ackerfläche (OA) in 45 ausgewählten Betrieben

Die Intensität des Ackerbaus ist sodann eine Frage der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte. Vom wenig intensiven Kleinbetrieb hebt sich die Ertragskurve zum ausgewogenen mittleren Betrieb mit 8 bis 11 ha und senkt sich dann gegen den überlasteten Betrieb mit 16 bis 20 ha. Daß diese Verallgemeinerung nicht jedem Betrieb gerecht wird, zeigen die Extreme in Tabelle 12 klar. Aber die Tendenz ist im Untersuchungsgebiet eindeutig.

Im Rahmen der Bodennutzung kommt dem *Obstbau* eine ganz besondere Bedeutung zu. Während im schweizerischen Mittel auf eine Hektare landwirtschaftlicher Nutzfläche 8 Obstbäume entfallen, trifft es im Untersuchungsgebiet auf die gleiche Flächeneinheit 27 Bäume. Die Böden und Lagen an der Nordabdachung des Tafeljuras sind besonders für den Anbau von Steinobst geeignet und die *Baselbieter Kirschen* genießen nicht umsonst einen so guten Ruf. Andererseits sind die gleichen Lagen für den Kernobstbau wenig geeignet. Auf Anraten der kantonalen Obstbauberatungsstelle sind die Apfelbestände merklich reduziert worden; sie dienen fast ausschließlich der Selbstversorgung. Von großer Bedeutung für den *Wirtschaftserfolg* sind vor allem die Kirschen, bei denen der Absatz auch in Zukunft gesichert scheint. Die Zwetschgen haben nur einen beschränkten Markt und dienen vor allem der Selbstversorgung und der Herstellung von Zwetschgenwasser. Der Erfolg eines Kirschenjahres ist stark abhängig von den Spätfrösten im Frühjahr. Auf Grund genauer Beobachtungen hat die erwähnte Obstbauberatungsstelle den Kanton Baselland in *Frostzonen* aufgeteilt und empfiehlt Neuanpflanzungen nur in frostsicheren Lagen.

In den letzten Jahren sind viele abgehende Bäume im Rahmen von *Fällaktionen* beseitigt worden. Im Untersuchungsgebiet weisen nur noch Wittinsburg und Rümelingen etwas überalterte Bestände auf. In allen sechs Gemeinden machen die Jungbäume rund einen Viertel des Gesamtbestandes aus. Immer mehr greift die Einsicht um sich, daß weniger, aber gepflegte Bäume in guten Lagen zuverlässigere Ernten und bessere Früchte bringen. Im Jahre 1960 ist ein erster Obstacker mit 110 Kirschbäumen auf Halbstamm angelegt worden.

Gemeinden	Kirschen		Zwetschgen		Aepfel		1961 entfallen hievon auf		
	1951	1961	1951	1961	1951	1961	junge	tragfähige	abgehende
Häfelfingen	1687	1771	1758	1721	1162	920	30%	56%	14%
Wittinsburg	1295	1483	751	931	846	587	30%	38%	32%
Känerkinder	1023	1067	675	582	711	547	21%	55%	24%
Rümelingen	664	741	569	533	859	634	25%	40%	35%
Buckten	850	905	484	479	764	686	26%	67%	7%
Läufelfingen	1662	1780	1054	1221	1267	1232	25%	65%	10%
Total	7181	7747	5291	5467	5609	4606	26%	54%	20%
Zu- bzw. Abnahme	+ 566		+ 176		— 1003				

Tabelle 13: Die Baumzahlen im Untersuchungsgebiet (Quelle: Kantonale Obstbauberatungsstelle in Liestal)

2. Die Viehhaltung

Die wichtigste Quelle des Rohertrages ist die Milchproduktion. Dem entspricht die Bedeutung der *Rindviehhaltung*. Sie nimmt in allen Betrieben eine zentrale Stellung ein. Obwohl die Zahl der Rindviehbesitzer von 194 im Jahre 1936 auf 126 im Jahre 1961 gesunken ist, hat sich der Rindviehbestand nach dem kriegsbedingten Tiefpunkt von 1946 (1131 Stück) auf die Rekordhöhe von 1458 Stück gehoben. Die gleiche Bewegung hat die Zahl der Kühe mitgemacht; nach der Zählung vom Juli 1961 sind es 891 Stück. Die Tendenz zur mittleren Bestandesgröße kommt auch hier zum Ausdruck. Pro Besitzer traf es im Durchschnitt:

1936 7 Stück Rindvieh, wovon 4,3 Kühe
1961 11,6 Stück Rindvieh, wovon 7 Kühe

Eine Aufteilung nach den Kuhzahlen gibt 1961 folgendes Bild:

17 Besitzer halten 1 oder 2 Kühe
26 Besitzer halten 3 bis 5 Kühe
40 Besitzer halten 6 bis 8 Kühe
35 Besitzer halten 9 bis 12 Kühe
8 Besitzer halten mehr als 12 Kühe

Ein großer Teil der Tiere stammt aus der eigenen Nachzucht. In den Gemeinden Wittinsburg und Känerkinden machen die Kühe 66% des Rindviehbestandes aus, in den andern Gemeinden rund 60%. Weil wenig Rindermast betrieben wird, weisen diese Zahlen auf eine starke Remonte hin. Im Untersuchungsgebiet halten nur 7 Landwirte gar kein Jungvieh. Sie alle begründen diesen Verzicht mit dem Raumangel im Stall. Einige abgelegene Höfe betreiben Kälbermast.

Die *Schweinehaltung* sprengt in der Hälfte aller Betriebe kaum den Rahmen der Selbstversorgung. 43 Betriebe halten nie mehr als 1 bis 2 Mastschweine; nur

Gemeinden		Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinden	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
Rindvieh- besitzer	1936	34	27	22	28	24	59	194
	1946	32	26	21	26	22	47	174
	1961	25	21	15	13	15	37	126
Rindvieh total	1936	292	200	135	162	167	388	1344
	1946	235	165	122	152	131	326	1131
	1961	300	222	163	153	167	453	1458
davon Kühe	1936	177	122	85	98	109	245	836
	1946	149	115	79	100	99	220	762
	1961	180	147	108	93	101	262	891

Tabelle 14: Rindviehbesitzer und Rindviehbestand im Untersuchungsgebiet

5 Betriebe mästen regelmäßig 18—25 Stück. Die 87 Zuchtschweine verteilen sich auf 32 Betriebe; von ihnen übersteigen zwei den üblichen Rahmen mit 9 bezw. 10 Muttersauen. Im Juli 1961 wurden im Untersuchungsgebiet 1008 Schweine gezählt, das ergibt pro Halter genau 8 Stück. Nicht mitgezählt ist ein großer Verwalterbetrieb, der allein 41 Zucht- und 124 Mastschweine aufweist.

Wie bei der Schweinehaltung bedingt auch bei der *Hühnerhaltung* die bauliche Situation den Umfang des Betriebszweiges. Im stark verschachtelten Wittinsburg trifft es pro Betrieb nur 15 Hühner, während auf den Höfen oft zwischen 40 und 60 Stück gehalten werden. Mehr als 60 Leghennen finden wir nur auf 9 Betrieben.

In 12 Betrieben werden *Schafe* gehalten; überall sind es Kleinherden von 4 bis 6 Stück. Den Rückgang der *Ziegenzahl* haben wir im Zusammenhang mit dem Verschwinden der Arbeiterbauern beschrieben. Im Untersuchungsgebiet gibt es 30 *Bienenhalter*, darunter finden wir aber nur 14 hauptberufliche Landwirte. Offenbar fehlt den Bauern die Zeit und Gelassenheit, welche diese kleinsten Nutztiere erfordern. In Wittinsburg ist der Posthalter der einzige Imker.

Die Bewegung des *Pferdebestandes* schildern wir auf Seite 65 im Vergleich mit dem Aufkommen der Traktoren. Hier sei vermerkt, daß es im Homburgertal noch 3 Zuchtstuten gibt und daß zwei von ihnen im Frühling 1961 ein Fohlen geworfen haben. Die ausgesprochenen «Rössler» sind selten geworden.

3. Die baulichen Anlagen

a) *Allgemeiner Ueberblick*

Von jedem Gehöft wurden eine einfache Grundriß-Skizze gezeichnet und die Oekonomiegebäude auf Grund von zehn Punkten eingestuft. Wir haben uns an zehn wesentliche Anforderungen gehalten, wie sie in Einzelfällen im Untersuchungsgebiet verwirklicht sind:

1. Heller, gut belüfteter Viehstall
2. Genügend Raum in der Scheune
3. Genügend Raum in den Ställen
4. Praktische Einfahrt oder geeignete Abladevorrichtung
5. Tenn mit durchgehendem Fahrverkehr
6. Die Lasten sind nahe beim Verbrauchsort gelagert
7. Die Gefälle werden gut ausgenützt
8. Heller, trockener Schweinestall
9. Praktisches Hühnerhaus
10. Nichts ist baulich vernachlässigt oder verlottert

Eine solche Einstufung der Gebäude hat nur gestützt auf die persönliche Bestandesaufnahme einen Sinn. So können im Schema nicht berücksichtigte Vorteile (wie z. B. Silos oder günstiger Mistplatz) angerechnet und für krasse Mängel Abzüge gemacht werden.

Für jede erfüllte Forderung haben wir einen Punkt eingesetzt und so fünf Klassen gebildet, die sich wie folgt verteilen:

Klasse 1	alle Punkte erfüllt:	6 Betriebe
Klasse 2	7 bis 9 Punkte erfüllt:	26 Betriebe
Klasse 3	4 bis 6 Punkte erfüllt:	44 Betriebe
Klasse 4	1 bis 3 Punkte erfüllt:	29 Betriebe
Klasse 5	kein Punkt erfüllt:	7 Betriebe

Es ergibt sich eine *eindeutige Gruppierung um die Mittelmäßigkeit*. Nur sechs von 112 Betrieben erfüllen die aufgestellte Norm. Am anderen Ende stehen sieben Betriebe, in denen die baulichen Verhältnisse absolut unbefriedigend und zum Teil alarmierend sind.

b) Die Rindviehställe

Das Dreisässenhaus bringt es mit sich, daß 98 Betriebe *Querställe* aufweisen. Nur in 14 Um- und Neubauten der letzten Jahre finden wir die helleren Längsställe. 70 Ställe sind ungenügend belichtet. Eine Fensterfläche unter 0,5 m² für 5 bis 9 Stück Rindvieh ist durchaus üblich. Nahezu die Hälfte aller Ställe im Untersuchungsgebiet hat noch nie ein Sonnenstrahl berührt.

Was die *Art der Aufstallung* betrifft, herrscht das Absperrgitter vor. Wir finden

- in 29 Betrieben die alte Krippe mit Raufbarren
- in 63 Betrieben das Absperrgitter
- in 20 Betrieben die Tiefkrippe

Auch die *Art des Tränkens* ist verschieden:

- 49 Landwirte tränken im Freien
- 44 Landwirte haben die Selbsttränke eingerichtet
- 19 Landwirte tränken mit dem Kessel im Stall

Dabei gibt es typische Unterschiede zwischen den Gemeinden. So wird in Läufeifingen in 22 Betrieben (71 %) im Freien getränkt. In Wittinsburg verfügen 17 Betriebe (90 %) über eine Selbsttränke. In Häfelfingen trägt man in 7 Betrieben (30 %) das Wasser im Kessel zu den Tieren. Dieser Tränkekessel und der alte Raufbarren sind typisch für die Kleinbetriebe im Untersuchungsgebiet.

Das Jungvieh findet in 64 Betrieben seinen Platz auf dem Kuhläger. Es gibt 13 besondere Jungviehställe, und in 3 Betrieben können sich die jungen Tiere in Laufställen tummeln. Wegen Platzmangel können 7 Betriebe überhaupt kein Jungvieh halten.

c) Die Pferdeställe

Eigentliche Pferdeställe gibt es nur in 29 Betrieben; auch dort sind in den meisten Fällen Kälber oder Schweine zu Kumpanen des edelsten Tieres geworden. Oft finden wir zwei einfache Ställe mit einem Tenn in der Mitte. Einer dieser Ställe ist den Kühen reserviert, in den anderen teilen sich die Pferde, das Jungvieh und die Schweine. In 18 Betrieben ist das Pferd einfach «die erste Kuh im Stall» und steht auf dem gleichen Läger wie das Rindvieh.

d) *Die Schweineställe*

Die Schweine führen ein ausgesprochenes «Schattendasein». Kein anderer Betriebszweig ist so rückständig und unzweckmäßig eingerichtet wie die Schweinehaltung. Die Unterkünfte der Schweine setzen sich zusammen aus

- 36 «Betonbunkern» ohne Licht
- 31 Buchten im Kuh- oder Pferdestall
- 25 Anbauten an Wohnhaus oder Scheune
- 14 freistehenden, gut belichteten Ställen

Die «Betonbunker» sind Zementkasten ohne Licht und mit feuchter Luft. Sie stehen irgendwo im Schopf oder hinten im Stall.

e) *Die Hühnerställe*

Die Hühner sind besser untergebracht als die Schweine. Dafür werden verschiedene Gründe genannt. Einmal kommt ein Hühnerhaus billiger zu stehen als ein Schweinestall. Dann wurde in landwirtschaftlichen Zeitungen in den letzten Jahren viel über die rationelle Hühnerhaltung geschrieben; jedenfalls mehr als über Schweinehaltung. Schließlich wollen die Landwirte diese Tiere nicht in allem drin haben, sie bauen lieber einen rechten Hühnerhof. Jedenfalls verfügen 65 Bäuerinnen über ein praktisch eingerichtetes Hühnerhaus. Nur in 22 Fällen dient ein einfacher Verschlag im Schopf als Unterkunft. An drei Orten steigen die Hühner hinten im Pferdestall auf ihre Stangen.

f) *Der Scheunenraum*

Jeder zweite Bauer beklagt sich über eine zu kleine Scheune. Leider wachsen die Gebäude nicht mit dem Ausmaß der Zupacht von Grundstücken. Besonders schwierig ist die Lage in den Dorfbetrieben, weil Anbauten auf dem engen Raum nicht möglich sind. Die Betriebe, welche eine zweite Scheune geerbt, gekauft oder gemietet haben, sind zahlreich. Aber es kommt auch vor, daß in drei, vier oder sogar fünf Scheunen eingelegt werden muß. Der Betriebsleiter eines Hofes bei Häfelfingen hat z. B. in Rünenberg drei Scheunen gemietet; allerdings liegt dort auch der größte Teil seines Pachtlandes.

g) *Die Silos*

Das Silieren wurde während des zweiten Weltkrieges stark gefördert; in jener Zeit sind zahlreiche Grünfuttersilos entstanden. Seither geht die Entwicklung nur zögernd vor sich. In den letzten 15 Jahren sind nur in 18 Betrieben Silos gebaut worden; 66 Betriebe (59%) kommen heute noch ohne dieses Hilfsmittel aus. Die Landwirte, welche im Gespräch den Bau von Silos als dringend bezeichnen, sind

Gemeinden	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
Betriebe 1960	23	19	15	10	14	31	112
Silobetriebe 1946	3	5	4	7	5	4	28
1960	6	6	8	8	7	11	46
Zunahme	+ 3	+ 1	+ 4	+ 1	+ 2	+ 7	+ 18
Trockengrasbetriebe	7	9	3	4	6	15	44

Tabelle 15: Die Verbreitung von Grünfuttersilos und Trockengras in den sechs Gemeinden

zwar zahlreich, aber gewisse Hemmungen sind offensichtlich. Dem Vorschlag, die Silos möglichst nah beim Futterplatz zu bauen, begegnet immer wieder der Einwand, das Gärfutter rieche doch zu stark. Von den 46 Bauern mit Silos fahren 22 auch in die Graastrocknungsanlagen. Daraus ergibt sich, daß 44 Betriebe weder Silage noch Trockengras zur Verfügung haben. Die eigene Futterbasis ist also noch nicht in bester Weise ausgenützt.

h) Mistplätze und Jauchegruben

Viele Mistplätze liegen ungünstig. Sie sind weit vom Stall entfernt; vorhandene Gefälle werden nicht zur Arbeitserleichterung ausgenützt. So liegt ein Mistplatz 45 m vom Stall entfernt. Das ergibt bei täglich zweimaligem Ausmisten und je zwei Fuhren eine Distanz von 65,7 km im Jahr. 16 Mistgruben haben kein gebautes Fundament und lassen die Jauche einfach versickern. In jedem dritten Betrieb ist die Jauchegrube zu klein und umfaßt weniger als zwei Kubikmeter pro Großvieheinheit.

i) Gründe für die baulichen Schwierigkeiten

1. Durch die *Vergrößerung der Betriebe* fallen größere Erntemengen an; es ist Futter für mehr Tiere vorhanden. So gleichen die Betriebe einem stark wachsenden Knaben, dem die Kleider und Schuhe zu eng geworden sind, dessen Eltern aber keine neue Ausstattung zu kaufen vermögen.
2. Die *hohen Baukosten* halten die Betriebsleiter davon ab, etwas Wirksames zu unternehmen. In Häfelfingen hat ein Landwirt mit einem Betrieb von 12 ha in den letzten zehn Jahren Fr. 45 000.— verbaut. Trotzdem ist seine Baufrage nicht zur Zufriedenheit gelöst, muß er doch in drei Scheunen einlegen und zwei 40 m voneinander entfernte Ställe benützen. Aus dem laufenden Ertrag können die Gebäude nicht auf die Höhe der Zeit gebracht werden. Alle auf Seite 60 in Klasse 1 figurierenden Betriebe sind in der Folge von Brandkatastrophen neu erstellt worden!

Schematischer Grundriss der Betriebe A und B

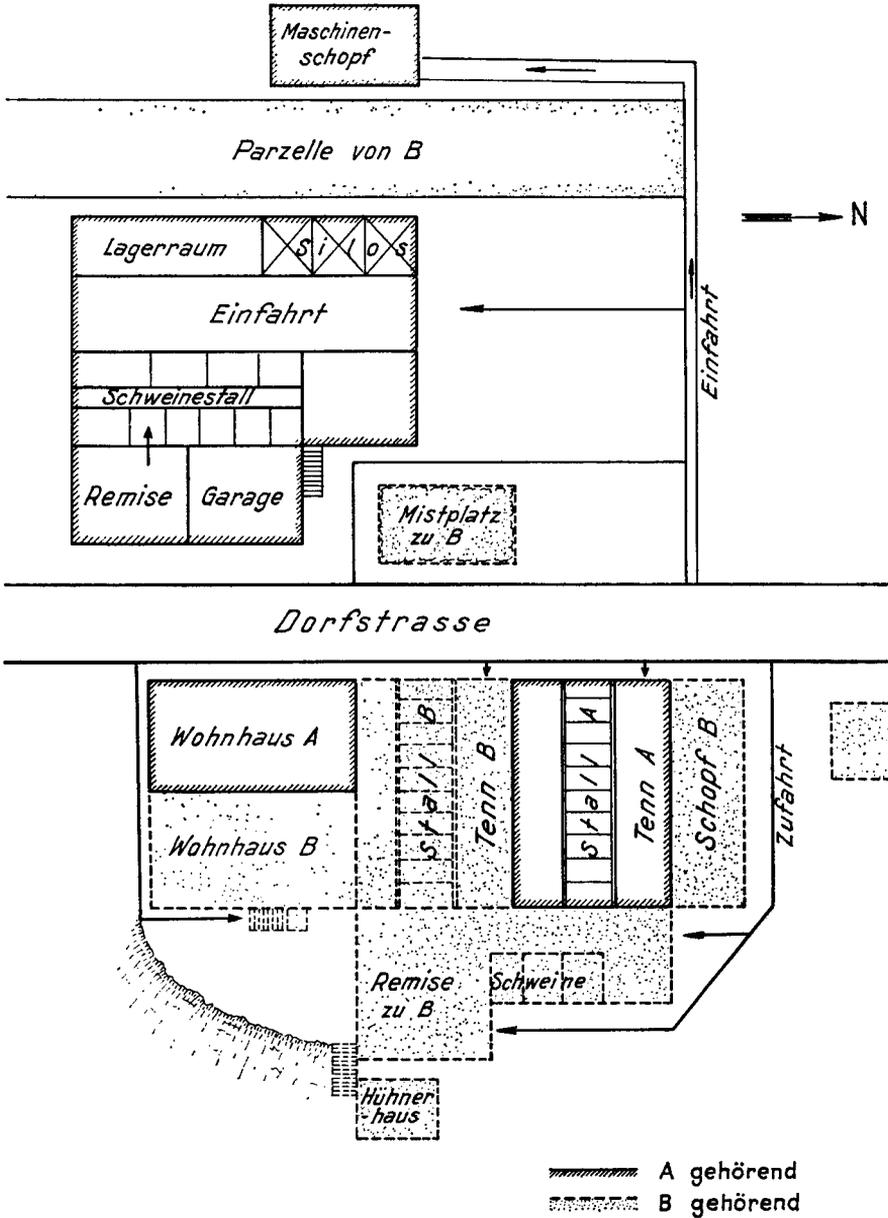


Fig. 9: Die «Verzahnung» von zwei Betrieben im Untersuchungsgebiet.

3. In den *Dorfsiedlungen* sind die Gebäude in unglaublicher Weise ineinander verzahnt und engen sich gegenseitig ein. Figur 9 stellt die Verzahnung von zwei Betrieben in Wittinsburg dar. Ohne die Aussiedlung einiger Betriebe ist dieses Problem nicht zu lösen.
4. In den letzten Jahren haben viele Landwirte die flüssigen Geldmittel in erster Linie für die Mechanisierung eingesetzt. Zu deren Gunsten wurde die bauliche Sanierung zurückgestellt. So hat ein Landwirt in Läuelfingen seine — allerdings bescheidene — Hypothek um Fr. 35 000.— vergrößert und die ganze Summe in einen neuzeitlichen Maschinenpark investiert. Da er 10 ha bewirtschaftet, ergibt sich eine Neubelastung von Fr. 3500.— pro ha. Im allgemeinen ist aber der Respekt vor einer *zunehmenden Verschuldung* groß.

4. Die Mechanisierungsfrage

Die steigenden Löhne und die fehlenden Arbeitskräfte zwingen die Landwirtschaft zum vermehrten Einsatz von Maschinen und Geräten. Unser Untersuchungsgebiet entzieht sich dieser Entwicklung nicht. Im Sommer 1960 haben wir in allen 112 Betrieben ein Maschinen- und Geräteinventar aufgenommen. Hier werden in einer mehr statistischen Uebersicht fünf Aspekte der Mechanisierung gezeigt; daran schließen sich einige grundsätzliche Ueberlegungen.

a) Die Motorisierung

Im obern Baselbiet sind der Traktor und der Motormäher gute Gradmesser der Motorisierung. Nur vier Betriebe besitzen keine der beiden Maschinen; ihnen stehen 82 Landwirte (73%) gegenüber, welche beide zur Verfügung haben.

Tabelle 16 zeigt die sprunghafte Zunahme der Traktoren und Motormäher im Untersuchungsgebiet. Im Jahre 1939 fanden sich in allen sechs Gemeinden 7 Traktoren und 15 Motormäher, 1960 waren es 86 bzw. 102. Alle Gemeinden

Gemeinden	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läu- fingen	Total
Traktoren: 1939	—	—	3	1	—	3	7
1955	6	13	6	5	7	10	47
1961	14	16	13	9	14	20	86
Anbaugeräte 1961	7	8	6	3	7	11	42
Motormäher 1939	6	—	—	3	3	3	15
und Einachser 1961	23	18	12	9	13	27	102

Tabelle 16: Traktoren, Anbaugeräte, Einachser und Motormäher in den sechs Gemeinden

sind an dieser Zunahme beteiligt. Immerhin treten bemerkenswerte *Phasenverschiebungen* auf. So war die ausgesprochene Bauerngemeinde Wittinsburg 1939 überhaupt nicht beteiligt, während sie 1961 den Rekord hält; die 19 Landwirte besitzen 16 Traktoren und 18 Motormäher. Im gleichen Dorf wurden zwischen 1946 und 1951 acht neue Traktoren gekauft. Derselbe Vorgang wiederholte sich in Häfelfingen zwischen 1955 und 1960. Solche «gleichzeitige Einbrüche» bestimmter Maschinen stellten wir in allen Gemeinden fest. Es drängt sich dabei die Frage auf, ob nicht der *Entschluß zur Anschaffung einer Maschine eher durch das Verhalten der Nachbarn als durch wirtschaftliche Ueberlegungen ausgelöst* wird.

Die Zahl der *Anbaugeräte* (Pflug, Egge, Hacken usw.) ist angeführt, um zu zeigen, wie einseitig bei der Anschaffung disponiert wird. Der Traktor — heute eine Mehrzweckmaschine — wird in vielen Fällen als reines Zuggerät verwendet und relativ schlecht ausgenützt.

Als Zugkraft verwenden:

- 6 Betriebe Rindvieh
- 24 Betriebe nur Pferde
- 51 Betriebe Pferde und Traktor
- 31 Betriebe nur Traktor

Aufschlußreich ist die Verteilung dieser 4 Zugkraftstufen nach Betriebsgrößen. In keinem der 20 Betriebe unter 5 ha wird ein Pferd gehalten. 5 Betriebe verfügen auch über keinen Traktor und lassen die schweren Arbeiten im Lohn durchführen, während sie für leichte Arbeiten die Kühe anspannen. Auf den 15 motorisierten Betrieben finden sich 9 Vierrad- und 6 Einachstraktoren. Die 45 Betriebe von 5—10 ha weisen alle Uebergänge auf. Einer hat Kuhanspannung, 14 arbeiten mit Pferden allein, 19 besitzen sowohl Pferde als auch Traktor und 11 verlassen sich allein auf die motorisierte Zugkraft. Bei den 35 Betrieben von 10—15 ha treten die gemischten Betriebe (Pferd + Traktor) mit 60% (21 Betriebe) noch deutlicher in den Vordergrund. 9 Landwirte halten nur Pferde, 5 nur Traktoren. Von den 12 Betrieben über 15 ha verfügen 11 sowohl über Pferde als auch über einen Traktor. Nur einer bewältigt die Arbeit mit Pferden allein. Reine Traktorenbetriebe gibt es in dieser Größenklasse nicht.

Gemeinden	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
1901	17	10	5	10	8	23	73
1936	32	37	16	19	18	36	168
1946	39	34	22	25	20	53	193
1961	22	15	6	13	12	41	109

Tabelle 17: Der Pferdebestand in den sechs Gemeinden

Beim landwirtschaftlichen Gefährt dominiert heute der Traktor. Aber dieses äußere Bild trügt; denn es finden sich noch über hundert Pferde im Untersuchungsgebiet.

Der *Pferdebestand* hat im Zuge des Mehranbaus 1946 seinen Höchststand erreicht. 1901 gab es in allen sechs Gemeinden erst 73 Pferde, weil damals das Rindvieh die wichtigste Zugkraft war. Noch im Jahre 1940 wurde in 12 Betrieben von Häfelfingen Rindvieh als Zugkraft verwendet. Heute steht der starken Zunahme an Traktoren der zögernde Rückgang des Pferdebestandes gegenüber:

<i>Pferde</i>		<i>Traktoren</i>	
1936:	168	1939:	7
1961:	109	1961:	86

b) *Die Futtergewinnung*

Keiner der 112 Betriebe kommt ohne das tägliche *Eingrasen* aus; die meisten füttern überhaupt während des ganzen Sommers im Stall. Zwei Drittel aller Motormäher sind mit einer Eingrasvorrichtung versehen; die meisten werden auf einem kleinen Anhänger am Graswagen mitgeführt. Bei jedem zweiten Betrieb verrostet eine alte Gespann-Mähmaschine, die im knapp bemessenen Schuppen wertvolleren Maschinen Platz machen muß.

Bei den *Heuermaschinen* herrschen die traditionellen Formen vor. Die Auszählung ergibt

67 Heuwender	21 Schwadenrechen
23 Pferderechen	6 Zettmaschinen

Frontradrechen, Schnellheuer und ähnliche Maschinen trifft man erst vereinzelt an. Ziemlich genau die Hälfte aller Betriebe hat *Heinzen* zur Verfügung. Nach Aussage der Betriebsleiter werden sie «nur in Notfällen» benützt. 15 Landwirte zeigten sich von der Gestellheubereitung begeistert, einer von ihnen sagte: «Ohne das geht es nicht!» Weil ein Bauernsohn der Gegend in der Freizeit Rollenreuter herstellt, haben sie in mehreren Betrieben Eingang gefunden.

Mit der Motorisierung hält der Pneuwagen seinen Einzug. Mit seiner Anwesenheit in 105 Betrieben (94%) ist er das am häufigsten vertretene Fahrzeug der neuen Zeit.

Bei der *Futterkonservierung* steht die Dürrfuttergewinnung im Vordergrund. 44 Betriebe verwenden weder Silage noch Trockengras. Den 46 Silolandwirten stehen 19 Silohäcksler zur Verfügung, sie werden zum Teil gemeinsam gehalten oder ausgeliehen. In fünf Betrieben finden sich Gebläsehäcksler. Sie wurden in allen Fällen wegen Platzmangel in der Scheune angeschafft. Seit 1959 ist auch eine Heubelüftungsanlage in Betrieb.

c) Die Ackergeräte

Zwei Drittel aller Betriebe benützen für die *Bodenbearbeitung* die herkömmlichen Geräte wie Selbsthalterpflug, verschiedene Eggen, Kultivator und Walze. Wir haben schon gesagt, daß dies etwas im Mißverhältnis zur großen Traktorenzahl steht. An neueren Geräten zählen wir

23 Anbaupflüge
19 Motorhacken
8 Motoreggen

Schon längere Zeit verbreitet ist die *Sämaschine*, von der es 49 Exemplare gibt. 21 *Düngerstreuer* zeigen, wie auch diese Maschine Anklang findet. Zur Pflege der ausgedehnten Getreidefelder stehen 56 *Ackerstriegel* zur Verfügung. Von den 29 *Motorspritzen* gehören praktisch alle einzelnen Landwirten. Dabei fällt wieder Wittinsburg auf, wo jeder zweite Landwirt seine eigene Motorspritze besitzt. An wichtigen Erntemaschinen wurden 31 *Bindemäher* und 43 *Kartoffelgraber* notiert. 1961 wurden die beiden ersten *Mähdescher* gekauft.

d) Die Hofarbeiten

Jeder Betrieb verfügt über einen oder mehrere *Elektromotoren*. Sie werden zum Antrieb der Jauchepumpen, Holzfräsen und anderen Hofmaschinen eingesetzt.

Viel Arbeit erfordert das *Ausbringen der Hofdünger*. Mit dem Mist wird noch fast überall nach der alten Manier umgegangen. Ausmisten, Aufladen und Zetten bleiben der menschlichen Muskelkraft vorbehalten. In den letzten zwei Jahren sind nun die drei ersten *Mistzettmaschinen* im Untersuchungsgebiet angeschafft worden. Sie werden von den Nachbarn gern im Lohn benützt.

Die Art, wie die Jauche ausgebracht wird, ist durch die Hoflage diktiert. Auf den Höfen ist die Verschlauchungsanlage allgemein üblich, während die Bauern in den Dorfsiedlungen zwangsläufig vom Jauchefaß Gebrauch machen müssen.

Entscheidend für den guten Ablauf der Hofarbeiten ist die *Abladevorrichtung*. Im Untersuchungsgebiet stehen zur Verfügung:

Einfahrt	in 70 Betrieben
Zangenaufzug	in 29 Betrieben
Gebläse	in 3 Betrieben
keine Erleichterung	in 10 Betrieben

Ein Drittel der zahlreichen Einfahrten ist recht geräumig und führt so hoch in die Scheune, daß das Abladen keine Schwierigkeiten bereitet. Andererseits gibt es Einfahrten, die wenig arbeitssparend eingerichtet sind. 10 Betriebe müssen ohne jede mechanische Hilfe auskommen. Der Leiter eines solchen Betriebes sagte: «Vom vierten Fuder an brauche ich fünf Personen zum Abladen.» *Ueberhaupt ist in den meisten Betrieben die Gestaltung der Gebäude das größte Hindernis für eine Rationalisierung der Hofarbeiten.*

Gedroschen wird meistens mit einer *genossenschaftlichen Dreschmaschine*. Immerhin wurden 16 Einzeldreschmaschinen gezählt. Sie befinden sich alle auf abgelegenen Höfen. Es handelt sich zum Teil um recht alte Modelle.

Seit einigen Jahren verbreitet sich die *Melkmaschine* rasch. Zwar haben bis 1960 erst 25 Betriebe auf das maschinelle Melken umgestellt, aber 22 davon seit 1956. Auch hier führt Wittinsburg mit 8 Betrieben.

e) Die gemeinsame Maschinenhaltung

Bei der gemeinsamen Maschinenhaltung stehen sich wirtschaftlicher Vorteil und menschliche Schwierigkeiten gegenüber. Im Untersuchungsgebiet ist jeder zweite Betrieb daran beteiligt, aber die meisten Landwirte sind nicht begeistert davon.

In 23 Fällen haben *zwei* Nachbarn eine oder mehrere Maschinen gemeinsam angeschafft. Es handelt sich dabei um

7 Sämaschinen	4 Düngerstreuer
5 Bindemäher	2 Ackerstriegel
4 Kartoffelgraber	1 Kultivator

In 6 Fällen haben *drei* Landwirte gemeinsame Sache gemacht. Sie schafften zusammen an: 2 Sämaschinen, 1 Düngerstreuer, 1 Kultivator, 1 Motorhacke und die Anbaugeräte zum Grunder-Einachser.

In drei Fällen halten *vier* Landwirte gemeinsam einen Bindemäher, eine Motorspritze und eine Sämaschine. Schließlich haben drei Gruppen von *fünf* Mann einen Binder, eine Sämaschine und eine Dreschmaschine gemeinsam gekauft.

In allen sechs Gemeinden stellt die Gemeinde oder die Milchgenossenschaft einige Maschinen *leihweise* zur Verfügung. Dazu gehören drei Dreschmaschinen, drei Düngerstreuer, fünf Walzen und zwei Brennholzfräsen. In Wisen, der solothurnischen Nachbargemeinde von Läfelfingen, gibt es eine eigentliche Landmaschinen-Genossenschaft, die alle wichtigen Maschinen und Geräte zur Verfügung stellt.

Im Untersuchungsgebiet arbeiten die größeren und besser ausgerüsteten Betriebe häufig für kleinere *im Lohn*. So lassen 34 Betriebsleiter ihr Getreide mit dem Binder des Nachbarn mähen. Auch die Sämaschine wird oft im Lohn benutzt. Das früher übliche Zusammenspannen der Pferde zweier Nachbarn kommt nur noch ausnahmsweise vor.

f) Die Wirkung der Mechanisierung

Gewiß ist durch die sprunghafte Motorisierung seit Kriegsende mancher Arbeitsgang erleichtert und beschleunigt worden. Wenn aber Schäfer-Kehnert (99, S. 146) schreibt, der Landmaschineneinsatz sei nur wirtschaftlich, falls seine Kosten aufgewogen würden durch

Ersparnisse an Arbeitskosten
Vermehrung der Produktionsleistung
Verhinderung eines Ernteausfalles,

so ist doch ernsthaft zu fragen, wie weit diese drei Möglichkeiten im Untersuchungsgebiet ausgenützt werden konnten. Der Ausgleich über den ersten und dritten Punkt fällt im Untersuchungsgebiet kaum ins Gewicht. Es bleibt nur die Steigerung der Produktion. Sie wird im Sektor Milch mit einigem Erfolg betrieben. Auch die Erträge des Pflanzenbaus sind gesteigert worden. Aber eine eigentliche Intensivierung des Ackerbaus ist mit dem Aufkommen der Traktoren nicht eingetreten. Im Gegenteil: die Hackfruchtfläche ist kleiner geworden, und den Zwischenfutterbau treffen wir nur auf wenigen Betrieben an. Aus dem Gesagten lassen sich drei Schlüsse ziehen:

1. Die erhöhte Zugkraft wird sehr oft *schlecht ausgenützt*. Wir könnten zahlreiche Betriebe aufzählen, wo bei einer landwirtschaftlichen Nutzfläche von 5 bis 8 ha und 25 % offenem Ackerland ein Traktor, ein Pferd und ein Motormäher gehalten werden.
2. Die Betriebe werden durch die Maschinen mit einem *hohen Fremdkostenanteil* belastet. Es wird zu wenig bedacht, daß der Kaufpreis nur den Anfang einer langen Kostenkette darstellt. Verzinsung, Abschreibung, Gebühren und Versicherungen werden zunächst nicht in Rechnung gestellt. Von den Reparaturen gar nicht zu reden. Ein erfahrener Betriebsleiter sagte uns: «Die Kosten der Mechanisierung werden noch manchen Bauern zur Aufgabe seines Betriebes zwingen!» Er sieht nicht zu schwarz. Die erste Runde mag gewonnen werden, indem man stille Reserven einsetzt und den eigenen Leuten den Lohn vorenthält. Wie aber besteht die kommende Generation, welche über weniger Reserven verfügt und keine eigenen Leute mehr hat?
3. Im Untersuchungsgebiet ist die *Mechanisierungsfrage nicht gelöst*. Einerseits läßt sich das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen; andererseits sind die heutigen Lösungsversuche zu individuell und dadurch für viele Betriebe zu kostspielig. Die Kostenstruktur unserer Landwirtschaft hat sich grundlegend verändert, während Produktionsrichtung und Intensität praktisch gleich geblieben sind.

5. Die Verschuldung der Betriebe

Die *Hypothekarverschuldung* des Bezirks Sissach wurde von Briggen (17) gründlich untersucht. Er kommt unter anderem zum Schluß, das Homburgertal sei neben den gewerblichen Gemeinden am stärksten hypothekarisch belastet. Das sei auf den großen Kapitalbedarf des bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts blühenden Fuhrmann- und Gasthofgewerbes und auf die hohen Parzellenpreise bei Handänderungen zurückzuführen. «Die erheblichen Schulden ruhen vorwiegend auf dem landwirtschaftlichen Grundbesitz, aus dessen Erträgen die Zinsenlast kaum aufzubringen ist. Die Stilllegung der mit der Landwirtschaft vielfach kombinierten Posamenterei beeinträchtigte die Erwerbsmöglichkeiten und daher auch die Verzinsung und Amortisation der Hypothekarschulden.» (S. 143)

Für die Gegenwart haben wir auf Grund der Steuererklärungen das Passivkapital in Prozent des Aktivkapitals errechnet und dabei die Jahre 1953 und 1959 verglichen. Die Ergebnisse sind in Tabelle 18 dargestellt. Es fallen zunächst die enormen Schwankungen auf. Vom schuldenfreien Betrieb bis zu jenem mit einer Verschuldung von 97% des Aktivkapitals gibt es alle Uebergänge. Eine Häufung ergibt sich bei 51—75%, 46 Betriebe (41%) fallen in diese Kategorie. Noch höher verschuldet sind nur 17 Betriebe.

Für alle 112 Betriebe beträgt die mittlere Verschuldung genau 50% des Aktivkapitals. Am besten stehen eindeutig die Wittinsburger da, welche mit nur 34% fast aus dem Rahmen fallen. Am anderen Ende steht Rümelingen mit 61%. Es stellt sich die Frage, woher diese Unterschiede kommen. In Wittinsburg erfolgte die Hofübergabe in den letzten drei Generationen meistens zu günstigen Bedingungen innerhalb der Familie. Die Höfe auf dem Mättenberg (Rümelingen) dagegen haben in den letzten 50 Jahren mehrmals im freien Handel den Besitzer gewechselt und sind dabei immer stärker mit Hypotheken belastet worden (vergl. Briggen, S. 121). Allgemein läßt sich sagen: Wo die Einheimischen unter sich geblieben sind, ist die Verschuldung kleiner als dort, wo sich auswärtige Landwirte als Käufer der Betriebe eingeschaltet haben.

Aus dem unteren Teil der Tabelle 18 geht hervor, daß 54 Betriebe — also praktisch jeder zweite — 1959 mehr verschuldet war als sechs Jahre zuvor. Eine nähere Prüfung dieser Tatsache zeigt, daß in über zwanzig Fällen die Hypothek vergrößert wurde, um die Kosten der Mechanisierung zu bestreiten. In einigen weiteren Fällen war die bauliche Sanierung der Grund für den vermehrten Kapitalbedarf. Nur in neun Fällen waren Hofübernahme oder Landzukauf die Anlässe zur Erhöhung der Verschuldung. Diese Entwicklung stimmt nachdenklich, zumal in der gleichen Zeit nur 30 Betriebe (27%) einen Teil ihrer Schulden tilgen konnten.

Wir haben auch den Stand der *laufenden Schulden* zu erfassen versucht und jeden Landwirt persönlich darnach befragt. In Zweifelsfällen wurden Vertrauens-

Gemeinden	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
Verschuldung in % des Aktivkapitals	56	34	54	61	58	50	50
bis 30%	4	12	3	2	1	6	28
31—50%	6	3	2	—	1	9	21
51—75%	10	4	7	3	10	12	46
über 75%	3	—	3	5	2	4	17
Seit 1953 mehr	12	10	7	2	9	14	54
weniger	6	4	5	3	1	11	30
gleich	5	5	3	8	4	6	28

Tabelle 18: Die Verschuldung der Betriebe im Jahre 1959

personen zu Rate gezogen, so daß die Angaben stichhaltig sind. Sie gelten für Ende Juli 1961 und würden wahrscheinlich im Spätherbst etwas günstiger ausfallen.

Von den 86 Traktoren sind 42 fertig bezahlt, für 25 weitere ist mehr als die Hälfte der Kaufsumme abgetragen. Schulden für andere Maschinen liegen in 31 Betrieben vor. Die Viehhändler haben in 24 Fällen Forderungen zu stellen von Fr. 1000.— an aufwärts. Schließlich übersteigen in 41 Betrieben die nichtbezahlten laufenden Rechnungen (Futtermittel, Dünger, Saatgut usw.) den Betrag von Fr. 500.—. Diese wenigen Hinweise zeigen, wie schwer es heute manchem Betriebsleiter fällt, seinen finanziellen Verpflichtungen nachzukommen.

6. Die Leistung der Betriebe

Bei der betriebswirtschaftlichen Erhebung im Sommer 1958 erwies es sich, daß nur wenige Landwirte brauchbare Zahlen über die Leistung ihres Betriebes besitzen. Wir haben darum in 25 ausgewählten und für das Gebiet typischen Betrieben die Angaben für den Betriebsspiegel¹ gesammelt und die Bogen mit den Landwirten zusammen ausgefüllt. Diese Arbeit glich zum Teil einem Zusammensetzspiel, aber wir haben sie dank der Ausdauer und dem guten Willen aller Beteiligten zu einem guten Ende führen können.

Einige Ergebnisse sind in Tabelle 19 dargestellt. Wir besprechen sie nicht im einzelnen und weisen nur auf die *enormen Streuungen* in allen Positionen hin. Diese Zahlen wurden in graphischer Darstellung den Landwirten im Untersuchungsgebiet vorgeführt und ergaben fruchtbare Ansätze für die Gruppen- und Einzelberatung.

Darüber hinaus hat der Verfasser in 12 Betrieben die Buchhaltung eingeführt. Nach einer gemeinsamen Inventaraufnahme mit dem Betriebsleiter hatte dieser nur einen Kassenrapport zu führen und den Naturalverkehr zu notieren. Am

¹ Der «Betriebsspiegel» ist ein Erhebungsbogen, der von der schweizerischen Zentralstelle zur Förderung der Betriebsberatung herausgegeben wird. Er bietet gute Grundlagen für den Betriebsvergleich.

Position	Minimum	Maximum	Mittel
Offenes Ackerland in % der landwirtschaftlichen Nutzfläche (LN)	23%	48%	33%
Futterfläche pro Großvieheinheit	51 a	109 a	70 a
Milchertrag pro ha Futterfläche	2700 kg	6700 kg	5200 kg
Futtermittelzukauf pro ha LN	Fr. 18.—	Fr. 192.—	Fr. 77.—
Düngerzukauf pro ha LN	Fr. 29.—	Fr. 159.—	Fr. 58.—
Weizenertrag je ha	21 q	38 q	32 q

Tabelle 19: Die Hauptergebnisse in 25 Betriebsspiegeln

Anfang wurden die Rapporte jeden Monat abgeholt und die hängigen Fragen besprochen; später erfolgten die Besuche quartalsweise. Die Abschlüsse besorgte der Verfasser; zum Teil in Zusammenarbeit mit der Abteilung für Rentabilitäts-erhebungen des Schweizerischen Bauernsekretariates. Bis jetzt liegen die Ergebnisse der Buchhaltungsjahre 1959 und 1960 vor.

Im folgenden stellen wir Aufwand und Ertrag von zwei Betrieben einander gegenüber, um so einen Blick auf die Leistung der Landwirtschaft im Untersuchungsgebiet zu gewinnen. Beide Betriebe sind in ihrer Art typisch für das obere Homburgertal. Sie zeigen das wirtschaftliche Verhalten der Landwirte am praktischen Beispiel.

a) *Bodennutzung*

	Betrieb A		Betrieb B	
	1959	1960	1959	1960
Kulturfläche	1295 a	1293 a	1164 a	1127 a
Wald	124 a	124 a	54 a	54 a
Landw. Nutzfläche	1171 a	1169 a	1110 a	1073 a
Offenes Ackerland	307 a	348 a	345 a	412 a
OA in % der LN	26 ‰	30 ‰	31 ‰	38 ‰
Getreide	260 a	281 a	260 a	360 a
in % der OA	85 ‰	81 ‰	74 ‰	87 ‰

Die Unterschiede in der Gesamtfläche ergeben sich bei A aus einer kleinen Landabtretung, bei B aus einer Reduktion der Zupachtfläche. Die Felder des Betriebes A liegen an Hängen mit einer Neigung bis zu 40‰, und der Ackerbau ist erschwert. Betrieb B hat in leichter Hanglage gute Voraussetzungen für den Ackerbau. Beide haben in der Berichtszeit die Ackerfläche ausgedehnt, wobei besonders B vom guten Weizenpreis profitieren wollte. Zuzufolge der hohen Getreideanteile machten sich 1961 in beiden Betrieben Fruchtfolgeschäden bemerkbar.

b) *Vermögensbestandteile* am 1. April 1960

	Betrieb A		Betrieb B	
	Fr.	Fr.	Fr.	Fr.
Boden	34 000.—		41 500.—	
Gebäude	29 500.—		47 000.—	
Pflanzen	6 000.—		7 700.—	
Landgutskapital		69 500.—		96 200.—
Vieh	19 000.—		16 800.—	
Maschinen und Geräte	7 500.—		17 500.—	
Vorräte	2 700.—		2 000.—	
Guthaben/Bargeld	2 500.—		2 100.—	
Pächterkapital		31 700.—		38 400.—
Aktivkapital		101 200.—		134 600.—
Schulden		51 500.—		118 000.—
Reinvermögen		49 700.—		16 600.—

Der Betrieb A konnte vom jetzigen Besitzer und Bewirtschafter vor 20 Jahren günstig erworben werden. Er verfügt über ältere Gebäude, und seine Zugkraft besteht aus zwei Pferden. Das Maschinenkapital ist bescheiden. Für schwere Ackerarbeiten wird der Traktor des Nachbarn im Lohn zugezogen.

Betrieb B wurde vor wenigen Jahren mit einer großen Schuldenlast übernommen. Die Gebäude sind praktisch eingerichtet und in gutem Zustand. Es stehen ein Traktor mit mehreren Anbaugeräten und ein Pferd als Zugkräfte zur Verfügung. Der Rindviehbestand ist in beiden Betrieben fast gleich groß.

c) Robertrag

	Betrieb A		Betrieb B	
	1959 Fr.	1960 Fr.	1959 Fr.	1960 Fr.
Getreidebau	5 470.—	5 270.—	3 235.—	8 860.—
Hackfrüchte	960.—	1 100.—	1 185.—	320.—
Obstbau	3 530.—	2 510.—	8 840.—	5 205.—
übriger Pflanzenbau	540.—	330.—	2 215.—	450.—
Rindviehzuwachs	3 880.—	5 290.—	995.—	1 050.—
Mastkälber	2 165.—	1 070.—	3 160.—	2 840.—
Milch	12 890.—	11 760.—	13 725.—	13 595.—
Führen/Prämien	65.—	20.—	30.—	30.—
Schweine	2 070.—	1 385.—	5 500.—	6 370.—
Geflügel	625.—	1 110.—	915.—	885.—
Gebäudemiete usw.	1 605.—	1 150.—	2 125.—	2 415.—
Vorrätezunahme	175.—	320.—	480.—	50.—
Robertrag	33 975.—	31 315.—	42 405.—	42 070.—

Betrieb A zeigt im Vergleich der beiden Jahre in allen Positionen eine ziemliche Konstanz. Den Eckpfeiler seines Robertrages bildet die Rindviehhaltung. Dazu treten als Stützen der Getreidebau, die Kirschen und in etwas geringerem Maße die Schweinehaltung. Ganz anders verhält sich Betrieb B, dessen Leiter offensichtlich zu Experimenten neigt. Er hat ganz auf den erwerbsmäßigen Kartoffelbau verzichtet und den Getreidebau stark ausgedehnt, was ihm 1960 einen vollen Erfolg brachte. Daneben kann er sich auf eine sichere Kirschenlage stützen und treibt eine intensive Schweinehaltung. Im Rindviehstall erreicht er nicht ganz den Robertrag von A, der viel mehr auf den Futterbau angewiesen ist.

d) Betriebsaufwand

	Betrieb A		Betrieb B	
	1959 Fr.	1960 Fr.	1959 Fr.	1960 Fr.
Amortisationen	3 095.—	3 080.—	5 005.—	5 960.—
Saatgut	775.—	850.—	1 605.—	975.—
Dünger	545.—	1 070.—	1 760.—	2 390.—
übrige Kosten des Pflanzenbaus	390.—	470.—	615.—	555.—
Futtermittel	1 040.—	1 745.—	5 820.—	7 105.—
übrige Futterkosten	380.—	165.—	155.—	460.—
Kosten Tierhaltung	570.—	570.—	555.—	460.—
Treibstoffe usw.	645.—	435.—	1 300.—	1 485.—
Reparaturen	840.—	1 180.—	1 520.—	2 555.—
Versicherungen	560.—	665.—	895.—	830.—
übrige Kosten	410.—	585.—	630.—	270.—
Lohnanspruch	10 870.—	12 810.—	13 360.—	13 390.—
Angestelltenkosten	7 745.—	6 835.—	3 715.—	3 815.—
Vorräteabnahme	295.—	240.—	75.—	390.—
Betriebsaufwand	28 160.—	30 700.—	37 010.—	40 640.—

Die Darstellung des Betriebsaufwandes bringt an den Tag, daß der größere Rohertrag von B nur durch höhere Aufwendungen in fast allen Positionen möglich geworden ist. Besonders deutlich sind die Unterschiede bei den Amortisationen, Düngemitteln, Futtermitteln, Arbeitshilfsmitteln (besonders Treibstoffe) und Reparaturen. Nur bei den Angestelltenkosten liegt A wesentlich höher, weil der geringe Mechanisierungsgrad und die ausgesprochene Hanglage den größeren Handarbeitsaufwand erfordern.

e) Einige Erfolgsgrößen

	Betrieb A		Betrieb B	
	1959 Fr.	1960 Fr.	1959 Fr.	1960 Fr.
Rohertrag	33 975.—	31 315.—	42 405.—	42 070.—
Fremdkosten	19 610.—	19 970.—	26 615.—	30 800.—
Landw. Einkommen	14 365.—	11 345.—	15 790.—	11 270.—
Volksw. Einkommen	24 430.—	20 260.—	22 470.—	18 635.—
Rohertrag je ha LN	2 900.—	2 680.—	3 820.—	3 920.—
Betriebsaufwand je ha LN	2 405.—	2 625.—	3 335.—	3 785.—

Weil der Betrieb B seinen hohen Rohertrag mit einem im gleichen Verhältnis erhöhten Fremdkostenanteil erkaufen muß, ist der Erfolg von A einkommensmäßig ebenso groß wie jener von B. Damit bekommen wir die betriebswirtschaftliche Problematik unserer Bauernbetriebe ins Blickfeld. Denn es ist ja nicht so,

daß B einfach zu seinem Vergnügen mit großem Aufwand wirtschaftet oder ein schlechter Unternehmer ist.

Im Untersuchungsgebiet bewegen sich die meisten Betriebe in ihrer Entwicklung auf dem Weg von A nach B. Diese Bewegung wird dem Landwirt durch die Verhältnisse aufgezwungen. Sie wird ausgelöst durch die Kosten der Handarbeit, welche immer knapper und teurer wird. Diesem Druck versucht man durch die Anschaffung von Maschinen auszuweichen. Aber mit den Maschinen steigt der Anteil an Fremdkosten, und der Landwirt ist gezwungen, hohe Roterträge zu erzielen, wenn er auf seine Rechnung kommen will. Der Betrieb A konnte dieser Entwicklung bisher ausweichen, weil ihm relativ billige Arbeitskräfte aus seiner Verwandtschaft zur Verfügung stehen.

Ein Vergleich der Erfolgsgrößen von A und B zeigt, daß die Anstrengungen der Landwirtschaft nicht mit einem entsprechenden Einkommen honoriert werden. Daraus folgt logischerweise, daß die übrige Volkswirtschaft die Nutznießerin der Entwicklung ist. Sie entzieht der Landwirtschaft den von dieser herangezogenen Nachwuchs und bietet ihr als Ersatz die Mechanisierung mit all ihren Begleiterscheinungen an.

B. Abwanderung und Hofübergabe

In der industriellen Familie sind Haushalt und Erwerbsarbeit zwei klar voneinander getrennte Lebensbereiche. Ihr zeitlicher Bestand ist begrenzt durch die Erziehung und Ausbildung der nachwachsenden Generation, sie ist also monogenerativ. Die Bauernfamilie dagegen ist eine Einheit von Haushalt und Betrieb, ein *«ungeteiltes Ganzes der Lebensführung»*, das man nur gedanklich in zwei Schwerpunkte gliedern kann. Sie ist ihrem Wesen nach trigenerativ, umfaßt also im Normalfall drei Generationen.

Darum ist die Bauernfamilie ganz besonderen Spannungen ausgesetzt; das Verhältnis zwischen Familien- und Arbeitsverfassung bildet den Kern ihrer heutigen Problematik. Ipsen (51, S. 16 ff.) sieht in der Bauernfamilie den Versuch, den Gattungsvorgang so zu gestalten, daß der nötige Arbeitsbesatz fortwährend erneuert wird. Im ersten Abschnitt dieses Kapitels halten wir uns weitgehend an die Begriffe von Ipsen und wollen prüfen, wie weit seine Thesen sich im Untersuchungsgebiet als richtig erweisen.

1. Der neue Gattungsvorgang

Der neue Gattungsvorgang ist gekennzeichnet durch einen starken Rückgang des Bevölkerungsumsatzes. Einerseits werden pro Familie weniger Kinder geboren, andererseits leben die Erwachsenen viel länger als früher. Das Ziel besteht darin, mit sparsamstem Aufwand einen vollwertigen Arbeitskörper zu schaffen. Ipsen bezeichnet dieses zweckhafte Verhalten als eine *«Wendung vom Nachwuchs zur Aufzucht»*. Die Bauernfamilie hat diese Wendung von sich aus ver-

wirklicht, heute sind vier Kennzeichen des neuen Gattungsvorganges für den Konflikt der Generationen und die schwierige Arbeitsverfassung mitverantwortlich.

a) *Die steigende Lebenserwartung*

Nach Ipsen betrug die mittlere Lebenserwartung eines Fünfzehnjährigen in den Jahren

1871/80		1949/51	
männlich	weiblich	männlich	weiblich
42,38	44,15 Jahre	54,98	57,99 Jahre

Das ist eine Zunahme von rund 13 Jahren. Praktisch hieß das für die Menschen am Ende des 19. Jahrhunderts, daß sie im Durchschnitt mit einem Alter von 58 Jahren rechnen konnten, während sie um 1950 gute Chancen hatten, den 70. Geburtstag zu erleben.

In der Bauernfamilie verstärkt diese Langlebigkeit die Neigung, die Uebergabe des Hofes zu verzögern. Die Alten treten ungerne von der Leitung zurück, und den Jungen widerstrebt es, die betagten Eltern jahrelang zu betreuen. Die Auswirkung dieses Sachverhaltes wird im Abschnitt über die Hofübergabe für unser Untersuchungsgebiet dargestellt.

b) *Die Spätehe der Erben*

Durch die verzögerte Hofübernahme wird der Zeitpunkt der Eheschließung hinausgeschoben. Solange die gesamte Lebenserwartung 58 Jahre betrug, konnte der Hoferbe mit 29 Jahren den Betrieb übernehmen und heiraten. Heute droht sich das bäuerliche Heiratsalter gegen das 35. Lebensjahr zu verschieben. Wir haben in den am meisten bäuerlich geprägten Gemeinden Häfelfingen und Wittinsburg das mittlere Heiratsalter der Bauernehepaare in vier Zeitabschnitten festgestellt und in Tabelle 20 wiedergegeben.

Generation	Heiratsalter			
	des Mannes		der Frau	
	in A	in B	in A	in B
1. Heirat bis 1900	25	26	23	23
2. Heirat 1901—1925	26	27	24	24
3. Heirat 1926—1950	28	33	24	26
4. Heirat seit 1950	33	30	23	25

Tabelle 20: Die Heiratsalter in Häfelfingen (A) und Wittinsburg (B)

Es zeigt sich, daß vor 70 Jahren die jungen Bauern in Häfelfingen rund acht Jahre früher heiraten konnten als heute. Damals war es für den Hoferben durchaus normal, mit 23—25 Jahren die Ehe einzugehen. In den letzten zwanzig Jahren hat keiner mehr unter 29-jährig geheiratet. In Wittinsburg trat der Höhepunkt der Spätehe früher ein. Seit dem zweiten Weltkrieg wird wieder jünger geheiratet.

Mit dieser Entwicklung ist ein wachsender *Altersunterschied zwischen Mann und Frau* verbunden. Betrug er vor 1900 2—3 Jahre, so macht er heute 5—7 Jahre aus. Wenn ein 30-jähriger Bauernsohn endlich ernsthaft ans Heiraten denkt, findet er keine gleichaltrige Tochter mehr. Auch hat er von sich aus die Neigung, sich nach einer jüngeren Partnerin umzusehen. Das ist aber nicht leicht, weil nur wenige Töchter bereit sind, einen Bauern zu heiraten. So gibt es in Häfelfingen fünf ledige Hoferben, deren Durchschnittsalter 43 Jahre beträgt! Dieser Zustand bedeutet das Aussterben jeder fünften Bauernfamilie, wenn nicht noch eine Aenderung des Zivilstandes möglich wird.

c) Die sinkende Kinderzahl

Um die Frage des Geburtenrückgangs in den Bauernfamilien abzuklären, haben wir die Ehepaare nach ihrem Heiratsjahr in drei Generationen aufgeteilt:

1. Generation — Heirat 1895 und früher:	46 Familien
2. Generation — Heirat 1896—1920:	58 Familien
3. Generation — Heirat 1921—1945:	54 Familien

Im Untersuchungsgebiet konnten wir von 46 vor 1896 getrauten Ehepaaren die genaue Kinderzahl feststellen. Es handelt sich in allen Fällen um die Eltern oder Großeltern der jetzigen Betriebsleiter. Die Kinderzahl jener Ehepaare, deren Heirat seit 1945 erfolgte, haben wir nicht berücksichtigt, weil sie noch keine feste Größe darstellt.

Wie die Figur 10 zeigt, ergibt sich eine eindeutig sinkende Kinderzahl von 5,7 im Mittel der ersten auf 3,7 im Mittel der dritten Generation. Vor 70 Jahren konnten fünf Kinder pro Familie als Regel gelten, aber auch Ehen mit mehr als fünf Kindern waren keine Seltenheit. Seither hat sich der Schwerpunkt immer mehr auf die Familie mit zwei bis vier Kindern verschoben.

Nach Gemeinden betrachtet fallen die kleinbäuerlich strukturierten Häfelfingen und Känerkinder in allen drei Generationen durch den größten Kinderreichtum auf. Dagegen sind Läuelfingen und besonders Wittinsburg in der dritten Generation etwas kinderarm geworden. Von den sechs Familien mit nur einem Kind leben fünf im fortschrittsoffenen Wittinsburg. Im übrigen läßt sich eine direkte Beziehung zwischen fortschrittlicher Betriebsführung und dem Absinken der Kinderzahl im oberen Homburgertal nur sehr bedingt feststellen.

Ipsen spricht in diesem Zusammenhang vom «schrumpfenden Angebot an Ueberzähligen». Je weniger junge Leute in den Bauernhäusern heranwachsen, umso geringer ist die Zahl der ledigen Arbeitskräfte, welche der Landwirtschaft zur Verfügung stehen. Dabei kumulieren sich die Einflüsse der abnehmenden

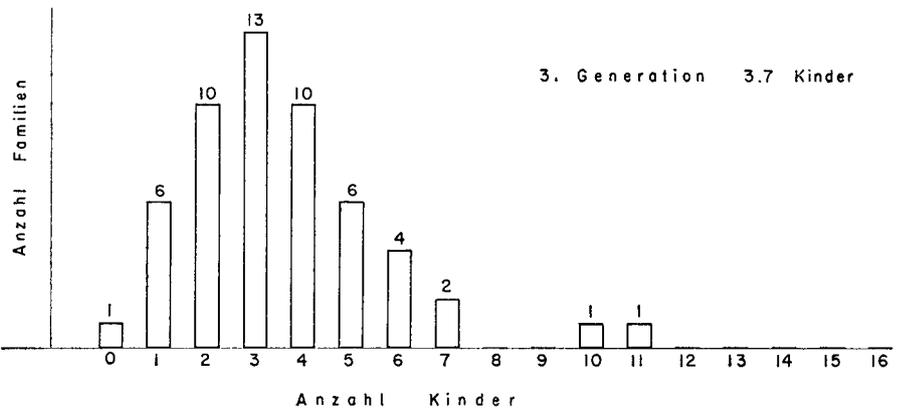
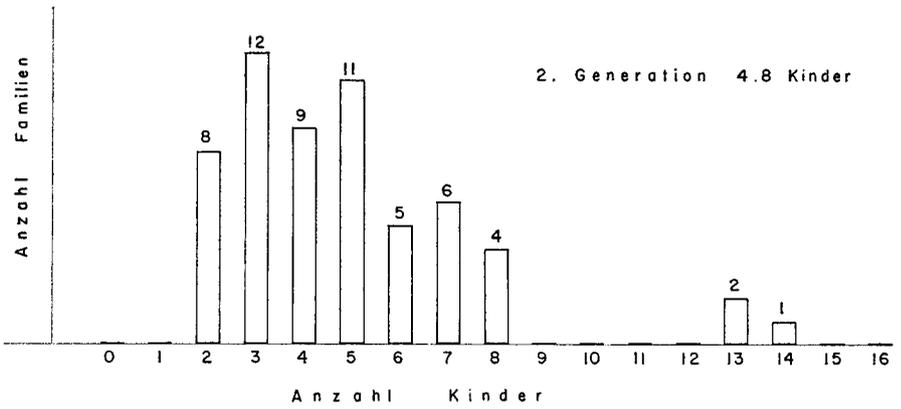
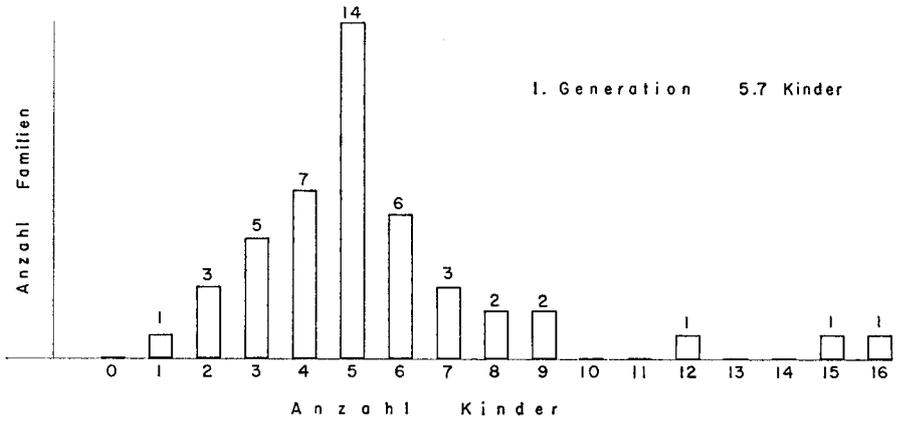


Fig. 10: Die Kinderzahl pro Familie in drei Generationen

Heiratshäufigkeit und der sinkenden Kinderzahl. Diese Situation hat Howald (46) in einem Vortrag geschildert und unter anderem gesagt: «... wo heute in den Bauernhäusern keine Wiegen stehen, sind dann eben in 15 oder 20 Jahren keine neuen, familieneigenen Hilfskräfte vorhanden».

d) *Das vorzeitige Ausscheiden der weichenden Erben*

Es wird immer seltener, daß die Geschwister bis zur Uebernahme durch den erbenden Bruder auf dem Hofe mitarbeiten. Schon früh macht sich der Antrieb geltend, einen eigenen Lebensweg einzuschlagen. Das zeigt uns Figur 5 (Seite 43) mit aller Deutlichkeit. Wer nicht als Hoferbe in Frage kommt, scheidet nach Schulaustritt als Arbeitskraft für den Betrieb aus. Der Normalfall ist heute eine anderweitige berufliche Ausbildung. Es gibt aber auch Fälle, wo die Eltern wegen der Kleinheit des Betriebes um den Erwerb der Kinder froh sind und sogar den Hoferben zeitweise dem Industriebetrieb überlassen. Dieser kehrt später oft widerwillig oder gar nicht in die Landwirtschaft zurück, weil er sich an den anderen Arbeitsrhythmus und den regelmäßigen Zahntag gewöhnt hat. Dieser Ablauf der Dinge ist in den meisten auslaufenden Betrieben festzustellen.

2. Umfang und Richtung der Abwanderung

a) *Die Flucht aus der Landarbeit*

Dank den großen Kinderzahlen war die Landbevölkerung lange Zeit in der Lage, den stets wachsenden Bedarf an Arbeitskräften in der Industrie zu decken, ohne die eigene Arbeitsverfassung zu gefährden. Wir haben bei den 112 Bauernfamilien festgestellt, wieviele Leute sie in einem gewissen Zeitraum an andere Berufsgruppen abgegeben haben. Jeder Betriebsleiter wurde nach der Zahl und Tätigkeit seiner Geschwister gefragt. An die 67 Betriebsleiter mit schulentlassenen Kindern wurde die gleiche Frage in bezug auf ihre Kinder gestellt. So ergaben sich die in Tabelle 21 dargestellten Zahlen aus 179 Familien. Dabei gilt jede nicht in der Landwirtschaft tätige Person als abgewandert.

Gemeinde	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
Söhne	37	34	31	18	29	44	193
Töchter	37	29	33	28	29	62	218
Total	74	63	64	46	58	106	411
Familien pro Familie	36 2,1	31 2,0	27 2,4	15 3,1	24 2,4	46 2,3	179 2,3

Tabelle 21: Die Zahl der pro Generation an andere Berufe abgegebenen Personen

Jede Familie hat aus einer Generation durchschnittlich 2,3 Personen an die übrige Wirtschaft abgetreten; die Zahl der Abgewanderten ist mit 411 etwas größer als jene der in der Landwirtschaft Verbliebenen über 14 Jahre. Damit hat das Ausmaß der Abwanderung einen Punkt erreicht, der zu einem empfindlichen Mangel an Hilfskräften in der Landwirtschaft führen muß.

Das Ziel der Abwanderung haben wir in beruflicher und geographischer Richtung verfolgt. Von den abgewanderten *Männern* sind:

ungelernte Arbeiter	83
gelernte Arbeiter	48
Angestellte	24
Handwerker	7
Lehrer und Studenten	9
gewerbliche Lehrlinge	<u>14</u>
Total Männer	<u>185</u>

Von den abgewanderten Frauen und Töchtern sind

verheiratet: 191		ledig: 35	
Frauen von Arbeitern	132	Arbeiterinnen	12
Frauen von Angestellten	28	Büroangestellte	11
Frauen von Handwerkern	15	Lehrtöchter	8
übrige Frauen	16	Serviertöchter	1
		Seminaristinnen	2

Es ist also vor allem der *industrielle Sog*, welcher den Bauernhäusern die Leute entzieht. Der abwandernden Bauernjugend fällt demnach die Aufgabe zu, die Bestände der großen Armee von Fabrikarbeitern zu ergänzen und zu erneuern. In jüngster Zeit hat sich immer mehr der Grundsatz einer ordentlichen Berufslehre durchgesetzt; das belegt die erfreulich große Zahl von Lehrlingen und Lehrtöchtern. Seit 1945 haben auch einige Bauernsöhne eine akademische Laufbahn eingeschlagen oder sich dem Lehrerberuf zugewandt. Es ist überhaupt eine *zunehmende Differenzierung in der Berufswahl* der jungen Leute festzustellen.

Die aus der Landwirtschaft abgewanderten Arbeitskräfte sind zum kleineren Teil in die «industriellen Ballungszentren» gezogen. Darauf deutet schon der große Umfang der Pendelwanderung hin. Von den 411 abgewanderten Personen wohnen

im elterlichen Haus	55
im elterlichen Dorf	76
im Homburgertal	91
im oberen Baselland	130
in Basel und Umgebung	32
in der übrigen Schweiz	25
im Ausland	2

Diese Uebersicht zeigt, daß der Ausdruck «Landflucht» irreführend ist. 222 Personen (54 %) leben weiterhin im heimatlichen Tal, und 130 (32 %) wohnen

im ländlich geprägten oberen Baselbiet. Praktisch vollzieht sich demnach wohl eine *Flucht aus der Landarbeit*, aber die abgewanderten Leute behalten den ländlichen Wohnsitz bei.

b) Die Gründe für die Abwanderung

Den 112 *Betriebsleitern* wurde die Frage vorgelegt: «Warum wandern nach Ihrer Meinung so viele junge Leute aus dem Bauernberuf ab?» Die Antworten ergeben eine Stufenleiter von den bitteren persönlichen Erfahrungen und Vorurteilen bis hin zur weisen Erkenntnis und Einsicht.

Am meisten werden Gründe genannt, die sich aus dem *Vergleich mit den industriellen Arbeitsbedingungen* ergeben. Danach hat es der Landwirt zu streng, seine Arbeitszeit ist zu lang und sein Lohn zu gering. Von da her heißt es: «Ich begreife jeden, der das Bauern an den Nagel hängt», oder: «Beim Bauern hat man keine Ruhe und kein Geld!» Besonders beklagt wird der späte Feierabend, und viele Antworten zeigen, wie ratlos die Landwirte dem Problem der Arbeitsverfassung gegenüberstehen.

Eine kleinere Gruppe von Landwirten sucht die Gründe für die Abwanderung in der besonderen *Struktur der Landwirtschaft* im Untersuchungsgebiet. Mehrmals wurde gesagt: «Der Kleinbetrieb hat keine Chancen mehr!» Dabei wird alles unter 8—10 ha als klein betrachtet. «Warum sollte ich mein Leben lang für die Bank arbeiten?», fragte ein junger Landwirt. Auch das Argument der preislichen Benachteiligung der Landwirtschaft wurde vorgebracht, und selbst erfolgreiche Betriebsleiter behaupten: «Heute muß der Bauer ein großer Idealist sein».

Nur wenige Landwirte machen *menschliche Gründe* für die Abwanderung verantwortlich. «Mit dem ewigen Jammern treibt man die Jungen vom Hof», wird etwa bemerkt. Oder es wird anerkannt, daß auch ein zukünftiger Hoferbe ein rechtes Taschengeld zur Verfügung haben sollte. Und ein Bauer, dessen beide Söhne mit Begeisterung daheim mitarbeiten, hat gesagt: «Wenn man einen Jungen mit 16 Jahren in die Fabrik steckt, darf man nicht erwarten, daß er mit 25 wieder ein Bauer wird».

Gesamthaft wirken die Antworten der Betriebsleiter eher hilflos und resigniert. Viele stehen einer Entwicklung gegenüber, welche sie nicht ganz begreifen und der sie folglich auch nicht recht gewachsen sind.

Aufschlußreich ist die *Haltung der Jugend*. Von 55 Bauernkindern, die jetzt nicht mehr in der Landwirtschaft tätig sind, haben 50 auf die Frage geantwortet, warum sie nicht im Bauernberuf geblieben sind. Ihre Beweggründe für die Ablehnung der Arbeit in der Landwirtschaft können in zwei Gruppen zusammengefaßt werden:

1. Die Ablehnung der *vorindustriellen Arbeitsbedingungen*, wie sie in der Landwirtschaft anzutreffen sind. Dazu gehören: harte körperliche und oft schmutzige Arbeit, lange und unregelmäßige Arbeitszeit, unbefriedigende Behandlung, unerwünschte Vermischung von Berufs- und Privatleben und wenig Möglichkeiten der Freizeitgestaltung.

2. Die Ablehnung der sozialen Folgen dieser Arbeitsbedingungen. Die hauptsächlich genannten Gründe dieser zweiten Gruppe sind: keine sichere Existenz, keine Aufstiegsmöglichkeiten, keine Möglichkeit der Familiengründung und geringes Ansehen.

Diese Einstellung der Jugend zur Landarbeit ist offensichtlich eine Reaktion auf die besonderen Produktionsbedingungen in der Landwirtschaft und deren geringe wirtschaftliche Ergiebigkeit im Vergleich zur Arbeit in der industriellen Produktion. Darum hat die Arbeit auf dem Bauernhof für den Nichterben den Charakter der Vorläufigkeit und der Gelegenheitstätigkeit bekommen. Mit dieser Tatsache hängt das rasche Verschwinden der ledigen Hilfskräfte in den Bauernbetrieben zusammen.

Für die Gründe zur Abwanderung war folgende Frage an die Jugendlichen bedeutsam: «*Stimmt es, daß viele Bauerntöchter keinen Bauer heiraten wollen? Wenn ja — warum wohl?*» Befragt wurden alle noch auf dem elterlichen Betrieb wohnhaften jungen Leute zwischen 16 und 30 Jahren. Sie setzen sich folgendermaßen zusammen:

Söhne		Töchter	
in der Landwirtschaft tätig	in einem anderen Beruf tätig	in der Landwirtschaft tätig	in einem anderen Beruf tätig
55	31	27	24
<u>86</u>		<u>51</u>	
<u>137</u>			

Schon diese Uebersicht ergibt den wichtigen Hinweis, daß sichtlich mehr Töchter die Landwirtschaft und das elterliche Haus verlassen als Söhne, denn im schulpflichtigen Alter halten sich die beiden Geschlechter ungefähr die Waage. Von den 55 im elterlichen Betrieb mitarbeitenden Söhnen sind 12 verheiratet, was heißt, daß in Wahrheit von den 27 angeführten Töchtern fast die Hälfte Schwiegertöchter sind und nur 15 ledige Töchter im elterlichen Betrieb als Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Auf die Frage haben geantwortet:

	Söhne	Töchter
mit Ja	53	37
mit Nein	25	9
keine Antwort	8	5

Die ablehnende Haltung der Töchter ist eindeutiger, als es sich die Söhne vorstellen. Wie sehr den Söhnen die nötige Einsicht abgeht, kommt in der Begründung klar zum Ausdruck. Die Hälfte der *Söhne* sucht den Fehler bei den Töchtern und wirft ihnen zu große Scheu vor strenger Arbeit vor. Einige typische Aussagen:

- «Vielen kommt die Arbeit an die Hände»
- «Sie scheuen die strengen Arbeitstage»
- «Das Leben mit einem Arbeiter ist bequemer»
- «Alles andere finden sie schöner»

Eine zweite Gruppe (11 Antworten) stellt lakonisch fest, heute habe es eine zukünftige Bäuerin «zu streng» und darum begreife man ihre Ablehnung dieses Lebensweges. Nicht weniger als acht Bauernsöhne machen die Eltern und ihre Erziehungsfehler für die Einstellung der Töchter verantwortlich:

- «Sie müssen in der Jugend zuviel arbeiten»
- «Sie werden durch die Arbeitslast der Mutter abgeschreckt»
- «Viele Bauerntöchter haben eine falsche Erziehung»

Nur vier Söhne vertreten den Standpunkt, es könnten vielleicht auch auf der männlichen Seite Gründe für die Zurückhaltung der Töchter vorhanden sein. Sie fordern eine bessere allgemeine Bildung, und einer von ihnen sagt: «Viele Bauernsöhne sind halt zu grob.» Ein anderer junger Bauer, der allerdings verheiratet ist, hat geäußert: «Ein tüchtiger, flotter Bursche findet auch heute noch eine rechte Bauernfrau.»

Im ganzen urteilen die Burschen sehr stark von ihrem eigenen Standpunkt aus und versetzen sich selten in die Lage der zukünftigen Partnerin. Nicht umsonst hat ein lediger Bauernsohn von 27 Jahren geantwortet: «Diese Frage habe ich mir noch nie näher überlegt», und ein gleichaltriger Kollege: «Mir ist es ein Rätsel!»

Wenden wir uns den *Töchtern* zu, so wird eine andere Grundhaltung sichtbar. Von den 37 mit «ja» Antwortenden geben zwar auch 15 zu, daß sie die Arbeitslast am meisten abschreckt. Dafür können als Beispiel gelten:

- «Die Bäuerinnen sind mit Arbeiten überlastet»
- «Es gibt zuviel Arbeit und zuwenig Freizeit»
- «Heute möchten es die meisten Frauen schön haben»
- «Sie erhoffen sich mit einem andern ein viel bequemerer Leben»

Aber es gibt andere Gründe, die schwerer ins Gewicht fallen. Sie hängen mit dem Leben in der Bauernfamilie zusammen und beziehen sich auf die Stellung der jungen Frau im Gefüge des Haushaltes und auf das Verhältnis des Mannes zu seiner Frau:

- «Meistens können sie doch keinen eigenen Hausstand gründen»
- «Manche junge Bäuerin muß nur die billige Magd sein»
- «Die Schwiegermütter geben nichts aus den Händen»
- «Als Bäuerin hat man keinen Ort mehr für sich selbst»
- «Es ist nicht die viele Arbeit und das Angebundensein, sondern die Bauernburschen benehmen sich oft nicht ritterlich»
- «Die Ausdrucksweise der Bauernsöhne ist oft grob»
- «Die Männer sind allzusehr Materialisten»
- «Die Bauern sind gleichgültig gegenüber der Frau»

Nehmen wir noch den *Standpunkt der Schüler* zur Kenntnis, wie er im Aufsatz eines Bauernsohnes im siebten Schuljahr zum Ausdruck kommt: «Der Bauernberuf ist ein Krampf. Als Vorteil erachte ich, daß man Milch, Kartoffeln, Brot und Obst nicht kaufen muß. Aber ich möchte trotzdem nicht Bauer werden. Denn der Bauer muß oft bis spät in die Nacht hinein arbeiten. Will er das nicht,

so muß er einen Knecht einstellen. Aber, wo bekommt man heute einen solchen? Bei uns müssen wir Buben den Knecht ersetzen. Wenn wir aus der Schule kommen oder Ferien haben, müssen wir immer dem Vater helfen. Die Schulaufgaben können wir darum erst am Abend machen, während sie die andern Kinder im Laufe des Nachmittags machen können. Im Winter müssen wir dann wieder ins Holz, wenn die andern schlitteln und skifahren. Darum verleidet mir das Bauern immer mehr.»

Diesem Seufzer ist nur beizufügen, daß sich ein Drittel aller Bauernkinder in ähnlicher Weise über die Bauernarbeit und ihre Zukunftspläne äußert. Natürlich gibt es auf die Frage nach dem Bauernberuf auch positive Antworten; es wird noch von ihnen die Rede sein. Hier stehen nur die Gründe für die Abwanderung zur Diskussion, was fast zwangsläufig zu einem negativen Berufsbild des Bauern führt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß im Untersuchungsgebiet ein gewisser natürlicher Ueberschuß an Arbeitskräften aus der Landwirtschaft abwandern muß. In den letzten 20 Jahren jedoch hat der industrielle Sog der Landwirtschaft zusätzliches Personal entzogen. Dadurch werden die verkleinerten Bauernfamilien mit einem gewaltigen Arbeitsmaß belastet. Ausgelöst wurde diese Ablehnung der Landarbeit durch die besseren Arbeits- und Lebensbedingungen im industriellen Bereich.

3. Die Hofübergabe

a) Das Ergebnis der Befragung

Jedem Betriebsleiter und seinen schulentlassenen Söhnen und Töchtern wurde unabhängig voneinander die Frage gestellt: «Welches ist nach Ihrer Meinung der *beste Zeitpunkt*, um dem Sohn den Betrieb zu übergeben?» Auf einer Liste wurden dazu jene vier möglichen Antworten vorgelegt, die in der folgenden Darstellung der Ergebnisse genannt sind:

	Väter	Jugend
Wenn der Sohn heiratet	32%	51%
Wenn der Sohn 30 Jahre alt ist	17%	27%
Wenn der Vater 65 Jahre alt ist (AHV)	20%	19%
Nach dem Tode des Vaters	3%	—
Ausweichende Antwort	21%	—
Keine Antwort	7%	3%
	<hr/> 100%	<hr/> 100%

Offensichtlich stehen sich der jugendliche Drang zur Uebernahme der Verantwortung und die väterliche Zurückhaltung gegenüber. Die Hälfte der jungen Leute möchte mit der Heirat den Betrieb übernehmen; dazu ist aber nur jeder dritte Betriebsleiter bereit — und ein Teil von ihnen sogar nur theoretisch, weil sie sich in Wirklichkeit anders verhalten haben. Der Zeitpunkt der ersten Altersrente scheint jedem fünften Betriebsleiter der richtige zu sein. Auffallend ist die große Zahl der ausweichenden Antworten in der besitzenden Generation. Typische Beispiele sind:

- «Je nach Vermögen»
- «Wenn der Sohn es wünscht»
- «Wenn man sieht, daß er selbständig ist»
- «Wenn er eine rechte Frau bringt»
- «Ich gehöre nicht zum alten Eisen»

Es ist klar, daß diese Frage sehr viel Konfliktstoff in das Zusammenleben der Bauernfamilie bringt. Anlässlich unserer Befragung haben sich gerade hier die Gemüter am meisten erhitzt; der Verfasser kam sich manchmal vor wie ein Zahnarzt, der beim Patienten den Nerv trifft. Weil es dabei letztlich um die Frage geht, wie die Zeit zwischen dem Erwachsen-werden des Hoferben und dem Genügend-alt-sein des Vaters überbrückt werden kann, stellten wir eine Frage nach den möglichen *Uebergangslösungen*, wobei wiederum drei bestimmte Vorschläge zur Auswahl vorlagen. Nach unserer Auszählung wollen dem Sohn

	Väter	Jugend
— einen Betriebszweig zur eigenen Nutzung überlassen	15 ⁰ / ₁₀₀	24 ⁰ / ₁₀₀
— ihn am Betriebsgewinn beteiligen	13 ⁰ / ₁₀₀	25 ⁰ / ₁₀₀
— ihm den Betrieb verpachten	54 ⁰ / ₁₀₀	47 ⁰ / ₁₀₀
— keine Meinung	14 ⁰ / ₁₀₀	4 ⁰ / ₁₀₀
	100 ⁰ / ₁₀₀	100 ⁰ / ₁₀₀

Wieder gehen die Wünsche der Jugend etwas weiter als die Konzessionsbereitschaft der Väter. Gemeinsam ist aber beiden das Verlangen nach einer klaren und sauberen Lösung, wie sie das Pachtverhältnis darstellt. Die genannten Zahlen bedeuten aber nicht, daß jeder zweite Betriebsleiter wirklich bereit ist, seinen Betrieb zu verpachten; es handelt sich nur um die theoretische Wahl zwischen drei Möglichkeiten. Das zeigt unsere Frage nach der Wünschbarkeit einer solchen *Partnerschaft*. Es betrachten sie als

	Väter	Jugend
wünschenswert	43 ⁰ / ₁₀₀	74 ⁰ / ₁₀₀
unnötig	26 ⁰ / ₁₀₀	20 ⁰ / ₁₀₀
nachteilig	22 ⁰ / ₁₀₀	4 ⁰ / ₁₀₀
keine Antwort	9 ⁰ / ₁₀₀	2 ⁰ / ₁₀₀
	100 ⁰ / ₁₀₀	100 ⁰ / ₁₀₀

Die Zahl der Betriebsleiter, welche einer Partnerschaft im oben beschriebenen Sinn kritisch gegenübersteht, ist größer als jene der Befürworter. Diese konservative Grundhaltung stößt auf die ziemlich einheitliche Ansicht der Jungen, eine vermehrte Mitverantwortung sei wünschenswert. Immerhin ist auch jeder fünfte Vertreter der Jugend der Meinung, eine solche Partnerschaft sei unnötig. Es handelt sich dabei einerseits um Leute aus geordneten Verhältnissen, wo ein gutes Zusammenwirken gewährleistet ist; andererseits um einige wenig unternehmungslustige Bauernsöhne und -töchter.

Wir haben jene 52 Betriebsleiter, die eine Partnerschaft als unnötig oder nachteilig erachten, in ihrer Stellung zu einigen anderen Fragen gesondert betrachtet. Dabei hat sich gezeigt, daß sie gegenüber dem Durchschnitt aller Betriebsleiter

Gemeinde Alter	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinden	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
75 und älter	1	1	1	—	—	—	3
70—74	—	—	2	—	—	1	3
65—69	4	2	3	—	—	3	12
60—64	3	4	1	1	3	3	15
55—59	3	4	3	3	3	3	19
50—54	2	4	1	1	2	6	16
45—49	4	2	1	2	3	3	15
40—44	2	2	2	—	—	1	7
35—39	1	—	1	—	1	5	8
30—34	3	—	—	3	2	4	12
unter 30	—	—	—	—	—	2	2
Total	23	19	15	10	14	31	112

Tabelle 22: Das Alter der Betriebsleiter in den sechs Gemeinden

- die geregelte Arbeitszeit weniger oft eingeführt haben
- sich als Bauern öfter als die übrigen benachteiligt fühlen
- eine Besserung der Lage der Landwirtschaft vor allem von höheren Preisen erwarten
- und am Sonntag mehr als andere am liebsten schlafen oder jassen.

Die Vermutung liegt nahe, daß sich vor allem alte Bauern mit kleinen Betrieben in dieser Gruppe befinden. Eine Schichtung nach dem Alter der Betriebsleiter und der Größe der Betriebe ergab aber in dieser Frage keine schlüssigen Daten. Die Gruppe ist einzig gekennzeichnet durch eine ziemlich starre, am Alten hängende Einstellung.

b) *Das wirkliche Verhalten*

Einen ersten Hinweis auf das tatsächliche Verhalten gibt das *Alter der Betriebsleiter*. Es ist in Tabelle 22 gemeindeweise dargestellt und zeigt, daß der Hauptharst — nämlich 65 — zwischen 45 und 64 Jahre zählt. 18 sind über 64-jährig und damit im Genuß der Altersrente, und nur 29 sind noch nicht 45 Jahre alt. In den drei Gemeinden der Hochfläche sind die älteren Betriebsleiter besonders zahlreich. Betrachten wir die 18 ältesten Betriebsleiter (ab 65-jährig) etwas näher, so zeigt sich, daß

- 6 ohne Anwärter sind, weil keiner der Söhne übernehmen will,
- 4 nur ledige Anwärter haben und
- 8 wohl den Betrieb einem verheirateten oder fähigen Sohn bzw. Schwiegersohn übergeben könnten, aber noch zu stark an ihr Lebenswerk gebunden sind.

Fragen wir andererseits, wieso die unter 40-jährigen Betriebsleiter so früh in diese verantwortliche Stellung gelangten, so ergeben sich:

- 9 Fälle, in denen sie durch den frühen Tod des Vaters zum Zuge kamen,
- 6 Fälle, in denen sie zu Lebzeiten des Vaters übernahmen,
- 5 Fälle, in denen eine Pacht übernommen wurde, und
- 2 Fälle, in denen der Betrieb im freien Handel gekauft wurde.

Das führt uns zur *Art der Hofübernahme*, die in Tabelle 23 dargestellt ist. Von den derzeitigen Betriebsleitern haben 45 (40 %) den Betrieb erst nach dem Tode des Vaters übernommen; drei davon erst nach dem Tode der Mutter und 6 noch später aus der Hand der Geschwister. Die in der Befragung so oft genannte Uebergangslösung der Pacht kommt in Wirklichkeit erst in 5 Fällen vor. Dabei ist nur in 2 Fällen der Vater der Verpächter, die anderen 3 Betriebe gehören der Mutter oder der Schwiegermutter.

Jeder fünfte Betrieb kommt mit der Uebergabe in familienfremde Hände. Die 17 Käufe durch Auswärtige weisen darauf hin, daß die Erbfolge innerhalb der Familie nicht überall gesichert ist. Es mag dabei auffallen, daß ausgerechnet in Häfelfingen, wo mehr als die Hälfte der Hoferben bis nach dem Tode des Vaters warten mußte, auch am meisten Betriebe in den freien Handel kamen.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen jene 30 Betriebe, in denen der Sohn vor dem Tode des Vaters zum Zuge kam. Wir haben in Tabelle 24 das Alter dieser Väter und Söhne aufgezeichnet. 19 Väter (63 %) hatten das 70. Lebensjahr erreicht, bevor sie sich zur Uebergabe des Betriebes entschlossen. Der größere Teil ihrer übernehmenden Söhne war schon recht betagt, der älteste unter ihnen zählte bei der Betriebsübernahme 60 Lenze! Von den zwei 58-jährigen Betriebsleitern war einer durch Krankheit arbeitsunfähig geworden und der andere arbeitet

Alter	Gemeinde	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinden	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
nach dem Tod des Vaters oder beider Eltern		12	8	6	5	4	10	45
zu Lebzeiten des Vaters		4	6	4	1	3	12	30
Einheirat		—	2	2	—	2	2	8
Pacht des elterlichen Betriebes		1	2	—	1	1	—	5
freier Kauf		5	1	2	3	4	2	17
freie Pacht		1	—	1	—	—	5	7
Total		23	19	15	10	14	31	112

Tabelle 23: Die Arten der Hofübernahme in den sechs Gemeinden

Väter		Söhne
Alter	Anzahl	Alter
80 und älter	4	60/53/53/51
77—79	5	54/52/48/45/35
73—76	5	48/41/36/35/33
70—72	5	42/41/38/35/33
66—69	5	36/35/35/33/30
60—65	4	36/33/31/30
unter 60	2	34/29

Tabelle 24: Das Alter der Väter und Söhne im Zeitpunkt der Hofübergabe auf den Betrieben, die zu Lebzeiten des Vaters übernommen wurden.

hauptberuflich in einem Industriebetrieb. Nur 13 Hoferben konnten den Betrieb vor ihrem 35. Geburtstag übernehmen, das heißt etwas mehr als jeder zehnte. Dieser Zustand nimmt vielen jungen Bauern den Schwung und die Unternehmungslust. Es stellt sich die Frage, warum sich die Besitzer nicht früher zur Hofübergabe entschließen.

Einmal spielen die *wirtschaftlichen Verhältnisse* eine große Rolle. In den kleinen Betrieben ist es dem Vater kaum möglich, stille Reserven mit in den Ruhestand zu nehmen. Die Altersrente vermag die Lage nicht wirkungsvoll genug zu verbessern. Es ist sicher kein Zufall, daß von den vier Landwirten, die zwischen dem 60. und 64. Lebensjahr den Betrieb dem Sohn übergaben, jeder mehr als 15 ha Kulturland bewirtschaftet hat. In dieser Größenklasse ist es offenbar leichter, sich zu verständigen und abzufinden.

Dann möchten die Alten solange als möglich *unabhängig bleiben*. Man liefert sich nur ungern dem Sohn und dessen Frau aus. Dabei fällt der Mutter der Verzicht auf das Regiment oft viel schwerer als dem Vater; die Schwiegertochter bekommt das entsprechend zu spüren. Diese Spannung verursacht viel stilles Leid, für das oft der ältere, manchmal aber auch der jüngere Teil verantwortlich ist.

Jedenfalls ist die Hofübernahme ein sehr heikles Problem, wenn zwischen jung und alt nicht ein *Vertrauensverhältnis* besteht. Der Betrieb leidet oft jahrelang unter dieser Spannung, und es geht viel Einsatzfreudigkeit verloren. Wenn die Bauernsöhne keine Möglichkeit sehen, vor dem 40. Lebensjahr in die Verantwortung der Betriebsführung hineinzuwachsen, kann man ihnen den Verzicht auf den elterlichen Hof nicht veragen.

Zum Abschluß dieses Kapitels können wir die Betriebe einteilen nach dem Grad, in dem die Uebergabe an die nächste Generation gesichert ist. Dabei lassen sich drei Gruppen unterscheiden:

	Anzahl	Prozent
1. Die gesicherten Betriebe	75	67%
2. Die nicht gesicherten Betriebe	20	18%
3. Die auslaufenden Betriebe	17	15%
	112	100%

- zu 1) In zwei von drei Bauernfamilien ist ein Sohn vorhanden, der entweder schon beruflich qualifiziert ist oder doch soviel Freude am Bauernberuf zeigt, daß mit einer Weiterführung des Betriebes sicher gerechnet werden kann.
- zu 2) In 20 Betrieben ist der Fortbestand innerhalb der Familie nicht gesichert. Entweder ist der Betriebsleiter selbst oder der erwachsene Sohn noch ledig und darum kein Nachfolger in Sicht. Zu dieser Gruppe zählen wir auch jene Betriebe, deren Leiter oder Erben wenig beweglich und fortschrittsoffen sind.
- zu 3) In den auslaufenden Betrieben haben alle Söhne und Töchter der Landwirtschaft den Rücken gekehrt und keines gedenkt je den Betrieb fortzuführen. Wegen der Betagtheit der meisten Betriebsleiter kann man diese Gruppe auch als Altbauern-Betriebe bezeichnen.

Der Anteil an gesicherten Betrieben ist in Läuelfingen und Wittinsburg mit je 80 % besonders hoch, in den Kleinbauerngemeinden Häfelfingen (56 %) und Känerkinden (60 %) dagegen recht tief. Das beleuchtet nochmals den Zusammenhang, der zwischen Hofübergabe und Abwanderung besteht. Die Kleinheit vieler Betriebe und die Anziehungskraft anderer Berufe haben gemeinsam dazu geführt, daß in jedem dritten Betrieb die normale Erbfolge innerhalb der Familie nicht gesichert ist.

C. Die Bauernfamilie als Arbeitsgemeinschaft

Die bäuerliche Welt ist hineingestellt in das sich rasch verändernde Kraftfeld unserer Zeit. Dadurch ist das alte, innere und äußere Gleichgewicht des Bauernhofes gestört worden. Es treten Schwierigkeiten und Mängel auf, welche die Bauernfamilie als Arbeitsgemeinschaft besonders stark belasten. Die Aufgabe, bei der sinnvollen Gestaltung der Arbeitswirtschaft mitzuhelfen, wird darum immer dringender.

Dazu hat Howald (43) in verdienstvoller und praktischer Weise beigetragen mit seiner «Schriftenfolge über Landarbeits-Technik in der Schweiz». Unsere eigene Arbeit hat sich ihrem Wesen nach auf die Darstellung der gegenwärtigen arbeitswirtschaftlichen Situation zu beschränken und dabei die sozialen Zusammenhänge besonders zu beleuchten.

1. Die Arbeitsverfassung

Im Untersuchungsgebiet ist die Zahl der ständig in der Landwirtschaft beschäftigten Arbeitskräfte von 1929 bis 1955 von 598 auf 382 gesunken. Im Dezember 1960 zählten wir bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung noch 190 männliche Personen zwischen 15 und 64 Jahren. Gleichzeitig ist die zu bewirtschaftende Fläche nicht kleiner geworden; denn was an Bauland in den sechs Gemeinden verloren ging, wurde durch vermehrte Zupacht außerhalb des Untersuchungsgebietes mehr als ausgeglichen. Praktisch bewirtschaftet also heute eine um die Hälfte verminderte Zahl von Leuten die gleich große Fläche wie vor dreißig Jahren. Dabei ist der Landbau nicht extensiver geworden. Drei Umstände haben diese Entwicklung ermöglicht:

Gemeinde Jahr	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
1929	101	102	61	73	63	198	598
1939	92	81	76	82	68	161	560
1955	78	66	55	36	36	111	382

Tabelle 25: Ständig in der Landwirtschaft beschäftigte Arbeitskräfte 1929—1955

- 1) Die Menschen in der Landwirtschaft sind heute viel stärker beansprucht.
- 2) Die Mechanisierung hat die Arbeit erleichtert und beschleunigt.
- 3) In den größer gewordenen Betrieben wird rationeller gearbeitet.

In Tabelle 25 mag noch auffallen, wie in Känerkinder, Rümlingen und Buckten die Krise der Dreißigerjahre die Zahl der ständig landwirtschaftlich Tätigen deutlich gehoben hat. In den gleichen Gemeinden ist sie aber nach dem Krieg am schnellsten wieder gesunken, so in Rümlingen von 82 auf 36 Personen.

Bei der Betrachtung der *heutigen Arbeitsverfassung* drängt sich eine Aufteilung der 112 Betriebe in drei Gruppen auf. In 51 Betrieben stehen dem Betriebsleiter nur seine Frau, schulpflichtige Kinder und in einigen Fällen sehr betagte Eltern als familieneigene Hilfskräfte zur Verfügung. Wir bezeichnen sie als *Einmann-Betriebe*, obwohl in 12 Fällen eine familienfremde Arbeitskraft mithilft. In 41 Betrieben stehen zwei familieneigene männliche Arbeitskräfte zur Verfügung, indem Vater und Sohn zusammenarbeiten. Das ist die Gruppe der *Vater-Sohn-Betriebe*. Schließlich gibt es 20 *Großfamilien-Betriebe*, in denen zwei oder mehrere Brüder gemeinsam wirtschaften. Es kommt in dieser Gruppe vor, daß nur ein Bruder verheiratet ist und der oder die anderen als ledige Mitarbeiter wirken.

a) Beispiele für den Einmann-Betrieb

Familie B 10

Betriebsgröße: LN 603 a 185 a Getreide 35 a Hackfrüchte
32% Naturwiesen 43 Kirschbäume

Viehhaltung: 5 Kühe, 1 Rind, 3 Mastschweine, 28 Hühner

Zugkräfte: 1 Pferd

Arbeitskräfte: Vater 68, Mutter 66, Enkel 12
gelegentliche Mithilfe der Schwiegertochter

Merkmal: Der alternde Vater vermag den Bedürfnissen des Betriebes immer weniger gerecht zu werden. Der verheiratete Sohn arbeitet auswärts und hat wenig Freude an der Landarbeit. Umso eifriger greift der 12jährige Enkel zu. Die Arbeit wird erschwert durch sehr enge bauliche Verhältnisse.

Familie C 11

Betriebsgröße: LN 644 a 185 a Getreide 35 a Hackfrüchte
35% Naturwiesen 65 Kirschbäume

Viehhaltung: 4 Kühe, 3 Rinder, 4 Mastschweine, 30 Hühner

Zugkräfte: 1 Pferd (seit 1961 auch Traktor)

Arbeitskräfte: Vater 56, Mutter 46
Merkmal: Von den zehn Kindern sind fünf der Schule entwachsen, aber keines hilft gern im Betriebe mit. An einem Samstagnachmittag trafen wir alle drei auswärts arbeitenden Söhne in der Stube, während die Eltern allein Rüben einbrachten! Der Vater sagt: «Einer von den Kleinen wird sicher noch Bauer». Um das zu erreichen, hat er nun einen Traktor gekauft. Der Betrieb macht einen vernachlässigten Eindruck.

Familie D 4

Betriebsgröße: LN 935 a 240 a Getreide 94 a Hackfrüchte
42% Naturwiesen 90 Kirschbäume
Viehhaltung: 8 Kühe, 6 Rinder, 2 Mutterschweine, 20 Mastschweine, 52 Hühner
Zugkräfte: 1 Pferd, 1 Traktor 18 PS
Arbeitskräfte: Vater 49, Mutter 45, zwei Töchter 14/12
Merkmal: Zwei mit Arbeit überlastete Eltern, die von den Nachbarn als «große Krampfer» gerühmt werden. Sie werken in ihrem Hangbetrieb oft bis in alle Nacht hinein. Die Töchter werden auch stark eingespannt und haben in ihrem Schulaufsatz geschrieben: «Ich will nie Bäuerin werden.»

Familie E 8

Betriebsgröße: LN 916 a 204 a Getreide 80 a Hackfrüchte
53% Naturwiesen 52 Kirschbäume
Viehhaltung: 5 Kühe, 2 Rinder, 3 Mutterschweine, 8 Mastschweine, 25 Hühner
Zugkräfte: 2 Pferde
Arbeitskräfte: Vater 49, Mutter 45
Merkmal: Der Betrieb wird nach alter Väter Sitte geführt; die beiden Eltern verbeißen sich in der Arbeit. Die Frau ist leidend und hat wenig Zeit für ihre fünf Kinder. Von diesen arbeiten die beiden älteren in der Fabrik; der Vater sagt: «Das bringt uns Geld ins Haus.»

Die Einmann-Betriebe sind durch eine *sehr starke Beanspruchung der Bäuerin* gekennzeichnet. Meistens umfassen sie Flächen unter 10 Hektaren. Für die schwierige arbeitswirtschaftliche Lage sind zwei Gründe verantwortlich: Entweder sind die Kinder für eine wirkungsvolle Mithilfe noch zu klein und die Betriebe sind auf dem Weg in das erste Wellental der Schicksalskurve von Howald (41, S. 20); oder die Eltern vermögen — in des Wortes doppelter Bedeutung — die Kinder nicht bei der Stange zu halten. Weil aber die jungen Leute später nur widerwillig oder gar nicht in den Betrieb zurückkehren, gehört diese zweite Gruppe fast ohne Ausnahme zu den in der Erbfolge nicht gesicherten oder auslaufenden Betrieben.

b) Beispiele für den Vater-Sohn-Betrieb

Familie A 1

Betriebsgröße: LN 401 a 50 a Getreide 45 a Hackfrüchte
56% Naturwiesen 48 Kirschbäume
Viehhaltung: 5 Kühe, keine Nachzucht, 2 Mastschweine, 9 Hühner
Zugkräfte: 1 Traktor 10 PS
Arbeitskräfte: Vater 67, Mutter 67, Sohn 31, ledig
Merkmal: Ein typischer Kleinbetrieb mit schlecht ausgenützten Kräften. Ein älterer, ebenfalls lediger Sohn arbeitet in der Industrie und hilft in der Freizeit mit. Dank seinem Zahntag geht es gut. Beide Söhne zeigen wenig Initiative und Heiratslust. Der zu kleine Stall erlaubt keine Jungviehhaltung.

Familie A 3

Betriebsgröße: LN 1182 a 320 a Getreide 66 a Hackfrüchte
42% Naturwiesen 107 Kirschbäume

Viehhaltung: 8 Kühe, 4 Rinder, 1 Zuchtstier, 6 Mastschweine, 25 Hühner

Zugkräfte: 2 Pferde

Arbeitskräfte: Vater 69, Mutter 63, Sohn 39, Sohnsfrau 34

Merkmal: Weil die Eltern schon etwas gebrechlich sind, ist das junge Ehepaar sehr stark eingespannt. Die Schwiegertochter hat zwei kleine Kinder und hilft bei allen Feld- und den meisten Stallarbeiten mit. Die Mutter besorgt den Haushalt. Zur Arbeitszeit sagt der Sohn: «Wir arbeiten, bis wir fertig sind!»

Familie B 5

Betriebsgröße: LN 1510 a 469 a Getreide 92 a Hackfrüchte
17% Naturwiesen 112 Kirschbäume
90 a Raps

Viehhaltung: 13 Kühe, 5 Rinder, 2 Mutterschweine, 8 Mastschweine, 22 Hühner

Zugkräfte: 2 Pferde, 1 Traktor 16 PS

Arbeitskräfte: Vater 54, Mutter 46, zwei Söhne 22/13, im Sommer ein Italiener

Merkmal: Die über 80-jährigen Großeltern leben im gleichen Haushalt. Dadurch fällt der Bäuerin ein großes Arbeitspensum zu, zumal sie neben dem Haushalt bei fast allen Feldarbeiten mithilft. Aber auch die Männer sind sehr stark beansprucht, und der Meister sagt: «Wenn der Italiener nicht streikt, so geht es!»

Eine Kennzeichnung der Vater-Sohn-Betriebe ist nicht leicht. Sie finden sich in allen Größenklassen, sind aber bei den Flächen über 10 Hektaren besonders häufig. Ihr Hauptmerkmal ist ein Sohn, der nach Schulaustritt dem elterlichen Betrieb und der Landwirtschaft die Treue hält. Damit wird in den meisten Fällen die Erbfolge gesichert, es tritt eine gewisse Kontinuität in die ganze Betriebsführung und Arbeitsgestaltung. Auch hier wird die Bäuerin oft stark eingespannt, sie erhält aber doch etwas mehr Spielraum, indem sie durch eine Schwiegertochter oder Schwiegermutter entlastet wird. Die Mehrzahl der Vater-Sohn-Betriebe macht menschlich und in der Betriebsführung einen guten Eindruck.

c) Beispiele für den Großfamilien-Betrieb

Familie E 14

Betriebsgröße: LN 1127 a 465 a Getreide 120 a Hackfrüchte
12% Naturwiesen 86 Kirschbäume

Viehhaltung: 10 Kühe, 4 Rinder, 4 Mutterschweine, 6 Mastschweine, 50 Hühner

Zugkräfte: 1 Pferd, 1 Traktor 18 PS

Arbeitskräfte: Vater 59, Mutter 58, Bruder 62, Sohn 19, im Sommer auch eine Tochter 21

Merkmal: Es stehen drei familieneigene männliche Arbeitskräfte zur Verfügung. Dadurch kann der Betrieb ohne übermäßige Anstrengung intensiv bewirtschaftet werden. Die Mutter hat genügend Zeit für die Arbeit im Haus. Alles macht einen gepflegten Eindruck.

Familie F 8

Betriebsgröße: LN 1473 a 152 a Getreide 54 a Hackfrüchte
73% Naturwiesen 49 Kirschbäume

Viehhaltung: 9 Kühe, 4 Rinder, 1 Zuchtstier, 4 Mastschweine, 12 Hühner

Zugkräfte: 2 Pferde

Arbeitskräfte: Vater 54, Mutter 54, zwei Brüder 58/61

Merkmal: Die beiden Brüder des Meisters sind nicht ganz zurechnungsfähig und arbeiten nur unter persönlicher Aufsicht. Ein Sohn und eine Tochter arbeiten in der Industrie und helfen ohne Begeisterung in der Freizeit mit. Die Mutter ist überarbeitet. Gebäude und Betrieb machen einen verwehrlosten Eindruck.

Wir haben bei den Großfamilien bewußt zwei extreme Beispiele dargestellt. Jedes von ihnen entspricht nämlich einem bestimmten Typ innerhalb dieser Gruppe. Wir finden einerseits gesunde, lebensfähige Familiengemeinschaften, die ihre Betriebe in vorbildlicher Weise führen. Andererseits stoßen wir auf elf Familien, in denen nicht ganz zurechnungsfähige Menschen leben. In negativer Deutung heißt das, daß die Hälfte aller Großfamilien nur deshalb zusammenlebt, weil eines oder mehrere ihrer Glieder nicht zur Abwanderung fähig sind. Positiv betrachtet tritt dabei eine wichtige soziale Funktion der Landwirtschaft zutage: die Bauernfamilie ist gewillt und in der Lage, die kranken Glieder in ihrer Mitte zu behalten; sie schiebt sie nicht einfach in eine Anstalt ab.

In Tabelle 26 sind die Anteile der drei Gruppen in den sechs Gemeinden dargestellt. Die Einmann-Betriebe sind in Häfelfingen und Buckten besonders zahlreich und machen in beiden Gemeinden mehr als die Hälfte aller Betriebe aus. In Häfelfingen ist das durch die große Zahl der auslaufenden Betriebe bedingt, während in Buckten einige jüngere Betriebsleiter noch nicht mit der heranwachsenden Jugend rechnen können.

Gemeinde	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Betriebe		
							m. A.	o. A.	
Einmann- m. A. betriebe o. A.	3 11	2 6	— 4	1 2	1 7	5 9	12	39	
Vater-Sohn Betriebe m. A. o. A.	1 5	4 5	2 6	1 2	2 1	6 6	16	25	
Groß- m. A. familien o. A.	— 3	1 1	— 3	— 4	— 3	1 4	2	18	
Total	23	19	15	10	14	31	30	82	
o. A. = ohne Angestellte m. A. = mit Angestellten									

Tabelle 26: Die Arbeitsverfassung in 112 Betrieben

d) Die familienfremden Arbeitskräfte

Die Betriebe mit familienfremden Arbeitskräften sind auch in Tabelle 26 aufgezählt. Sie sind bei den Vater-Sohn-Betrieben am häufigsten, weil diese im allgemeinen über die größeren Flächen verfügen. 82 Betriebe haben überhaupt keine familienfremde Arbeitskraft; von den anderen 30 beschäftigen sie 16 nur in der Sommersaison.

Im ganzen werden in der Saison 42 familienfremde Arbeitskräfte beiderlei Geschlechtes beschäftigt. Es handelt sich dabei um 21 Italiener, 7 andere Ausländer und 14 Schweizerinnen und Schweizer.

Unter den 14 Leuten aus dem eigenen Land finden wir fünf ältere, treue Dienstboten, vier Burschen zwischen 16 und 18 Jahren, zwei Strafantlassene, die vorübergehend in der Landwirtschaft Unterschlupf gefunden haben, zwei ältere Dienstmädchen und eine bäuerliche Lehrtochter. Qualifizierte Mitarbeiter sind unter den Schweizern und den Ausländern selten geworden.

Diese wenigen Hinweise zeigen, wie sehr der früher übliche ledige Dienstbote der Vergangenheit angehört. Die Gründe dafür haben wir im Kapitel über die Abwanderung dargelegt.

2. Die Arbeitsgestaltung

a) Das Arbeitsmaß

Müßten wir ein Merkmal nennen, das für die meisten Betriebe des Untersuchungsgebietes zutrifft, so käme dafür vor allem das schwere Maß an Arbeit für alle Glieder der Bauernfamilie in Frage. Von allen Problemen bedrückt diese Arbeitslast viele Landwirte am meisten, weil sie sich jeden Tag neu mit ihr auseinandersetzen müssen. Es gibt allerdings auch Betriebsleiter, welche dieses pausenlose Eingespanntsein als etwas hinnehmen, das ihnen vom Schicksal auferlegt worden ist. Aber es erstaunt nicht, wenn von 112 Bauern 48 die Abwanderung mit der langen Arbeitszeit in der Landwirtschaft begründen. Zwar sind die Landwirte im oberen Homburgertal keine ausgesprochenen Frühaufsteher. In allen sechs Gemeinden ist es üblich, die Milchsammelstelle morgens und abends nicht vor sieben Uhr zu öffnen. So können sich die Bauern am Morgen Zeit lassen, geraten aber am Abend zwangsläufig zu einem späten Abschluß der Stallarbeiten. Es ist keine Seltenheit, auch im Winter abends um acht Uhr noch Kühe am Dorfbrunnen zu sehen. Dieses von der Tradition geprägte Verhalten führt zu einer sehr langen Präsenzzeit. Die Landwirte begründen ihre Gewohnheit mit den oft weit entfernten Feldern, wo man die Arbeit nicht schon um vier oder fünf Uhr nachmittags abbrechen könne. Auf die Frage nach dem Feierabend wurde mehrmals geantwortet: «Feierabend haben wir, wenn wir im Bett sind!»

In vier Betrieben wurde während des Wirtschaftsjahres 1959/60 ein *Arbeits-tagebuch* geführt. Die Hauptergebnisse des einen sind als typisches Beispiel in Figur 11 wiedergegeben.

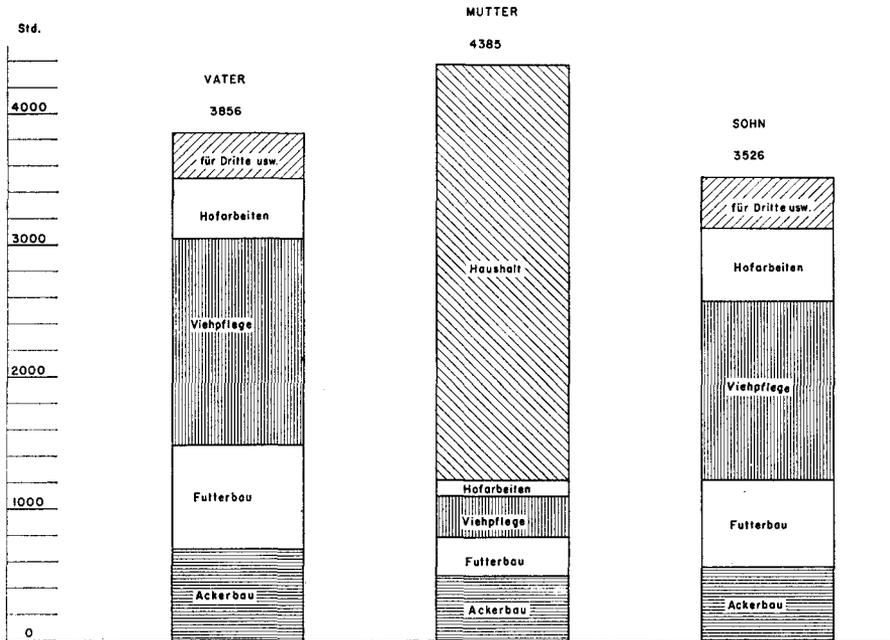


Fig. 11: Das Arbeitsmaß in einem typischen Familienbetrieb

Betriebsgröße: LN 1013 a 226 a Getreide 65 a Hackfrüchte
 Wald 190 a 24 a Gemüse 58% Naturwiesen
Viehhaltung: 7 Kühe, 3 Rinder, 2 Mutterschweine, 4 Mastschweine, 35 Hühner
Zugkräfte: 1 Pferd, 1 Traktor 15 PS
Arbeitskräfte: Vater 51, Mutter 47, Sohn 18

Der sonst nicht übliche Gemüsebau nimmt 725 Stunden in Anspruch. Ferner ist in den Zahlen inbegriffen die Waldarbeit im Lohn für die Gemeinde; Vater und Sohn haben dafür zusammen 352 Stunden aufgewendet. Der Vater war während des ganzen Jahres 3856 Stunden tätig, die Mutter sogar 4385 und der Sohn 3526 Stunden. Es fällt auf, wie die Mutter bei fast allen Arbeiten einspringt und daneben den großen Haushalt besorgt. Natürlich ist nicht ersichtlich, wieviele von diesen Stunden wirklich notwendige produktive Arbeit waren und wieviele weniger notwendige Beschäftigung. Diese Unterscheidung nützt den betreffenden Arbeitskräften auch wenig, weil für sie die Länge und Mühseligkeit des Arbeitstages eine Realität darstellt, die nicht leicht aus der Welt zu schaffen ist.

Die Lage wird noch erschwert durch den Umstand, daß der Bauer und seine Kinder in unmittelbarer Nähe den Vergleich mit den industriellen Arbeitsbedingungen anstellen können. Damit kommt bei ihnen fast zwangsläufig der Ge-

danke auf, in der Landwirtschaft sei der Arbeiter seines Lohnes nicht mehr wert. Und von diesem Gedanken bis zum Entschluß, der landwirtschaftlichen Tätigkeit den Rücken zu kehren, ist der Weg nicht weit. In den Gesprächen mit den Bauernfamilien hat sich immer wieder gezeigt, wie sehr die eigene Lage von der Arbeitszeit her eingeschätzt wird. Daran und am geringen Arbeitsertrag werden die Leistungen und Vorteile der anderen Berufe gemessen.

b) Die Arbeitseinteilung

Alle Betriebsleiter wurden gefragt: «Haben Sie versucht, in Ihrem Betrieb die *geregelte Arbeitszeit* einzuführen? Nur 16 % haben mit Ja geantwortet. Dazu zwei typische Bemerkungen:

«Wenn man will, geht es»
«Bei uns gibt es nichts mehr anderes.»

Die große Mehrheit hatte wenig Verständnis für die gestellte Frage. Sie findet, eine geregelte Arbeitszeit sei im Familienbetrieb a) unmöglich und b) auch unnötig. Als Hauptargumente gegen eine Regelung werden der Mangel an Hilfskräften und der Einfluß des Wetters vorgebracht. Auch zur negativen Haltung einige Aussagen von Befragten:

«Wir sind die langen Arbeitszeiten gewöhnt»
«Die Arbeit muß doch fertig sein»
«Es gibt doch immer Unvorhergesehenes»
«Ich mache sowieso alles selber»
«Wir sind alles eigene Leute»
«Bis jetzt hat es der Italiener nicht verlangt»
«Fabrikzeiten sind nichts für den Bauer»
«Das Wetter ist auch nicht geregelt»

Und ein Spaßvogel hat bemerkt: «Unsere Arbeitszeit ist geregelt, sie dauert vom Aufstehen bis zum Zubettgehen!» Die Arbeitszeit ist also weithin durch das Arbeitsmaß diktiert und füllt einfach den ganzen Tag aus. Eine bewußte Arbeitsplanung kommt selten vor. Darin sieht Preuschen (81, S. 6) das größte Problem des Familienbetriebes: «Der Bauer hat später als andere Berufe begonnen, sowohl die leitende als auch die ausführende Arbeit in seinem Betrieb bewußt zu gestalten. Sowohl als Betriebsleiter wie auch als sein Arbeiter hat er im *wesentlichen* aus der Erfahrung, der Vorstellung und der Gewohnheit gearbeitet und gewirtschaftet.» Das zeigt sich deutlich in der *Arbeitsverteilung* unter den Familiengliedern. Sie ordnet dem Mann und der Frau ganz bestimmte Aufgaben zu. So gelten alle Arbeiten, bei denen man sich stark bücken muß, als Frauenarbeiten. Den Schweine- und Hühnerstall rechnet man zum Haushalt, seine Betreuung ist fast überall Frauensache. Dem Mann ist der Rindviehstall und besonders das Melken vorbehalten. Gleiches gilt für die Betreuung der Zugkraft, sei sie nun motorisch oder nicht.

Mit dem zunehmenden Ausfall von männlichen Arbeitskräften hat sich der Aufgabenkreis der Frau noch erweitert. Im Untersuchungsgebiet helfen die meisten Frauen bei allen Feldarbeiten mit. Daß sie vor der Zubereitung des Frühstücks beim Grasen mithelfen, wird als selbstverständlich betrachtet. In jedem dritten Betrieb füttern sie auch das Vieh, und einzelne Bäuerinnen hat der Verfasser beim Ausmisten der Ställe und beim Viehputzen angetroffen.

Es herrscht also im oberen Homburgertal eine *traditionelle Arbeitseinteilung* vor, in der die Frau oft die unselbständige Gehilfin des Mannes ist und damit die Funktion des früheren Knechtes erfüllt. Die Betriebe mit ausgeprägter Arbeitsplanung sind selten.

c) Die Altersschichtung der Arbeitskräfte

Die Stärke des Arbeitsvermögens einer Gesellschaft beruht auf den mittleren Jahrgängen von 25 bis 49 Jahren. Sie sind der eigentliche Tragkörper des Volkes. Betrachten wir nochmals den Altersaufbau der Bevölkerung in Figur 5 (S. 43), so stellen wir fest, daß gerade diese Jahrgänge in der landwirtschaftlichen Bevölkerung besonders schwach vertreten sind. Die Männer der genannten Altersklassen machen bei der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung 19 % aus, bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung aber nur 13 % aus. Der bäuerliche Tragkörper ist damit im Verhältnis 3 : 2 schwächer als jener der übrigen Berufe. Die Lage wird noch verdeutlicht durch die Verteilung der landwirtschaftlichen Bevölkerung auf fünf Altersklassen mit je 15 Jahrgängen:

0—14-jährige	213	33 %
15—29-jährige	95	14,5%
30—44-jährige	104	16 %
45—59-jährige	119	18,5%
60— x-jährige	115	18 %
	646	100 %

Dem schmalen, reifen, bäuerlichen Tragkörper wird somit eine doppelte Last aufgebürdet. Auf der einen Seite trägt er die zahlreichen heranwachsenden Kinder, die den dritten Teil der Bevölkerung ausmachen und von denen etwas mehr als die Hälfte nach Schulaustritt in andere Berufe abspringt. Auf der anderen Seite unterhält er eine große Zahl von alten Leuten, die nicht mehr voll arbeitsfähig sind.

Der schmale Tragkörper — und ganz besonders das Fehlen der Männer in den besten Jahrgängen — führt zu einer *Verlagerung der Arbeit* auf schwächere Schultern. Der große Einsatz von Kindern, Jugendlichen, älteren Leuten und vor allem Frauen ist geradezu ein Kennzeichen der Familienarbeitsverfassung. Diese verlagerte Arbeit ist ein Notbehelf, dessen Wirkungen wenig erfreulich sind.

3. Die Auswirkungen der Arbeitsüberlastung

a) Die Stellung der Bäuerin

In der geschilderten Entwicklung erscheint die Bäuerin als die Hauptleidtragende. Viele Betriebsleiter verlassen sich auf den restlosen Einsatz ihrer Frau und

verzichten gerade deshalb auf ein ernsthaftes Durchdenken ihrer Arbeitsgestaltung. Daraus ergibt sich für manche Bäuerin ein gewaltiges Arbeitspensum. Wir haben den *Arbeitstag* einer solchen Frau und Mutter von vier kleinen Kindern in der strengen Sommerzeit aufgezeichnet:

4.30	Tagwache	12.30	Mittagessen
	Gras holen	13.15	Feldarbeiten
5.30	Vieh füttern		bis 18 Uhr
	Gras abladen	18.00	Nachtessen
	Schweine füttern	18.30	je nach Wetter:
	Milchführen		Hilfe im Stall
7.00	Morgenessen		Heu abladen
	Kinder anziehen		Gartenarbeit
	Gartenarbeit		Flicken
9.00	Feldarbeiten	21.30	Feierabend

Das Kochen besorgt die Großmutter

Diese Präsenzzeit von 17 Stunden entspricht weitgehend der effektiven Arbeitszeit. Sie mag sich im Winter auf 14—15 Stunden reduzieren, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß eine solche Bäuerin überfordert ist. Dieses Beispiel stellt keinen Einzelfall dar, es entspricht vielmehr der Norm in drei von vier Betrieben. Darauf weist ebenfalls die Arbeitszeit der Mutter in Figur 11 hin. Auch wenn es nicht die bewußte Absicht der Männer ist, springt die für den Hof und die Familie denkende Frau doch überall in die Bresche, wo noch etwas zu tun ist. Sie versteht es vorauszuarbeiten und einzuteilen, um im entscheidenden Moment an der Seite des Mannes zu stehen. So ist die Bäuerin in vielen Fällen die tragende Säule eines Betriebes. Daneben noch dem Mann eine liebende Gattin, den Kindern eine gütige, Nestwärme spendende Mutter zu sein und ein behagliches Heim zu gestalten ist eine fast übermenschliche Aufgabe. Wir können nur darüber staunen, daß eine große Zahl von Bäuerinnen dieses Kunststück einigermaßen fertig bringt. Allen gelingt es freilich nicht. Das zeigt der Ausspruch einer Frau, die im Blick auf ihre etwas unordentliche Stube sagte: «Dafür habe ich keine Zeit, heute muß man machen, was rentiert!»

Diese große Beanspruchung der Bäuerin bleibt nicht ohne Folgen. Nach den Ergebnissen der Volkszählung werden in der Schweiz die Frauen im Durchschnitt älter als die Männer. Für die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung trifft das im Untersuchungsgebiet ebenfalls zu. Aber in der bäuerlichen Bevölkerung ist das Verhältnis gerade umgekehrt. An Personen, die das 60. Lebensjahr überschritten haben, gibt es in den sechs Gemeinden:

	Männer		Frauen	
in der Landwirtschaft	68	10,6 %	47	7,4 %
in der übrigen Bevölkerung	116	6,2 %	154	8,2 %

Während es also außerhalb der Landwirtschaft auf 100 Männer über 60 Jahren 133 Frauen trifft, entfallen in der Landwirtschaft auf die gleiche Anzahl Männer nur 69 Frauen! Dieser vorzeitige Tod so mancher Bäuerin zeugt von einer Pflichterfüllung bis zum Selbstverzehr.

b) *Das «Angebundensein»*

Eine zweite Wirkung der Arbeitsüberlastung ist das ständige Angebundensein der Menschen in der Landwirtschaft. Der Betriebsleiter und seine daheim mitarbeitenden Söhne wurden gefragt, ob sie ein halbes Jahr oder länger auf einem Fremdbetrieb gearbeitet hätten. Die wenigsten hatten dazu Gelegenheit; von den Vätern haben 87 %, von den Söhnen 64 % nie auf einem andern Bauernbetrieb gelebt. Als Grund wird bei den Jungen durchgehend die Unabkömmlichkeit angegeben. Die Väter fügen etwa noch bei, so etwas sei früher nicht üblich gewesen. Mehr als die Hälfte aller Betriebsleiter hat nur im Militärdienst fremdes Brot gegessen und einen Blick über die Grenzen des eigenen Betriebes hinaus geworfen.

Nicht weniger belastend wirkt sich das Angebundensein im Gang der laufenden Arbeiten aus. Die Leiter von Einmann-Betrieben haben jeden Sonntag die Stallarbeiten zu verrichten und können darum oft während Jahren nie länger als einige Stunden vom Hofe weg sein. Das wird umso mehr empfunden, als der Vergleich mit den anderen Berufen so leicht möglich ist. Die ständige Bindung an den Betrieb wird besonders für die junge Generation zu einer Belastung, die nur ungerne hingenommen wird.

An die Bäuerinnen haben wir zwei Fragen gestellt, die auch in diesen Zusammenhang gehören:

1. «Haben Sie Zeit, um richtig Sonntag zu machen?» Von den 106 Befragten antworteten 35 mit einem klaren Nein und 32 mit einem schlichten Ja. Der Rest der Antworten ist unbestimmt und enthält «nicht immer», «im Winter», «mehr oder weniger», «nur ungenügend» und ähnliche Formulierungen.
2. «Waren Sie schon einmal in den Ferien?» wurde in 91 Fällen mit Nein beantwortet. Viele Bäuerinnen haben sich überhaupt noch nie ernsthaft mit diesem Gedanken befaßt. Erst 17 hatten Gelegenheit, während einigen Tagen fern vom Betrieb zu verweilen. Bei einigen handelt es sich erst noch um einen Erholungsurlaub nach einer Krankheit. Eine junge Mutter beantwortete die Frage schalkhaft mit: «Ja, jedesmal, wenn ich ein Kind bekomme».

c) *Die Wandlung der Landarbeit*

Unter dem Druck der Arbeitslast beginnt sich das Wesen der Landarbeit zu wandeln. Immer mehr Betriebsleiter versuchen, das Arbeitsgefüge gründlich zu durchdenken und die anfallende Arbeitsmenge mit der verfügbaren Arbeitskraft in Einklang zu bringen. Wo es gelingt, die modernen technischen Hilfsmittel organisch in den Betrieb einzubauen, treten an die Stelle der harten, gleichförmigen Arbeit mit krummen Rücken leichtere und abwechslungsreichere Tätigkeiten. Auch im Untersuchungsgebiet sind Ansätze in dieser Richtung vorhanden. In vielen Betrieben ist allerdings das Beharrungsvermögen noch stärker als die Einsicht für neue Möglichkeiten.

D. Die Bauernfamilie als Lebensgemeinschaft

Unsere Untersuchung über das Familienleben findet eine wertvolle Stütze im «Baselbieter Volksleben». Dort beschreibt Strübin (110) in vortrefflicher Weise den Wandel des Brauchtums und damit den gesellschaftlichen Umsturz der letzten 150 Jahre. In bezug auf die Familie und ihre Umwelt sagt er unter anderem: «Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde ein Landkind in eine einheitliche geistige Welt geboren, und diese war aufs engste mit dem äußeren kleinen Lebensraum verbunden. Es wuchs in der *festgefühten Familiengemeinschaft* auf. Wie sehr es als Glied in der Kette der Geschlechter zählte, beweisen die Taufnamen: es bekam den Vornamen von Großvater oder Großmutter, Vater oder Mutter; waren diese vergeben, hielt man in der weiteren Verwandtschaft Umschau. Die Familien waren eigentliche Großfamilien; meist lebten Großeltern im Haushalt mit, manchmal auch Unverheiratete, Onkel, Tanten, Vettergötti, Bäsi. Groß war der Kindersegen. Noch vor 80 Jahren fielen 8, 10 und mehr Kinder nicht auf. Sie wurden streng und knapp gehalten; die elterliche Autorität galt selbstverständlich. Vater und Mutter wurden mit «Ihr» angeredet. Von Erziehung sprach man wenig. Die wichtigsten Ziele waren Gehorchen und Arbeiten» (S. 199).

Seither hat sich die Anschauung über Gestalt und Aufgabe der Familie grundlegend gewandelt. In Theorie und Praxis steht die industrielle Kleinfamilie im Vordergrund. Sie gilt als Norm, und die bäuerliche Familie wird als einer ihrer Typen betrachtet.

1. Die Zusammensetzung der Familien

a) Die Größe der Haushaltungen

Im oberen Homburgertal wird der Umfang eines Haushaltes in der Regel bestimmt durch die Zahl der schulpflichtigen und noch kleineren Kinder. Von den 72 Familien mit sechs und mehr Personen setzen sich nur fünf aus lauter Erwachsenen zusammen. Figur 12 zeigt die besondere Häufigkeit der Familien mit fünf bis sieben Personen. Bei den Haushaltungen mit nur zwei Personen handelt es sich in vier Fällen um ältere Ehepaare, welche ihren Kleinbetrieb ohne die Hilfe der abgewanderten Kinder weiterführen, in den beiden andern Fällen um eine Witwe mit ledigem Sohn und um zwei ledige Geschwister. Auch bei den dreiköpfigen Haushaltungen ist in neun Fällen die Erbfolge nicht gesichert, weil entweder kein Sohn mehr im Betrieb mitarbeitet oder der Erbe über 35-jährig und noch ledig ist. Ab vier Personen pro Haushalt finden wir immer häufiger das normale Generationengefüge der Bauernfamilie.

In den 112 bäuerlichen Haushaltungen leben im ganzen 701 Personen. Das ergibt einen Durchschnitt von 6,3 Personen pro Haushaltung. Die eben genannte Zahl der Personen stimmt nicht mit der landwirtschaftlichen Bevölkerung überein, wie sie in Figur 5 dargestellt wurde. Zu den dortigen 646 Personen stoßen noch jene 55 in andere Berufe Abgewanderten, die im Elternhaus wohnen und im gemeinsamen Haushalt gepflegt werden.

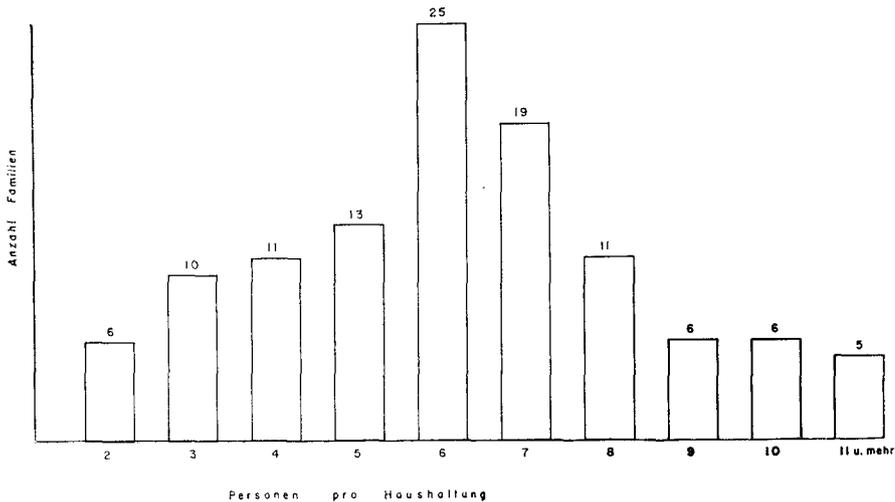


Fig. 12: Die bäuerlichen Haushalte nach ihrer Personenzahl

b) Das Generationsgefüge der Bauernfamilie

Das bäuerliche Leben kennt keine Scheidung von Familie und Beruf, beide sind untrennbar miteinander verschmolzen. Diese Tatsache verleiht der Bauernfamilie Züge, welche der industriellen Familie fremd sind.

Ein erstes Kennzeichen der Bauernfamilie ist die *Mehrstufigkeit*. Die normale Familie umfaßt drei Stufen, die nach Alter und Aufgabe verschieden strukturiert sind. In der Regel ist dem bäuerlichen Menschen schon von Jugend auf sein künftiger Platz im vielfältigen Geflecht der menschlichen Beziehungen zugewiesen. Er wächst in natürlicher Weise in das Generationengefüge hinein. Den drei Lebensabschnitten Jugend, Schaffensalter und Lebensabend entsprechen die zugewiesenen Funktionen: Mithilfe, verantwortliche Leitung und Mitberatung mit abnehmender Mithilfe.

Diese eindeutige Gliederung der Bauernfamilie unterliegt dem *Gesetz der Folge*. Jedes Familienglied weiß um den Uebergang von der dienenden zur leitenden und wieder zur dienenden Funktion. Es lernt den Ablauf des bäuerlichen Lebens von klein auf kennen und glaubt an seine Notwendigkeit und Folgerichtigkeit. Dazu trägt auch die Beobachtung der Nachbarbetriebe bei, weil dort die drei gleichen Stufen der Unter-, Ueber- und Einordnung als gewohnter sozialer Prozeß registriert werden. Das Wissen um dieses Gesetz der Folge befähigt viele Familien, die auftretenden Spannungen zu überwinden.

In der Wirklichkeit unseres Untersuchungsgebietes treffen wir nur in 34 Familien (30%) die Dreistufigkeit des Generationengefüges. Aber in 23 weiteren Betrieben sind Söhne mit guten Anlagen im Alter von 18 bis 30 Jahren vorhanden, so daß mit der Verwirklichung der dritten Stufe in den nächsten zehn Jahren gerechnet werden kann. In 18 Familien ist der Nachwuchs noch schulpflich-

tig, und in 37 Fällen ist die Uebernahme des Betriebes innerhalb der Familie nicht gesichert.

Es widerspräche jeder menschlichen Erfahrung, wenn beim Nebeneinander der verschiedenen Generationen nicht Spannungen auftreten würden. Die Lage wird besonders kritisch, «wenn die heranwachsenden Hoferben nach Alter, Erfahrung und Ausbildung *schon* in der Lage sind, die Leitfunktion zu übernehmen, während das Elternpaar *noch* im Besitze aller Kräfte ist, um die Leitfunktion weiter auszuüben» (Plessen 80, S. 56). Mit der zunehmenden Lebenserwartung tritt dieser Fall immer häufiger und für eine längere Dauer ein.

2. Die Abkehr von der Selbstversorgung

a) *In der Ernährung* (vgl. Strübin, S. 91—94)

Um 1800 war der Speisezettel noch ganz auf die Selbstversorgung eingestellt und damit wenig abwechslungsreich. Zum Morgenessen gab es Habermus, Mehlsuppe oder Kirschenpfeffer. Auf den Mittagstisch kamen: Mehl- oder Kürbis-«Pappe», Rüben, Kraut, Krautstorzen, Salat, Milch, Knöpfli, Sauerkraut, Speck; Rindfleisch war selten. Abends hatte man Milch-, Mehl- oder Krautsuppe. Die Bucktener aßen damals eine Mehlsuppe mit Essig und hatten daher den Spottnamen «Suursuppefrässer». Der Wein wurde selber gebaut und dem fremden vorgezogen. Das Obst war Hauptnahrungsmittel und nahm etwa die Stelle der Kartoffeln ein. In Basel wurden die Landschäftler Schnitzesser genannt. Außer Kraut und Rüben baute man wenig Gemüse. Schon 50 Jahre später hatte sich ein großer Wandel vollzogen; *Kaffee*, *Brot* und *Kartoffeln* waren die Hauptnahrung geworden. Der Kaffee hatte es den Leuten angetan und wurde bis fünfmal täglich getrunken. Die Posamenter liebten ihn besonders und begnügten sich oft mit «Kaffimöcke». Daneben blieb das Obst wichtig und der Branntwein richtete ziemlich viel Unheil an. Das Leibgericht der Baselbieter waren bis vor wenigen Jahrzehnten Händöpfel, Schnitz und Speck, miteinander gekocht. Der Verfasser hat es in seiner Jugend selbst noch gegessen. Die Kartoffel wurde zum eigentlichen Volksnahrungsmittel, das bei jeder Hauptmahlzeit in irgend einer Form auf den Tisch kam: Rösti am Morgen, geschwellte Kartoffeln zum Nachtessen und am Mittag neben Mehlspeisen, Obst und Gemüse ebenfalls Kartoffeln. Das Brot ist viel sparsamer verwendet und noch vor hundert Jahren wie Gold geschätzt worden. Fleisch hatten die ärmeren Leute nur am Sonntag, die Wohlhabenden kannten drei bestimmte Fleischtage in der Woche.

Vergleichen wir diese Ernährungsgewohnheiten mit dem heutigen Speisezettel in den Bauernhäusern, so stellen wir fest, daß manches bis in unsere Tage beim alten geblieben ist. Die bäuerliche Ernährung stützt sich immer noch stark auf die Selbstversorgung. In zahlreichen Familien wird am Morgen Rösti, Brot und Milchkaffee gegessen. Auch das «Habermus» trifft man an, es wird allerdings in Standardpackungen gekauft und heißt heute Porridge. Für das Mittagessen bilden die Kartoffeln, das Gemüse und in vielen Fällen das selbst erzeugte Schweinefleisch die Grundlage; aber es gibt auch Bauernfamilien, welche die

Teigwaren und das gekaufte Fleisch vorziehen. Beim Nachtessen treten neben die bewährten Suppen mit geschwellten Kartoffeln immer häufiger Gerichte wie Apfelrösti, Grießbrei, Birchermüesli, verschiedene Salate, Käse und das «Café complet». Dieses taucht da und dort auch auf dem Frühstückstisch auf. So macht sich der Einfluß des standardisierten Lebensmittelmarktes auch im Bauernhaus geltend. Manche Bäuerin hat zudem den Wunsch, in ihrer Küche eine vielseitige und ausgewogene Speisenfolge zu bereiten.

In jedem Bauernhaus finden wir einen *Backofen*; er wird in 105 Haushaltungen (94 %) während des ganzen Jahres zum Backen des eigenen Brotes verwendet. Die *Hausschlachtung* von einem oder zwei Schweinen pro Winter ist allgemein üblich und die «Metzgete» ein besonderer Anlaß. Mit der neuen Möglichkeit der Konservierung in Kühlfächern haben sich einige Familien auch zur Selbstversorgung mit Kalbfleisch entschlossen. Ein reichhaltiger *Pflanzplatz* ist nach wie vor der Stolz jeder guten Bäuerin. Sie versteht es auch, das gepflanzte Gemüse fachgerecht zu konservieren. Gleiches gilt für die Selbstversorgung mit *Obst*, die ja auf einer recht alten Tradition beruht.

Fast in allen Familien wird an den *Zwischenmahlzeiten* festgehalten. Zum «Znüni» gibt es Most (wobei der Süßmost an Beliebtheit gewinnt), Brot und Käse oder Wurst; zum «Zobe» da und dort statt Most warmen Milchkaffee. Die Bauernfamilien wollen nicht von der Gewohnheit lassen, fünfmal im Tag zu essen. Ein älterer Bauer sagte dazu: «Das ist eine der wenigen Freuden, die wir noch haben!» Diese Haltung ist ein Bestandteil der traditionellen Auffassung von der Bauernarbeit.

b) *In der Kleidung* (vgl. Strübin, S. 101—104)

Viel radikaler als in der Ernährung vollzog sich die Abkehr von der Selbstversorgung in der Kleidung. Noch um 1840 war es Sitte, einzig Schuhwerk und Kopfbedeckung zu kaufen. Ja, sogar in den 80er Jahren trug mancher Bauer ein Fell zum Gerber nach Gelterkinden, holte später das Leder und nahm den Schuhmacher auf die Stör, der dann den Familiengliedern neue derbe Schuhe herstellte. Die Frauen bauten Flachs an und besaßen ihr eigenes «Rätschhüüsli». Sie spannen selber, ließen den Stoff weben und färben und fertigten daraus Kleider, Bettzeug und Handtücher. Es wurden Schafe gehalten, um die Selbstversorgung mit Wolle sicherzustellen. Die Bauern hielten auch für ihre Sonntagstracht am grünen Halblein bis in das 20. Jahrhundert hinein fest. Diese selbstgemachten Kleider waren sehr dauerhaft; die Sonntagskleider hielten ein Menschenleben aus und vererbten sich sogar.

Heute besitzen im Untersuchungsgebiet 24 Bäuerinnen (21 %) eine *Baselbieter Sonntagstracht*. Sie tragen sie nur noch an besonderen Festtagen. Etwas stärker verbreitet und auch häufiger getragen wird die *Werktagsstracht*. Sie kommt in 37 Familien (33 %) vor. Wir haben nach den Gründen für und wider gefragt. Das häufigste Argument gegen die Tracht war die Ansicht, so etwas komme zu teuer und sei für «bessere Leute» reserviert. Oft wurde auch gesagt, die Tracht passe nicht mehr in unsere Zeit.

Für die Tracht wurden folgende Gründe genannt:

- «Sie wird getragen aus Tradition und Liebe zur Heimat»
- «Die Tracht ist das solide, schöne Kleid der Bäuerin»
- «Man ist damit immer und überall gut angezogen»
- «Mit der Tracht muß man nicht jede Mode mitmachen»
- «Sie paßt besser zum einfachen Leben als städtische Fahren»
- «Wir haben sie in der Haushaltungsschule gemacht»

Das Sonntagskleid der Männer hat sich ganz der Zeitströmung angepaßt. Es ist heute nicht mehr möglich, junge Bauern — und weithin auch Bauerntöchter — anhand der Kleidung von andern Ständen zu unterscheiden. Die Verbindungen mit der Stadt werden auf diesem Gebiet besonders deutlich. Dabei ist ein mehr oder weniger deutliches Nachhinken der «Landmode» festzustellen. Aber auch hier setzt sich der Hang zum Bequemen, Leichten, Sportlichen immer mehr durch. Die jungen Leute tragen keine Kopfbekleidung mehr. Im Sommer arbeiten die Bauernsöhne mit nacktem Oberkörper und die Mädchen tragen die praktischen Farmerhosen.

Das Stricken von Wollsachen ist eine beliebte Beschäftigung der Frauen und Mädchen geblieben. Sie arbeiten dabei nach immer neuen gekauften Vorlagen und überraschen die Männer an Weihnachten mit vielfältig gemusterten Socken. Daneben werden etwa noch Kinderkleider und Werktagshemden selber genäht. Sonst wird fast alles gekauft.

c) *In der Wohnung* (vgl. Strübin, S. 97—101)

Die baulichen Zustände müssen vor etwas mehr als hundert Jahren noch recht bedenklich gewesen sein. Von Läufeufingen ist die Rede als einem «schwarzen Nest mit viel russigen Strohkappen und verklebten Fenstern, wo die Armut herausguckt». Und in Liestal, der heutigen Kantonshauptstadt, befanden sich in den beiden hinteren Gassen die Schweineställe und Misthaufen. Die Wohnungen glänzten nicht vor Sauberkeit, und große Wäsche wurde vielleicht zweimal jährlich gehalten. Der damalige Mangel an Hygiene mutet heute eigenartig an.

Im oberen Homburgertal war das *Dreisässenhaus* die wichtigste Bauform. Bei den Bauernhäusern herrscht sie heute noch vor. Es ist ein Mehrzweckhaus, das Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem First vereinigt. Normalerweise ist zwischen den Wohnteil und den Stall ein Tenn eingeschoben. Seit der Jahrhundertwende wird dieser Typ immer mehr aufgegeben. Die Ortschronik von Läufeufingen berichtet im Jahre 1904, daß «der ganze Komplex von Neubauten wie eine moderne Vorstadt anzusehen» sei. Seither finden wir Anklänge an alle möglichen Bauformen und Stile; die frühere Einheit ist nur in den alten Dorfkernen erhalten geblieben. Auch die neuen Bauernhäuser richten sich mehr nach der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit als nach der traditionellen Bauform und den einheimischen Baustoffen.

Unser Augenmerk hat sich besonders den Küchen und Stuben zugewandt, weil in diesen Räumen viel von der bäuerlichen Lebensführung zum Ausdruck kommt. Von den 112 Familien nehmen 98 die Hauptmahlzeiten in der *Küche*

ein. Diese Küchen gleichen in den eng zusammengebauten Dorfkernen oft dunklen Kammern; einige davon erhalten kein natürliches Licht. In den letzten zehn Jahren sind nicht weniger als 26 Küchen umgebaut und auf den Stand der Zeit gebracht worden. Damit wird der Behauptung, die Männer dächten nur an die Rationalisierung der Feldwirtschaft, etwas von ihrer Schärfe genommen. Es bleibt aber noch viel zu tun, und 41 Bäuerinnen sind der Ansicht, ihre Küche sei nicht praktisch eingerichtet. In 68 Küchen kann elektrisch gekocht werden. In allen diesen Fällen ist auch ein Holzherd vorhanden. Oft sind die beiden Möglichkeiten im gleichen Herd kombiniert. In 37 Küchen gibt es überhaupt keine russigen Pfannen mehr.

Die Stube sollte der Mittelpunkt des Familienlebens sein. Sie wird aber in jedem dritten Bauernhaus nur an Festtagen und zum Empfang von Besuchern benutzt. Das alltägliche Zusammensein wickelt sich in der Küche ab. Die sogenannte «gute Stube» ist selten vorhanden. In der Ausgestaltung der Stuben ist eine große Unsicherheit festzustellen. Es hängt und steht viel billiges Jahrmarkt-Kulturgut herum. In den meisten Bauernhäusern gibt es kein bewußt gestaltetes Heim. Die wenigen löblichen Ausnahmen bestätigen die Regel. Der Bäuerin fehlt es weniger am Sinn als an der Zeit für diese Aufgabe.

d) *Der heutige Lebensstandard*

Mit dem Uebergang von der Selbstversorgung zur Markt- und Geldwirtschaft ist das Streben nach einem höheren Lebensstandard aufgekommen. Um ein Bild über den Stand der Entwicklung zu erhalten, wurde jede Bäuerin nach dem Vorhandensein von zehn bestimmten Gegenständen gefragt. Von den 112 Familien besitzen in ihrem Haus:

Fließendes Wasser	111	Staubsauger	41
Radio	102	halbautomatische Waschmaschine	30
Telephon	78	Mixer	21
Vorwaschmaschine	68	Musikinstrument	17
Badegelegenheit	61	Kühlschrank	15
Heißwasserboiler	42	Waschautomat	8

Die Waschmaschine taucht in der Uebersicht dreimal auf, weil sie im Untersuchungsgebiet in drei Varianten vorkommt: Am weitesten verbreitet ist die schon länger bekannte und wenig kostspielige Vorwaschmaschine, 30 Familien haben einen Halbautomaten angeschafft und acht Bäuerinnen sind stolze Benutzerinnen eines modernen Waschautomaten. Damit verfügen 106 Frauen (95 %) an den anstrengenden Waschtagen über eine maschinelle Hilfe.

In einem einzigen Betrieb muß das Wasser ins Haus getragen werden. Stark verbreitet ist der Radio, und von drei Familien haben zwei das Telephon. Eigentliche Badezimmer finden wir in 22 Bauernhäusern, in 39 weiteren ist entweder eine Duschanlage vorhanden oder es steht eine Badewanne in der Waschküche. Jeder dritte Haushalt verfügt über einen Boiler und einen Staubsauger. Als neueres Küchengerät hat sich der Mixer in 21 Haushaltungen eingebürgert. Er ist in der Anschaffung teuer und für kleine Familien nicht unbedingt zweck-

mäßig. In den Jahren 1957/58 wurde in jeder der sechs Gemeinden eine gemeinschaftliche Kühlanlage gebaut. 94 Familien (87 %) haben ein oder mehrere Kühlfächer gemietet. Das ist wohl die Erklärung für die relativ bescheidene Zahl von Kühlschränken.

Nicht direkt zum hier beschriebenen Standard gehört das Musikinstrument. Ein solches wurde in 17 Familien festgestellt. In den meisten Fällen handelt es sich um ein Harmonium. Das hängt zusammen mit der regen Wirksamkeit einer religiösen Gemeinschaft in vier Gemeinden des oberen Homburgertals. Dazu kommen noch die 11 Handharmonikas, die 23 Blasinstrumente und die 19 Blockflöten, welche sich im Besitz der jungen Generation befinden.

3. Die Gestaltung des Zusammenlebens

a) Die Familientypen

Bei der Beschreibung der sechs Gemeinden haben wir deutliche Unterschiede zwischen den Dörfern im Talboden und jenen auf den Hochflächen festgestellt. Im Abschnitt über die Arbeitsgemeinschaft konnten wir Familien mit einer mehr traditionellen Arbeitseinteilung und Familien mit ausgeprägter Arbeitsplanung unterscheiden. Wenn wir uns nun dem inneren Raum des Zusammenlebens zuwenden, so bietet sich eine Aufteilung der Familien in drei Gruppen an:

1. Der traditional-patriarchalische Typ
2. Der Uebergangstyp
3. Der Typ der echten Partnerschaft

Für die Zuteilung der Familien zu einem dieser Typen ist die Stellung der Frau zum Mann und den Kindern das entscheidende Kriterium. Wir folgen damit einer Typisierung, wie sie Weippert (118, S. 33 ff.) bei der Beurteilung der bäuerlichen Lebensverhältnisse in Deutschland verwendet hat.

1. Der *traditional-patriarchalische Typ* ist gekennzeichnet durch die problematische Stellung des Haushalts und damit auch der Bäuerin. Weil die Familien nicht gewinnorientiert sind, fehlt es an einer auf rationalen Erwägungen beruhenden Arbeitsplanung. Während der technische Fortschritt in der Außenwirtschaft mit einiger Verspätung mitgemacht wird, gilt vielfach die Anschaffung von Haushaltmaschinen als Verschwendung. Allerdings hat dieser Typ auch positive Züge und braucht nicht unbedingt zum Ausstreben verurteilt zu sein. Fleiß, Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit sind noch keine leeren Worte in den traditional orientierten Familien. Sie können sich allerdings nur dort halten, wo die Gemeinschaft so fest in sich ruht, daß Einkommensunterschiede gegenüber andern Berufsschichten ohne Mißstimmung hingenommen werden.
2. Im Untersuchungsgebiet ist der *Uebergangstyp* am zahlreichsten vertreten. Gekennzeichnet ist er durch die in Auflösung befindliche traditional-patriarchalische Struktur, ohne daß es schon gelungen wäre, das Familien- und Be-

triebsgeschehen auf einer höheren Ebene sinnvoll zu ordnen. An die Stelle des Für- und Miteinander tritt ein lustloses Nebeneinander. Die Verstimmungen des Arbeitstages lassen auch keinen gemeinsamen Feierabend mehr zustande kommen. Nur jede vierte Familie sitzt an den Winterabenden oft gemeinsam in der Stube. Im Verhältnis zwischen Mann und Frau wie im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist die früher gültige Ordnung nicht mehr anzutreffen. Die Bäuerin ist in diesem Typ einer besonders großen körperlichen und seelischen Belastung ausgesetzt. Auch stellt sich hier das Problem der Hofübergabe mit besonderer Schärfe, was oft zum beruflichen Absprung oder zur Erlahmung der Aktivität des Hoferben führt. So schwindet die Möglichkeit einer besseren Gestaltung des Betriebes dahin.

3. *Der Typ der echten Partnerschaft ist noch mehr ein Leitbild als reale Wirklichkeit.* Immerhin läßt sich eine Tendenz hin zu diesem Typ auch im oberen Homburgertal feststellen. Die Arbeit wird bewußt geplant, und auf die Funktion der Bäuerin wird betont Rücksicht genommen. Man ist offen für wirtschaftliche und technische Neuerungen, ohne die bäuerlichen Werte über Bord zu werfen. Das Hofdenken bleibt wirksam, ohne die persönliche Entfaltung der Familienglieder zu verhindern.

Nachdem wir die Grundzüge der drei Familientypen kennen, wenden wir uns dem täglichen Zusammenleben zu. Einige Ergebnisse unserer Befragung vermögen zu zeigen, wie vielfältig und bunt gewoben die Wirklichkeit der Bauernfamilie ist.

b) *Das Verhalten der Betriebsleiter*

Weil die meisten Schwierigkeiten von den Arbeitsanforderungen ausgehen und eine Verständigung zwischen Mann und Frau wichtig ist, haben wir jede Bäuerin gefragt: *«Planen Sie und Ihr Mann die Arbeit gemeinsam?»* Von den 102 befragten Frauen haben 46 mit Ja und 22 mit Nein geantwortet. 29 lagen in wenig bestimmter Weise dazwischen mit *«mehr oder weniger»* und nicht *«nicht immer»*. 5 enthielten sich einer Antwort. Wir haben gefragt, wie das praktisch zugeht, und geben einige typische Aussagen wieder. Sie reichen vom traditionellen bis zum partnerschaftlichen Typ.

- «Der Mann befiehlt alles»
- «Das Heimwesen gehört dem Vater, wir müssen uns nach ihm richten»
- «Die Frauenarbeit muß immer in Eile gemacht sein»
- «Zuerst kommt die wichtigste Arbeit auf dem Feld»
- «Das ist manchmal eine schwierige Sache»
- «Das gibt nicht viel zu reden, jedes weiß, was zu tun ist»
- «Im Haushalt befehle ich, draußen der Mann»
- «Ich frage, und der Mann gibt Auskunft»
- «Jedes macht einen Vorschlag, und der bessere wird ausgeführt»
- «Wir reden am Sonntag über die nächste Woche»
- «Man bespricht es während dem Essen»
- «Am Abend wird das Programm des nächsten Tages besprochen»

Eine weitere Frage betrifft den *gemeinsamen Feierabend* in der weniger strengen Winterzeit. Von den 112 Familien sitzen 27 oft, 33 ab und zu, 25 selten und 16 nie am Abend zusammen in der Stube. Elf Frauen gaben auf die Frage keine Antwort. An diesen gemeinsamen Abenden stehen Lesen, Stricken, Radiohören, Plaudern, Flickern und Spielen in dieser Rangfolge im Vordergrund. Auch dazu einige Aussagen:

- «Die Frauen stricken, und die Männer lesen die Zeitung»
- «Wir hören Radio, wenn etwas Bodenständiges kommt»
- «Man bespricht die kommenden Arbeiten»
- «Der Vater liest in der Zeitung, bis er einschläft»
- «Die Jungen sind lieber auswärts»

Beim Uebergangstyp ergibt sich als übliches Bild: Der Vater schläft auf dem Sofa, die Mutter sitzt am Flickkorb, und die jungen Leute sind ausgeflogen. Viele Bauernstuben strahlen keine Geborgenheit aus.

In der Annahme, die Lockerung der Familienbande sei auf eine mangelhafte Erziehung zurückzuführen, stellten wir den Müttern die weitere Frage: *«Hilft Ihnen der Mann bei der Kindererziehung?»* Von 106 Frauen antworteten 73 mit Ja, 14 mit Nein und 19 gaben eine ausweichende Antwort. Wir zitieren einige Aussagen über die Art dieser Erziehungshilfe:

- «Ein Blick und das genügt»
- «Er verlangt unbedingten Gehorsam»
- «Er läßt manchmal ein Donnerwetter los»
- «Mit seiner Bestimmtheit»
- «Er sagt nicht Ja, wenn ich Nein sage»
- «Er nimmt sie mit zu den Arbeiten in Stall und Feld»
- «Sie sehen in ihm einen arbeitsamen und besorgten Vater»
- «Er erklärt ihnen alles und ist ihnen ein Beispiel»
- «Wenn er Zeit hat, erzählt er ihnen am Abend eine Geschichte»

Wieder erkennen wir die Stufenleiter von der traditionellen zur partnerschaftlichen Haltung deutlich. Erfreulich ist dabei die Tatsache, daß 69 % aller Frauen mit der Erziehungshilfe ihrer Männer rechnen können.

Die Betriebsleiter selbst wurden gefragt: *«Was tun sie am liebsten am Sonntagnachmittag?»* Auf einem Blatt Papier wurden ihnen zehn Möglichkeiten vorgelegt, und sie hatten die drei von ihnen bevorzugten anzukreuzen. Von den 112 Landwirten wollten vier nicht mitmachen, und einige haben nur eine oder zwei Möglichkeiten angekreuzt. So ergaben sich total 308 Antworten und folgende Verteilung:

Ueber Feld gehen	63	Jassen	19
Schlafen	62	Mit Kollegen plaudern	12
Radiohören	55	Besuche machen	11
Mit den Kindern wandern	34	Ein Buch lesen	4
Zeitung lesen	31	Andere Liebhaberei	17

Der Sonntag des Bauern ist offensichtlich stark vom strengen Werktag her geprägt. Ganz abgesehen davon, daß jeder dritte Landwirt in den Arbeitsspitzen

sonntägliche Feldarbeit verrichtet, kommen die Mitmenschen auch an den übrigen Sonntagen zu kurz. Das «über Feld gehen», das Radiohören und die Zeitungslektüre sind fachlich ausgerichtet, und das Schlafen entspricht einem natürlichen Nachholbedarf. Die Betriebsleiter sind die Gefangenen ihrer eigenen arbeitswirtschaftlichen Lage. Das empfinden besonders die heranwachsenden Mädchen, wie ein Beispiel aus einem Schulaufsatz dardut: «Am Sonntag sind die Eltern müde von der Arbeit der Woche und wollen schlafen. Dann gehen sie auch nicht gern mit den Kindern spazieren». Von den 71 Betriebsleitern, die mit Kindern oder Enkelkindern wandern könnten, hat knapp die Hälfte diese Tätigkeit als Lieblingsbeschäftigung genannt. Aber auch sonst kommt die Geselligkeit zu kurz, wurden doch Jassen, mit Kollegen plaudern und Besuche machen zusammen nur 42 mal angekreuzt. Das Lesen eines Buches ist eine Seltenheit. Das alles muß zu einer gewissen Abstumpfung des bäuerlichen Gemütes beitragen. Unter den 17 andern Liebhabereien wurden das Ausfahren und das Reiten am häufigsten genannt.

Die Frage nach der *gemeinsamen Kasse* wurde in 98 Fällen mit Ja und nur in sieben Fällen mit Nein beantwortet; in sieben weiteren Fällen war eine klare Stellungnahme nicht erhältlich. Weniger eindeutig war die Auskunft darüber, ob der Mann *Verständnis* habe für die *Kosten der Haushaltung*. 65 Bäuerinnen antworteten mit Ja, 21 mit Nein und 19 mit «nicht immer»; sieben gingen auf die Frage nicht ein. Die folgenden Aussagen sollen wieder den Weg von der Opposition bis zum guten Verständnis zeigen:

- «Er schimpft immer, wenn es Geld braucht»
- «Er sagt, ich brauche zuviel»
- «Wenn wir wenig Einnahmen haben, sollte der Haushalt nichts kosten»
- «Seit ich alles in einem Büchlein notiere, sagt er nicht mehr, ich brauche zuviel»
- «Er sagt, wir müssen sparsam sein»
- «Er ist für möglichst viel Selbstversorgung»
- «Er ist froh, wenn wir alles bezahlen können»
- «Er weiß, daß alles teuer geworden ist»
- «Zur strengen Arbeit gehört eine währschafte Kost»
- «Er weiß, daß ich sparsam bin»
- «Er überläßt das Einteilen mir»
- «Er ist zufrieden mit seinem Mutti»

c) *Das Verhalten der Bäuerin*

Von der arbeitswirtschaftlichen Lage her drängt sich als erste Frage auf: «*Haben Sie genügend Zeit für die Kinder?*» Von den 95 Müttern haben nur 21 mit Ja geantwortet. 35 gaben ein klares Nein und 39 bewegen sich zwischen «mehr oder weniger» und Aussagen wie:

- «Im Sommer ist es knapp»
- «Damit ist es nicht gut bestellt»
- «Ich wollte, ich hätte etwas mehr»
- «Man sollte mehr Zeit haben»
- «Im Winter nehme ich mir Zeit»

Diese Aussagen zeigen klar, wie sehr die Bäuerinnen vom Landwirtschaftsbetrieb in Anspruch genommen sind. Sie sind gezwungen, zu seinen Gunsten auf die Pflege der Kinder und der Familie teilweise zu verzichten. Damit wird die Frau ihrer eigentlichen Aufgabe entzogen. Trotzdem bringen es viele Bäuerinnen fertig, ihren Kindern bei den Schulaufgaben zu helfen und ab und zu mit ihnen zu singen und zu spielen.

Ueberhaupt ist die Bäuerin in einer erstaunlichen Weise mit dem Hof und der Familie verbunden. Vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz steht sie mit ganzer und letzter Kraft auf dem einmal gewählten Lebensweg. Das zeigt uns die Frage an jede Bauernfrau, ob sie *wieder Bäuerin* werden möchte, wenn sie nochmals ledig wäre. Von 104 Frauen haben 58 mit einem bedingungslosen Ja geantwortet. 23 machten ihr Ja von gewissen Voraussetzungen abhängig und 18 bekannten sich zum Nein; fünf lehnten die Antwort ab. Zunächst einige Beispiele von Nein-Stimmen:

- «Ich finde, die andern haben es schöner und ringer»
- «Viel Arbeit und von Ferien keine Spur»
- «Als Bäuerin muß man über die Kräfte arbeiten»
- «Eine Bäuerin wird als minderwertig betrachtet»
- «Als Bäuerin muß man die Kinder vernachlässigen»
- «Ich würde nie mehr neben eine Schwiegermutter gehen»
- «Man ist ja doch nur jahrelang die Magd»

Die Gründe für die Ablehnung des Bäuerinnenberufes bewegen sich von der schweren Arbeitslast über das geringe Ansehen in der Dorfgemeinschaft bis hin zur Stellung einer jungen Frau in der mehrstufigen Bauernfamilie.

Eine mittlere Gruppe macht ihr Ja von «wenn» und «aber» abhängig. Sie wünscht vermehrte Entlastung von der Arbeit und vor allem wieder den gleichen Mann. Auch dazu einige Beispiele:

- «Wenn ich den gleichen einsichtigen Mann bekäme»
- «Wenn ich nicht wieder den Knecht ersetzen müßte»
- «Wenn man bessere Hilfskräfte bekäme»
- «Wenn wir einen größeren Betrieb hätten»
- «Aber nur mit weniger Schulden»
- «In der Jugend stellt man es sich anders vor»
- «Wenn man todmüde ist, könnte es einem verleiden»

Nach diesen zum Teil aus bitterer Erfahrung aufbrechenden Bemerkungen ist es erstaunlich, daß mehr als die Hälfte aller Bäuerinnen sich zu ihrem gewählten Beruf bekennt. Sie führen auch gute Gründe ins Feld:

- «Ich habe schon immer auf dem Land gearbeitet»
- «Die Arbeit im Freien ist gesund und schön»
- «Ich bin Bäuerin aus Freude an der Natur»
- «Ich habe schon immer die Tiere geliebt»
- «Das Bauernleben ist so abwechslungsreich»
- «Aus Freude an der vielseitigen Arbeit»
- «Für Bauernkinder ist das Leben ein kleines Paradies»
- «Aus Erbarmen mit den ledigen Bauernsöhnen»
- «Sonst wäre es mir langweilig»

- «Die Familie lebt und arbeitet zusammen»
- «Die Bäuerin hat andern Frauen vieles voraus»
- «Ich bin mit ganzer Seele Bäuerin»

Jeder Kommentar würde die Kraft dieser Aussagen abschwächen. Es sei nur beigefügt, daß sich die Bäuerin oft als die Mittlerin in den Spannungen zwischen Vater und Sohn erweist, und in vielen Fällen stellt sie den tragenden Pfeiler des Familienlebens dar.

d) Die Wünsche der Bäuerin

«Was würden Sie am liebsten tun, wenn Sie mehr Zeit hätten?» Von 106 Bäuerinnen fanden neun, das sei eine müßige Frage, und wollten nicht darauf eintreten. Alle andern hatten ganz bestimmte Vorstellungen, die sich in fünf Gruppen aufteilen lassen:

- 45 möchten sich mehr den Kindern widmen
- 23 sehnen sich nach einer Handarbeit
- 11 würden ein gutes Buch lesen
- 10 möchten einmal richtig ausschlafen
- 8 haben andere Wünsche

Den Kindern möchten sie am liebsten Geschichten erzählen, mit ihnen wandern, basteln, spielen und musizieren. Bei den Handarbeiten stehen Stricken, Nähen, Sticken und Weben im Vordergrund. Zu den «andern Wünschen» gehören: Besuche machen, Kurse besuchen und mit der Familie eine Bergwanderung machen.

Schließlich haben wir jede Bäuerin nach ihrem *größten Wunsch* gefragt. Wir haben je vier vorwiegend sachliche und vier menschliche Wünsche ausgesucht und jeden auf eine Karte geschrieben. Die Bäuerin wurde gebeten, die Karten so zu sortieren, daß ihr größter Wunsch zuoberst und die andern Wünsche entsprechend der gewählten Rangfolge immer tiefer zu liegen kommen. Die schon erfüllten Wünsche waren nicht einzurechnen.

	Durchschnittliche Rangziffer	Anzahl erste Plätze
1. Mehr Zeit für die Kinder	2,3	26
2. Einen verständigen Mann	2,6	19
3. Eine Woche Ferien	3,1	15
4. Ein Badezimmer	3,2	14
5. Einen Boiler	3,8	8
6. Eine bessere Waschmaschine	5,2	7
7. Ein gutes Buch	6,0	5
8. Eine tüchtige Hilfe im Haus	6,1	3

Aus den drei häufigsten Wünschen spricht eindeutig die zu starke Beanspruchung der Bäuerinnen im Arbeitsgefüge des Betriebes. Wohl sagten einige Frauen beim verständigen Mann: «Das habe ich zum Glück!», aber dieser zweite Rang ist doch ein deutliches Symptom des Uebergangstyps. Das Verlangen nach einer Woche Ferien ist begreiflich. Wenn am andern Ende die tüchtige Hilfe nicht besonders gewünscht wird, so ist das auf die kleinbäuerlichen Verhältnisse zurückzuführen, in denen eine solche Frage gar nicht zur Diskussion steht.

Aus unserer Beobachtung und vielen Gesprächen wissen wir, daß sich manche Bäuerin ein Badezimmer, einen Boiler oder eine bessere Waschmaschine wünscht. Aber noch mehr sehnen sich offenbar viele nach einer arbeitsmäßigen Entlastung und nach einem Mann mit etwas mehr Verständnis für das Wesen und die Aufgaben der Frau.

4. Die bäuerliche Jugend

a) *Das Verhältnis zur Familie*

Auf die Frage, ob sie *genügend freie Zeit* hätten für ihre persönlichen Interessen, antworteten die zuhause wohnenden, aber auswärts arbeitenden Jugendlichen fast einheitlich mit Ja. Bei den 74 in der Landwirtschaft tätigen Bauernsöhnen und -töchtern ergaben sich 25 Ja, 18 Nein und 31 unbestimmte Antworten. Es wurden Ausdrücke gebraucht wie «kaum», «zum Teil», «nicht immer», «im Winter mehr» und «meistens».

Daraus geht hervor, daß zwei von drei Jugendlichen in der Landwirtschaft den Eindruck haben, sie könnten über zu wenig Zeit für sich selber verfügen. Von den 55 im elterlichen Betrieb mitarbeitenden Söhnen erhalten 14 einen regelmäßigen Lohn, 32 ein Taschengeld und 9 überhaupt keine Entschädigung. An den Betriebseinnahmen ist keiner direkt beteiligt; noch schlechter sind die 27 Bauerntöchter dran. Nur 3 erhalten einen normalen Lohn und 16 ab und zu ein Taschengeld. Die Bauernsöhne haben dem Verfasser erzählt, wie sie sich elend vorkommen, wenn die jungen Arbeiter am Samstagabend vor ihren Augen mit großen Noten um sich schlagen. Mancher Vater ahnt nicht, welche großen psychologischen Fehler er hier begeht.

Die Jugendlichen wurden weiter darnach gefragt, ob sich die Eltern darum kümmern, was sie in ihrer Freizeit tun. 90% aller Jugendlichen antworteten mit Ja. In den meisten Familien begnügen sich die Eltern mit guten Ratschlägen und sind froh, wenn sie wissen, wo die jungen Leute hingehen. Da und dort werden auch noch genaue Vorschriften gemacht. Aber die meisten Jugendlichen — und besonders die Burschen — empfinden das Interesse der Eltern als Bevormundung.

So ist das Verhältnis zwischen alt und jung mit einer Reihe von Hypotheken belastet, und es lag nahe, die jungen Leute zu fragen: «Was würdest Du bei der Erziehung Deiner Kinder anders machen, als es bei Deinen Eltern war?» Um die Kritik etwas herauszufordern, wurden auf einem Blatt Papier acht Möglichkeiten vorgelegt und jeder Jugendliche konnte drei davon ankreuzen. Von den 137 Teilnehmern wollten 23 gar nichts ändern, so blieben noch 114 junge Leute, die 276 Kreuze anbrachten. Diese verteilen sich wie folgt:

1. Mehr Vertrauen schenken	80
2. Mehr mit ihnen spielen	67
3. Für bessere Ausbildung sorgen	45
4. Mehr Taschengeld geben	32
5. Größere Freiheiten lassen	20
6. Weniger zur Arbeit anhalten	14
7. Weniger körperlich strafen	5
freie Antworten	13

Wenn die Frage der Vater-Sohn-Zusammenarbeit sinnvoll gelöst werden soll, so ist die Basis des Vertrauens unerlässlich. Gerade im Blick auf die späte Hofübergabe ist bemerkenswert, wie sehr die jungen Leute das Vertrauen der Eltern missen. Das offenbar fehlende Spielen mit den Kindern zeigt einmal mehr, wie sehr die Eltern durch die Arbeit im Betrieb von der Familie abgehalten werden. Das Streben nach einer besseren Ausbildung ist für die heutige bäuerliche Jugend typisch, es deckt sich ganz mit den Ergebnissen der Erhebung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend (116, S. 76 ff.). Damit sind die drei wichtigsten Anliegen der jungen Leute aufgezählt; sie umfassen 75% aller Vorschläge. Daneben ist vor allem noch der schon erwähnte Mangel an Taschengeld von Bedeutung. Unter den 11 freien Antworten figuriert mehrmals der Wunsch nach einer besseren Aufklärung in sexuellen Fragen.

Trotz der soeben geübten Kritik an den Erziehungsmethoden der Eltern bleiben diese für viele der Zufluchtsort bei schweren Entscheidungen. Auf die Frage, wo sie sich offen über ihre Lebensfragen aussprechen können, sind 121 Jugendliche eingetreten. 48 nannten die Eltern, vor allem die Mutter; 23 die Geschwister, oft eine Schwester; 16 den Freund oder die Freundin; 14 Verheiratete den Mann bzw. die Frau; 5 den Pfarrer, 4 eine Tante oder die Großmutter und 11 können sich nirgends aussprechen. Ebensooft wie zu den Eltern besteht also ein Vertrauensverhältnis zu Gleichaltrigen. Auffallend gering ist der Anteil des Pfarrers. Die brennenden Fragen bleiben meistens im Kreise der nächsten Angehörigen.

b) Die Freizeitgestaltung

Die Frage: «Was machst Du am liebsten in der freien Zeit?» wurde dem Jugendlichen mit zwanzig Auswahlmöglichkeiten vorgelegt, von denen er fünf ihm besonders liegende ankreuzen konnte. Es haben sich 135 Bauernsöhne und -töchter beteiligt, und es sind total 606 Kreuze angebracht worden. Die Rangliste lautet:

56 Lesen	29 Ins Kino gehen
55 Radiohören	26 Motorrad fahren
52 Wandern	24 Jassen
49 Bei Freunden sein	21 Turnen
45 Kurse besuchen	18 Skifahren
43 Schlafen	17 Radfahren
37 Handarbeiten	14 Musizieren
31 Zuhause weiterbilden	12 Reiten
30 Baden	9 Basteln
33 Tanzen	5 Briefe schreiben

Im Vergleich mit der liebsten Beschäftigung der Betriebsleiter am Sonntagnachmittag erscheinen die jungen Leute unternehmungslustiger. Das Schlafen taucht hier erst an sechster Stelle auf. Betrachten wir allerdings die landwirtschaftlich Tätigen für sich, so rückt es auf den vierten Platz vor. Aber es ist doch auffallend und wohltuend, wie groß der Wunsch nach Aus- und Weiterbildung ist. Und zwar gilt das für den bäuerlichen und den in andern Berufen tätigen Teil der Jugend in gleicher Weise. Besonders an freien Abenden wird dieser Bildungshunger gestillt. Der Sonntagnachmittag ist vor allem bei den Bur-

schen der Geselligkeit gewidmet. Es treffen sich einige Freunde und unternehmen gemeinsam einen Ausflug, einen Kinobesuch, die Fahrt an ein Fest oder sonst eine Aktion. Dabei bilden sich meistens Gruppen aus jungen Landwirten und Nichtlandwirten. Die gleichen An- und Absichten sind wichtiger als die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Beruf.

Die Mädchen bevorzugen das Lesen, das Wandern und die Handarbeiten. Auch bei ihnen tritt das Streben nach einer besseren hauswirtschaftlichen Ausbildung stark in Erscheinung. Die Freizeit der Bauertöchter wickelt sich viel mehr im häuslichen und dörflichen Kreise ab als jene der Söhne.

Von den sportlichen Betätigungen ist das Motorradfahren am beliebtesten. Es ragt besonders bei den Nichtlandwirten hervor. Dagegen steht bei den Landwirten das Reiten neben dem Turnen immer noch an zweiter Stelle. Für das Radfahren können sich nur noch 14 Mädchen und 3 Burschen erwärmen.

Das etwas anspruchsvollere Musizieren nimmt wenig Raum ein. Es wurde vor allem von den Mitgliedern einer Dorfmusik genannt. Am Basteln und Briefeschreiben sind fast nur Mädchen beteiligt. Das Schreiben von Briefen scheint ganz aus der Mode zu kommen, man erreicht den Partner offenbar bequemer per Telefon.

Der *Lektüre* sind wir mit einer besonderen Frage nachgegangen. Dabei ergab sich, daß von 122 Jugendlichen 23 oft, 56 gelegentlich, 31 selten und 12 nie zum Lesen kommen. Bei den Burschen stehen die Tageszeitung und die Fachbücher und Fachzeitschriften im Vordergrund. Einzelne sagten auch, daß sie am liebsten Abenteuergeschichten oder Kriminalromane lesen. Bei den Mädchen sind die illustrierten Heftli und in diesen besonders die Fortsetzungsromane die geistige Hauptnahrung. Daneben wurden in abnehmender Häufigkeit genannt: Tageszeitung, gute Bücher, religiöse Schriften und Biographien.

Der *Kinobesuch* spielt bei der bäuerlichen Jugend eine ziemlich große Rolle. Im November 1960 waren von 130 Befragten 17 nie, 31 einmal, 45 zweimal und 37 mehrmals im Kino. Die seltenen Kinobesucher ziehen die Schweizer- und besonders die Gotthelf-Filme vor. Die mehr oder weniger regelmäßigen Kinogänger sehen sich einfach das an, was «gerade läuft». Das sind in den beiden am meisten besuchten Kinos von Sissach vor allem Streifen, welche der Sensationsgier und der Lüsternheit entgegenkommen. Strübin (108, S. 186/7) beschreibt in seinem «Baselbieter Volksleben» die Programme dieser beiden Lichtspieltheater im ersten Halbjahr 1948. Es wurden 29 Wildwester, 21 Revuen und Lustspiele, 16 Sittenfilme, 13 Kriminalfilme und 12 Abenteuerfilme gezeigt. Seither ist das Programm nicht besser geworden.

Von 132 Jugendlichen begeben sich 31 oft, 51 gelegentlich, 23 selten und 27 nie auf den *Tanzboden*. Es mag überraschen, daß 21% der Befragten (Burschen und Mädchen) das Tanzen ganz ablehnen oder jedenfalls darauf verzichten. Diese Nicht-Tänzer haben wir nach ihren Gründen gefragt:

«Ich habe es leider nie gelernt»

«Weil ich kein Geld habe»

«Ich verzichte gern auf solche Gesellschaft»

«Ich brauche meine Zeit für nützlichere Dinge»

«Tanzen ist gefährlich und führt zur Sünde»

«Seit ich verheiratet bin, habe ich es nicht mehr nötig»

c) Die Wahl des Ehepartners

Neun Gesichtspunkte, die bei der Wahl des künftigen Ehepartners wichtig sind, wurden je auf eine Karte geschrieben. Die Jugendlichen erhielten die neun Karten mit der Bitte, sie in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit einzustufen. Die Auswertung ergab die folgenden Listen:

Burschen	Töchter
1. Charakter	1. Charakter
2. Gesundheit	2. Gesundheit
3. Aussehen	3. Berufliche Tüchtigkeit
4. Berufliche Tüchtigkeit	4. Vorleben und Leumund
5. Vermögen	5. Gleiche Konfession
6. Bildung	6. Aussehen
7. Gleiche Konfession	7. Bildung
8. Abstammung	8. Abstammung
9. Vorleben und Leumund	9. Vermögen

Darüber, daß ein guter Charakter und eine blühende Gesundheit entscheidende Voraussetzungen für das bäuerliche Leben sind, herrscht zwischen Burschen und Töchtern Einmütigkeit. Allerdings erschien der gute Charakter bei den Mädchen noch häufiger an erster Stelle als bei den Burschen. Aber erst von der dritten Position an treten die Wesensunterschiede zutage. Die Burschen sind beeindruckt von der äußeren Erscheinung und einer rechten Mitgift. Die Frage der gleichen Konfession und des Vorlebens tritt in den Hintergrund. Die Töchter dagegen «heiraten nicht nach Geld und nicht nach Gut», wie es in einem Volkslied offenbar richtig heißt. Berufliche Tüchtigkeit, Vorleben und gleiche Konfession sind ihnen wichtiger als ein hübsches Angesicht. Sie stehen damit auf einem realeren Boden als ihre zukünftigen Partner. Das späte Auftauchen der Position «Abstammung» zeigt, wie wenig Bedeutung der Herkunft des zukünftigen Lebenspartners beigemessen wird. Zahlreich waren die jungen Leute, welche bei der Durchsicht der Karten sagten: «Diese Dinge sind alle wichtig!» Trotzdem hat diese Erhebung eine aufschlußreiche Rangfolge ergeben.

E. Die Einstellung zum Beruf

1. Der Stand der Ausbildung

a) Bei den Männern

Im Untersuchungsgebiet ist das *landwirtschaftliche Lehrjahr* noch wenig verankert. Von den Betriebsleitern haben es zwei und von den mitarbeitenden Söhnen fünf absolviert. Von den 112 Landwirten sind drei anerkannte Lehrmeister. Besser steht es mit dem Besuch der *landwirtschaftlichen Schule*. Auf allen Betrieben zusammen gibt es 46 Absolventen der beiden Winterkurse oder einer Jahresschule. Davon sind allerdings nur 21 heute schon Betriebsleiter, beim Rest handelt es sich um angehende Hoferben. Weil von einigen Betrieben Vater und Sohn die

Fachschule besucht haben, ergibt die Bilanz, daß aus 76 Betrieben (68%) niemand diesen wichtigen Bildungsgang mitgemacht hat.

Drei Betriebsleiter und sechs angehende Hoferben haben sich der *bäuerlichen Berufsprüfung* unterzogen, und einer hat sogar die Meisterprüfung bestanden. Diese recht schmale Spitze hat uns veranlaßt, die junge Generation nach den Gründen zu fragen, die sie von dieser Prüfung abhalten. Die Antworten lassen auf eine große Unkenntnis der wirklichen Voraussetzungen schließen. So wurde mehrmals gesagt, vielen Bauernsöhnen fehle das dazu nötige Geld. Daneben sind der Zeitmangel und die fehlende Vorbildung wichtige Argumente gegen die Berufsprüfung. Aufgeschlossenerer Söhne wiesen auf das mangelnde Interesse und die oft falschen Vorstellungen hin. Einige weitere typische Antworten seien wiedergegeben:

«Ich bin ein Gegner von Diplomen»

«Man kann auch ohne diese Prüfung ein tüchtiger Bauer sein»

«Man hat ja nachher doch nichts davon»

«Es werden viele tüchtige Landwirte nicht als Lehrmeister anerkannt. Diese wollen ihre Söhne nicht für geringen Lohn auf Lehrbetriebe geben und daheim für schlechte Italiener mehr bezahlen»

«Die Prüfung ist zuwenig attraktiv aufgezo-gen»

«Es fehlt die Erkenntnis, daß der Bauernberuf wie jeder andere gelernt sein muß»

Mehrere Bauernsöhne gedenken die Berufsprüfung in den nächsten Jahren zu absolvieren. Ueberhaupt ist die junge Generation auf der ganzen Linie offener für den Gedanken einer gründlichen Fachbildung als ihre Väter. Das äußert sich auch beim Besuch von *Fachvorträgen* und *Kursen*. Berufliche Kurse werden fast ausschließlich von jungen Landwirten besucht. Aber auch an den regionalen Vorträgen wiegt das junge Element vor. Zu ihnen stößt ein Stamm von älteren Jahrgängen, der regelmäßig an Bauern tagungen und größeren Versammlungen erscheint. «Man sieht immer die gleichen Gesichter», hat ein führender Landwirt zu diesem Thema gesagt. Wenn ein Referent ins Dorf kommt, nehmen oft auch zahlreiche Bauern teil, die praktisch keine auswärtigen Veranstaltungen besuchen. Jeder fünfte Betriebsleiter hat gesagt, er besuche überhaupt keine Vorträge mehr.

b) Bei den Frauen

Noch weniger als die Männer des oberen Homburgertales hatten die Frauen bisher Gelegenheit, sich gründlich auf ihren Beruf vorzubereiten. Nur 14 Bäuerinnen und mitarbeitende Töchter besuchten eine *hauswirtschaftliche Schule*. Das mag zum Teil mit der Tatsache zusammenhängen, daß es im Kanton Baselland erst seit 1956 eine bäuerliche Haushaltungsschule gibt. Vor allem auf Initiative der Bäuerinnenvereinigung beider Basel werden zahlreiche Kurse für Nähen, Kochen, Backen, Konservieren, Geflügelhaltung und andere Gebiete durchgeführt und von den Bäuerinnen gerne besucht. 55 Frauen sind Mitglieder der genannten Vereinigung; das belegt die gute Verankerung dieser Organisation im Untersuchungsgebiet. Eine Tochter und zwei junge Frauen haben mit gutem Erfolg die

Bäuerinnenprüfung bestanden. Nur jeder achten Bäuerin stand in ihrer Jugend die Möglichkeit einer *Fremdpraxis* offen. Der Welschlandaufenthalt steht dabei im Vordergrund. Mit der Heirat beginnt fast für jede Bäuerin ein Leben auf einem andern Betrieb. Sie ist damit zu einem «Stellenwechsel» gezwungen, den die meisten Betriebsleiter nie vollzogen haben. Bisher haben drei Töchter das *hauswirtschaftliche Lehrjahr* gemacht.

2. Die Leitung der Betriebe

a) *Die Informationsquellen*

Jeder Betriebsleiter wurde gefragt, wo er für die Leitung seines Betriebes am meisten gelernt habe. Weitans an der Spitze steht die *eigene Erfahrung* und Beobachtung. Oft wurde fast im gleichen Satz auch der eigene Vater genannt. Von ihm hat man den Betrieb mit seiner ganzen Organisation und Arbeitsgestaltung übernommen, und in seiner Weise wird er bis heute weitergeführt. Vielleicht ist in den letzten Jahren ein Traktor und ein Motormäher angeschafft worden, aber das ganze Betriebsgeschehen mutet erstarrt an und ist weitgehend von der Ueberlieferung geprägt.

Als weitere wichtige Informationsquellen werden namentlich von aufgeschlossenen und jüngeren Landwirten bezeichnet: das Beispiel erfolgreicher Kollegen, die Fachzeitschriften und die Vorträge. Fast alle, die ein Jahr oder länger auf Fremdbetrieben gearbeitet haben, betrachten diese Zeit als ihre wichtigste Lehrmeisterin. Auffallend selten werden die landwirtschaftliche Schule und die Betriebsberatung zu den wesentlichen Hilfen gerechnet. Mehrere Absolventen der Schule haben gesagt: «Damals war ich halt einfach noch zu jung!» Die Erfahrung des Verfassers und seiner Kollegen bestätigt, daß ältere Schüler mehr vom Unterricht profitieren. Sie stehen den echten Problemen der Betriebsführung schon viel näher und sind darum mit mehr Eifer bei der Sache. Die Betriebsberatung hat im Untersuchungsgebiet den richtigen Zugang noch nicht gefunden. Die Haltung der meisten Betriebsleiter ist skeptisch. Allerdings hat ein erfahrener Landwirt gesagt: «Bei uns ist vielen Bauern überhaupt nicht zu helfen».

An *Fachschriften* herrscht im oberen Homburgertal kein Mangel. Fast jede Bauernfamilie hat das «Bauernblatt» abonniert. 65 Betriebe erhalten jede Woche die «Grüne», und 27 Häuser erreicht regelmäßig der «Schweizerbauer». Dazu kommen einige Schriften für Spezialgebiete wie Obstbau und Geflügelhaltung. In der strengen Zeit werden diese Blätter nur sporadisch gelesen. Aber in der ruhigeren Zeit sind die Glieder der Bauernfamilien eifrige Zeitungsleser. Dabei sind die praktischen Anleitungen für den Ackerbau, für den Futterbau, den Obstbau und die Viehhaltung am beliebtesten. Mit deutlichem Abstand folgen an zweiter Stelle die Markt- und Preisberichte und erst in dritter Linie werden die agrarpolitischen Artikel gelesen.

b) Die Buchhaltung

In den Bauernbetrieben hat die Buchhaltung wenig Eingang gefunden. 81 Landwirte (72 %) haben auf die diesbezügliche Frage mit einem klaren Nein geantwortet. Das am häufigsten gegen die Buchhaltung vorgebrachte Argument ist die fehlende Zeit. Es läßt sich einfach vorbringen und klingt zunächst plausibel. In Wirklichkeit wiegen andere Gründe schwerer. Vor allem weiß man nicht genau, wie so etwas richtig gemacht wird. Das haben manche ältere Landwirte auch zugegeben; sogar einige ehemalige Landwirtschaftsschüler haben sich auf diesen Standpunkt gestellt. Andere in verschiedenen Formulierungen gegebene Auskünfte kreisen um Argumente wie:

- «Das führt viel zu weit»
- «Ein Bauer hat Wichtigeres zu tun»
- «Am Ende des Jahres hat man doch nicht mehr»
- «Ich schreibe nichts auf, damit ich die Ausgaben nicht sehe»

Mehrere Landwirte haben es schon einmal versucht und dann wieder aufgegeben, weil sie keinen Abschluß zustande brachten. Recht zahlreich sind schließlich jene, die achselzuckend sagen: «Me sett». Nach unseren Beobachtungen liegt die Ordnung im Geschäftsverkehr überhaupt noch oft im Argen. Als wir zum Ausfüllen der Betriebsspiegel genaue Zahlen über den Futtermittel- und Düngerkauf erbaten, ergab sich da und dort ein beklemmendes Bild: Der Landwirt zog alle Schubladen des Schrankes auf den Stubenboden und durchwühlte sie, oft ohne auf die verflixten Rechnungen zu stoßen.

Nur sieben Landwirte führen eine Buchhaltung nach einem anerkannten Verfahren und sind in der Lage, über das Betriebsgeschehen genaue Auskunft zu erteilen. 18 notieren in einem Kassenbuch die Einnahmen und Ausgaben. Dann gibt es noch jene zwei Gruppen, die entweder «nur das Größte» oder «nur für sich» aufschreiben.

Dadurch sind die meisten Landwirte über das Ergebnis ihres Betriebes und den Ertrag ihrer Arbeit nur sehr mangelhaft im Bild. Darum nahm es uns wunder, mit welchen Mitteln sich nach der Meinung der Betriebsleiter die wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft bessern ließe. Sie konnten frei von gegebenen Möglichkeiten ihre Ansicht äußern. Eine Besserung erwarten:

- 43 von höheren Preisen
- 11 von der Grundstückszusammenlegung
- 10 von der Drosselung der Einfuhr
- 8 von einer besseren Berufsbildung
- 7 von der besseren Zusammenarbeit der Bauern
- 6 von der Ausschaltung des Zwischenhandels
- 5 von den Investitionsdarlehen
- 5 von einer Rationalisierung der Betriebe

Einzelnen wurden genannt: die zweite Zuckerfabrik, größere Betriebe, ein besseres Bodenrecht, die Betriebsvereinfachung und sogar die Buchhaltung. Einer möchte einen Teil der Schulden streichen, und ein besonders Einsichtiger sagte: «Wir sollten mehr überlegen und weniger krampfen!»

Es kommt in unserem Katalog so ziemlich alles vor, was in der schweizerischen Presse an Schlagworten herumgeistert. Der Kommentar läßt sich beschränken auf die Feststellung, daß 65 % aller Landwirte eine Besserung der Lage von außen erwarten. Nur jeder Dritte denkt zuerst an die Möglichkeiten in der eigenen Gemeinde und im eigenen Betrieb.

3. Die Selbsteinschätzung der Bauern

a) Die Nachteile und das Schöne im Beruf

63 Landwirte (56 %) fühlen sich andern Berufsständen gegenüber benachteiligt. Um den Rang des größten Nachteils wetteifern die *lange Arbeitszeit* mit 53 Nennungen und die zu *tiefen Preise*, welche 48 mal erwähnt worden sind. Daneben werden noch häufig genannt: die Absatzverhältnisse, der Einfluß des unbeständigen Wetters, das geringe Verständnis der anderen Kreise, das Angebundensein und die Enge der baulichen Verhältnisse. Diese Aufzählung zeigt, daß manche Bauern in der Lage sind, gleich mit einer Reihe von Nachteilen aufzuwarten.

Aber die meisten Bauern wissen auch um das *Schöne* in ihrem Beruf. Nur schildern sie es nicht so beredt wie die Nachteile. Mit Abstand am höchsten bewertet wird die *freie Arbeitsgestaltung* oder das «Selber-Herr-und-Meister-sein». Außerdem kommen die abwechslungsreiche Tätigkeit, die Freude an Pflanzen und Tieren und die Zusammenarbeit der ganzen Familie gebührend zur Geltung. Vom einst so gelobten ruhigen Landleben ist überhaupt nicht die Rede. Mehr als irgendwelche romantischen Vorstellungen bindet der eigene Besitz und die selbständige Arbeit die Bauernfamilien an ihren Beruf.

Besonders die junge Generation hat eine klare und wirklichkeitsnahe Vorstellung davon, wie heute ein Bauernbetrieb aussehen soll. Von acht gegebenen Möglichkeiten konnte sie jene drei ankreuzen, die ihr am wichtigsten schienen. Die Anzahl der Kreuze ergab die folgende Abstufung:

1. Friedliches Familienleben	62
2. Geregelte Arbeitszeit	54
3. Fortschrittliche Leitung	43
4. Gutes Essen	27
5. Moderne Einrichtung	25
6. Vielseitigkeit	19
7. Nettes, sauberes Zimmer	14
8. Strenge Ordnung und Zucht	8

b) Bauer aus freier Wahl?

Zufolge unserer Befragung sind 66 Betriebsleiter (60 %) aus freier Wahl Bauer geworden. Als Gründe für diese Wahl wurden am meisten die selbständige Arbeit und ganz einfach die Freude am Beruf genannt. Die übrigen 40 % waren

zu Hause unabhk6mmlich und mu0sten sp4ter den Betrieb vom Vater 6bernehmen.

Aber offenbar gilt auch bei den Landwirten das Gesetz der Gew6hnung, denn 82 Betriebsleiter (73 %) sagten, wenn sie nochmals jung w4ren, w6rden sie wieder Bauer werden. Die Gr6nde f6r die 30 Nein-Stimmen lassen sich auf einen einfachen Nenner bringen: Sie stellen den Vergleich mit anderen Berufsgruppen an und finden sich auf der benachteiligten Seite. Der Arbeitstag ist zu lang und der Lohn zu gering, hei0t die lapidare Formel.

Mehr interessieren uns jene Bauern, die zu ihrem Beruf Ja sagen. Und da m6ssen wir sofort die Einschr4nkung anbringen, da0 das freudige und 6berzeugte Ja recht selten ist. Wohl haben einige mit «selbstverst4ndlich!» geantwortet; oder es wurde gesagt, das Bauern sei in den Menschen hineingelegt und etwas anderes komme gar nicht in Frage. Zu den Standhaften sind auch jene zu z4hlen, welche sagten: «Das habe ich mir noch nie 6berlegt». Weit h4ufiger ist das bedingte Ja. Man will nicht Nein sagen und hat doch seine Bedenken:

- «Jemand mu0 ja schlie0lich bauern»
- «Ich bin nicht so ganz sicher»
- «Was sollte ich sonst machen?»
- «Wenn ich weniger Schulden h4tte»
- «Aber nicht in dieser Gegend»
- «Auf einem gr60eren Betrieb schon»
- «Viele sagen ja und denken ha

Auch die Burschen und T6chter konnten sich zur Frage 4u0tern, warum sie in der Landwirtschaft t4tig seien. Von 78 Befragten tun es 47 aus Freude am Beruf, 19 weil sie Hoferben sind, und 12 sind zu Hause unabhk6mmlich. In der letzten Gruppe wiegen die T6chter vor. Dieses Ergebnis sticht in angenehmer Weise ab von jenem der besitzenden Generation. Der Anteil jener, die mit Freude im Beruf stehen, ist bei den Jungen wesentlich gr60er. Offenbar verf6gen die heutigen Kinder bei der Berufswahl 6ber einen weit gr60eren Spielraum als ihn vor dreie0ig Jahren ihre Eltern besa0en. Das bewirkt ein fr6hzeitiges Ausscheiden all jener Jugendlichen, die keine Neigung zur Landwirtschaft haben. Beim zur6ckbleibenden Rest ergibt sich dann eine umso positivere Haltung zum Bauernberuf. Das kommt auch zum Ausdruck im zunehmenden Verlangen nach einer gr6ndlichen Ausbildung.

c) *Die Schulaufs4tze*

Das Thema sollte den Bauernberuf behandeln, aber die genaue Formulierung war den Lehrern freigestellt. Sie w4hlten «Der Bauernberuf», «Sonn- und Schattenseiten des Bauernberufes», «Warum ich (nicht) Bauer (B4uerin) werde» und «Was ich vom Bauernberuf halte». Kinder von Nichtlandwirten und Landwirten waren in gleicher Weise beteiligt. Wir verzichten auf eine statistische Darlegung der Inhalte und betrachten diesen Abschnitt als eine Art Zusammenfassung des Hauptteils unserer Untersuchung. Das ist deshalb gerechtfertigt, weil sich in den Aufs4tzen weitgehend die Problematik des Elternhauses spiegelt.

1) Zur Struktur der Landwirtschaft im Untersuchungsgebiet:

- «Früher bauerten wir auch. Als der Großvater starb, hörten wir damit auf. Wir gaben das Land zu Lehen.»
- «Wir haben 14 Jucharten in Pacht und 12 Jucharten eigenes Land.»
- «Ich möchte nicht Bauer werden, denn nur der Großvater bauert noch. Der Vater, die Mutter und der Bruder arbeiten in Fabriken.»
- «Unser Stall ist zu niedrig und die Krippe nicht mehr ganz.»
- «Wir haben einen Gebläsehäcksler gekauft. Jetzt haben wir genug Platz für das Heu. Aber für das Stroh haben wir noch zu wenig Platz. Wir müssen das Dach höher machen.»
- «Bauer sein ist ein hartes Leben, besonders bei uns. Denn an den Hügeln kann man die Maschinen nicht einsetzen.»
- «Der Bauer muß stets Sorge tragen, daß er sein Geschäft behalten kann.»
- »Persönlich möchte ich nicht Bauer werden. Der Vater mußte mir ja zuerst ein Bauerngut kaufen. Das möchte ich ihm gerne ersparen.»
- «Ein Bauernsohn nimmt nur eine Frau, die viel Geld hat. Ich aber habe keine halbe Million Franken.»

2) Zur Frage der Mechanisierung:

- «An Maschinen fehlt es bei uns. Sonst bin ich zufrieden.»
- «Wir haben vier Kühe und ein Rind. Wir reden immer von einem Traktor. Einen Motormäher haben wir.»
- «Bei uns fehlt es ein wenig an Maschinen. Im Frühling will der Vater einen Motormäher und einen Traktor kaufen.»
- «Ich finde den Bauernberuf ganz interessant, besonders wenn man einen Traktor hat.»
- «Wir haben drei Kühe, ein Rind und einen Traktor.»
- «Mein Vater ist Bauer, er hat einen Traktor.»
- «Bauern ist schön, man hat viele Maschinen.»
- «Ich will Bauer werden, da kann man Traktor fahren.»

3) Vorurteile und falsche Vergleiche:

- «Heute sind die Geschäftsleute die Herren.»
- «Der Bauer rackert sich ab und bringt es doch zu nichts.»
- «Mancher wird der nutzlosen Anstrengung überdrüssig und gibt den Bauernberuf auf.»
- «In einer Fabrik verdient man viel mehr Geld.»
- «Das Bauern gefällt mir schon. Aber ich will lieber einen Beruf lernen.»
- «Wenn ich Bäuerin werde, dann will ich ein schönes großes Gut, wo sich Mägde und Knechte befinden.»

4) Die Last der Arbeit:

- «Eine Bauernfrau hat einfach keinen Feierabend. Ich habe mir schon überlegt, wie das wäre, wenn ich als Bäuerin nur in Haus und Garten arbeiten müßte. Aber das ist natürlich unmöglich.»
- «Ich habe nicht im Sinn, ein Bauer zu werden, das gibt zuviel Arbeit.»
- «Heute bekommt der Bauer keine Leute mehr zur Mithilfe.»
- «Der Bauernberuf ist schwer. Man muß alles allein machen. Ich glaube, ich sei nicht der einzige, der nicht Bauer werden will.»
- «Der Bauer muß bis in alle Nacht hinein arbeiten.»

5) Das positive Element:

- «Wenn ich allein eine Weide einzäune, dann wird es mir wohl ums Herz und ich bekomme plötzlich Freude am Bauernberuf. Aber wenn ich den Schweinen misten muß, dann denke ich jedesmal: Nein, bauern will ich nicht!»
- «Ich möchte später auch einmal bauern, weil ich jetzt schon große Freude daran habe.»
- «Jawohl, ich möchte Bauer werden, und zwar darum, weil ich selber Herr und Meister bin. Es gefällt mir besonders gut, weil immer wieder eine andere Arbeit kommt.»
- «Ich kann leider nicht Bäuerin werden, weil ich einen anderen Beruf lernen muß.»
- «Mir gefällt das Bauern sehr. Es ist der schönste und freieste Beruf.»
- «Etwas Herrliches im Bauernleben ist die duftende Röstli.»
- «Im Krieg ist der Bauernberuf ideal. Man hat genug zu essen, auch wenn die Waren rationiert sind.»
- «Solche, die das Bauerntum verspotten, sollten bei Wasser und Brot eingesperrt werden.»
- «In der Stadt lacht man über die Bauern. Auch ich war immer so einer. Nun, da ich älter geworden bin, sehe ich ein, wie unrecht wir als Städter hatten. Mich dünkt es manchmal, ich könne mich nicht mehr trennen vom Lande.»
- «Ja, wenn der Bauer nicht wäre, so hätte es nicht viel Wertvolles auf Erden. Fast alles hängt irgendwie vom Bauern ab.»

Die Bauernfamilien in ihrer Umwelt

Die Bauernfamilien sind in ein Netz von Beziehungen und Wechselwirkungen verflochten. Ihre Verhaltensweisen werden geprägt durch die Umwelt, in der sie leben, und durch die Menschen, mit denen sie in Kontakt kommen. Den stärksten Einfluß übt immer noch die Dorfgemeinschaft aus. In ihre Wärme und Vertrautheit sind die Bauernfamilien eingebettet. Daneben gewinnt der Kontakt mit der weiteren Außenwelt zunehmende Bedeutung. Das zeigt sich auf wirtschaftlichem Gebiet besonders deutlich, wo zum Beispiel die ganze Mechanisierung von außen an die Betriebe herangetragen wurde.

A. Die Dorfgemeinschaft

Seit Cooley wird in der Soziologie zwischen *primären* und *sekundären* Gruppen unterschieden (12, S. 56). Das Kennzeichen der ersten ist die besondere persönliche Vertrautheit (intimate face-to-face relation). Zu den primären Gruppen gehören: die Familie, die Sippe, die Nachbarschaft und die Dorfgemeinschaft. Mit zunehmender Differenzierung der Gesellschaft entstehen die sekundären Gruppen, von denen auf lokaler Ebene die Vereine, Genossenschaften, Parteien und Gewerkschaften am bekanntesten sind. Neben all diesen Gruppen gibt es im Dorf auch noch institutionelle Einrichtungen wie die Kirche, die Schule und die politische Organisation der Gemeinde.

Wir gehen aus von der Annahme, alle genannten Gruppen und Institutionen hätten die Aufgabe, einen Beitrag zur lebendigen Dorfgemeinschaft zu leisten. Demnach ist zu prüfen, wieweit von ihrer Aktivität integrierende oder desintegrierende Kräfte ausstrahlen. Aus der Darstellung dieser Kräfte formt sich fast von selbst das Bild der Dorfgemeinschaften im Untersuchungsgebiet.

1. Verwandtschaft und Nachbarschaft

In jeder der sechs Gemeinden gibt es *Familiennamen*, die häufiger als andere vorkommen. Ihre Träger bilden die alteingesessene Bevölkerung des Ortes. Die wichtigsten davon sind:

in Häfelfingen:	Bürgin, Gisin und Nebiker
in Wittinsburg:	Gysin, Möschinger und Zumbrunn
in Känerkinden:	Eglin, Tschan und Wagner
in Rümelingen:	Bertschin und Ehrsam
in Buckten:	Schaub und Thommen
in Läuelfingen:	Gysin, Schaub und Strub

Eine deutliche Gruppierung nach Sippen ist einzig in Wittinsburg festzustellen. Dort ist auch der Anteil der Ortsbürger mit 42 % der Bevölkerung von allen Gemeinden am höchsten. Weil seit Generationen meistens innerhalb der Kirchgemeinde geheiratet wird, sind viele Familien *untereinander verwandt*. Von den 106 verheirateten Landwirten haben 36 ihre Frau im eigenen Dorf und 21 in einem anderen Dorf der Kirchgemeinde gefunden. Damit stammt heute noch mehr als die Hälfte aller Bäuerinnen aus dem allen gut vertrauten Homburgertal. In Wittinsburg und Läuelfingen sind die «Heiraten über den Mist» besonders zahlreich. 14 Bauern holten ihre Lebensgefährtin außerhalb des Kantons Baselland, zwei von ihnen aus Deutschland und einer aus Oesterreich.

Die *Wirkungen der Verwandtschaft* sind vielfältig und in wenigen Sätzen kaum zutreffend zu beschreiben. Nach unserer Beobachtung sind an den engen Kontakten zwischen zwei Betrieben weniger oft die Nachbarn als Brüder, Schwäger, Schwiegerväter und andere nahe Verwandte beteiligt. Und bei der Frage nach dem am nächsten stehenden Kollegen wurde öfter ein Verwandter als der direkte Nachbar genannt. Das läßt den Schluß zu, daß die Verwandtschaft in vielen Fällen die frühere Rolle der Nachbarschaft übernimmt.

Auch der Kontakt mit den Angehörigen in anderen Berufen ist rege. Das gilt vor allem für die abgewanderten Kinder, die oft und gern mit ihren Familien zu einem sonntäglichen Mittagessen erscheinen. Da und dort ließ man durchblicken, die Verwandten seien zum Mitessen viel eher bereit als zum Mitarbeiten. Trotzdem stehen unter den gelegentlichen Mithelfenden die Verwandten an der Spitze. Bei geselligen Anlässen und Dorffesten trifft man die engere Verwandtschaft oft am gleichen Tisch. So stellt die Verwandtschaft für den Einzelnen den stärksten Halt und die engste Bindung außerhalb der Familie dar.

Um die *Bedeutung der Nachbarschaft* zu erfassen, hat Wurzbacher (125, S. 147) die Ausleihe von Gegenständen, die gegenseitige Hilfe in Haushalt und Betrieb und das regelmäßige Zusammentreffen zu Unterhaltung und Vergnügen als Kriterien herangezogen. In unseren Verhältnissen ist ihnen noch die gemeinsame Maschinenhaltung beizufügen. Auch die Nachbarschaft bietet ein vielfältiges und buntes Bild. Mehr noch als die Verwandtschaft war sie in den letzten Jahrzehnten einem grundlegenden Wandel unterworfen.

Die Wurzel der Nachbarschaft entsprang dem Empfinden, aufeinander angewiesen und im gleichen Lebenskreis verbunden zu sein. Dieses Empfinden wurde mit der Ausbreitung des ökonomischen Individualismus stark abgebaut und die nachbarlichen Beziehungen wurden versachlicht. Das alte Abhängigkeitsverhältnis der Arbeiterbauern von den größeren Landwirten ist weitgehend verschwunden. Wohl läßt der Nebenerwerbslandwirt seine Felder durch den Anbaupflug des Nachbarn pflügen. Zu einer arbeitsmäßigen Gegenleistung fühlt er sich jedoch nicht verpflichtet, weil er bar bezahlen kann. Auch unter den hauptberuflichen Landwirten besteht das nachbarliche Verhältnis nicht aus eitel Freude. Oft sind es Kleinigkeiten, die zu Differenzen führen. So gerieten die Bauern eines Weilers hintereinander, weil sie sich über den Standort einer neuen Milchsammlung nicht einigen konnten. Dieser Zwist erweist sich in allen anderen gemeinsamen Aufgaben als schwere Belastung. In einem anderen Dorf ergeben sich deutliche Reibungsflächen zwischen den fortschrittsoffenen und den mehr konservativen Elementen; ihr Hauptstreitpunkt ist die Grundstückszusammenlegung. In

zwei Gemeinden stellen die verschiedenen Betriebsgrößen ein Hindernis für die gute Zusammenarbeit dar. In einer andern Gemeinde wird das nachbarliche Verhältnis durch einen konfessionellen Streit auf Dorfebene belastet. Zu den genannten Streitpunkten und Differenzen gesellt sich die allgemeine Tendenz des Für-sich-selber-seins. Beide zusammen sind für den Abbau der nachbarlichen Beziehungen verantwortlich. Vielerorts ist die gegenseitige Hilfe in die Randzonen des Arbeitsablaufes gedrängt worden.

Dem bisher Gesagten zum Trotz stellt die Nachbarschaft im Untersuchungsgebiet ein wertvolles Instrument zur Integration der Bevölkerung dar. Die meisten Familien leben seit Generationen im Homburgertal, und ihre Glieder kennen sich von Kindsbeinen an. Diese gute Bekanntschaft aller mit allen erleichtert den Kontakt wesentlich. Die starke Bodenverbundenheit und das allen gemeinsame Heimatbewußtsein tragen ebenfalls zum gegenseitigen Verständnis bei. Es werden auch die eingewanderten Berner nicht als Fremdkörper empfunden. Von den 19 zugezogenen Bauernfamilien stammen 15 aus dem Kanton Bern. Sie sitzen meistens auf den Einzelhöfen. Verschiedene Gewährspersonen haben betont, auf den Höfen sei der nachbarliche Kontakt besser als in den Dorfsiedlungen. Ein Beispiel dafür ist das Nachbarschaftstreffen, das auf Initiative eines jungen Bauern seit einigen Jahren durchgeführt wird. Sieben Familien von Höfen und eine aus dem Dorf beteiligen sich daran. Sie treffen sich reihum, tauschen berufliche Erfahrungen aus und besprechen vor allem auch geistig-kulturelle Fragen des Bauernstandes. Dieser menschliche Kontakt erleichtert das Zusammenspiel der Kräfte in praktischen Fragen. Es zeigt dies, wie gute Nachbarschaft mehr ist als eine wirtschaftliche Beziehung. Die Nachbarn sind im Grunde genommen aufeinander angewiesen, sie brauchen voneinander Rat, Urteil und Teilnahme (Moser 72, S. 646).

Im Abschnitt über die Mechanisierung der Betriebe haben wir festgestellt, jeder zweite Landwirt sei an der *gemeinsamen Maschinenhaltung* beteiligt. Diese Zahl täuscht insofern, als nach einer überschlagsmäßigen Berechnung von dem in den letzten zehn Jahren für Maschinen und Geräte aufgewendeten Kapital nur 8 % für gemeinsame Anschaffungen investiert wurden. Dieser Anteil ist so klein, weil alle Traktoren und Motormäher von Einzelbetrieben angeschafft werden und damit die kostspieligsten Maschinen für den gemeinsamen Ankauf wegfallen. Einsichtige Landwirte sind vom Wert des gemeinsamen Vorgehens überzeugt. Vor allem hat sich die wechselweise Anschaffung gut eingebürgert, indem ein Nachbar zum Beispiel den Düngerstreuer und der andere die Sämaschine kauft und man sich damit gegenseitig aushilft. Aber mehr als die Hälfte aller Landwirte hält wenig von solchen «Machenschaften». Diese widersprechen der Tendenz zur möglichst weitgehenden Selbständigkeit, und es ergeben sich vor allem zwei praktische Schwierigkeiten: der zeitliche Engpaß in der Folge der Benützung und die Frage der ordentlichen Wartung und Pflege. Für beide Argumente wurden dem Verfasser krasse Beispiele vorgelegt.

In fast allen Betrieben hilft man sich gegenseitig beim Dreschen und beim Silieren. Daneben ist der Gedanke der Aushilfe in den kleineren Betrieben und unter Verwandten noch am lebendigsten. Die *Aushilfe* mit Geräten erfolgt in der Regel nur noch gegen Entschädigung. Seit dem Aufkommen der Traktoren halten viele Landwirte nur noch ein Pferd; das hat da und dort zur Wiederaufnahme

des früher üblichen Zusammenspannens mit dem Nachbar geführt, weil der Traktor in steilen Hanglagen ein «hilfloser Geselle» ist und nicht alle Arbeiten bewältigen kann.

Erhalten geblieben ist das Einspringen bei außerordentlichen Begebenheiten wie Unglück im Stall, Krankheit oder Unfall und Feuersbrunst. Auch das kurze Gespräch über den Grenzstein hinweg oder unter dem Scheunentor wird treu gepflegt. Man möchte wissen, was der Nachbar tut und wie er dabei vorgeht. Für viele Landwirte ist das die wichtigste Informationsquelle. Einige Bauern besitzen dabei besonderes Vertrauen und werden zur Beratung in schwierigen Fragen herangezogen. Eigentliche Freundschaften unter Bauernfamilien sind selten. Vielleicht darum war die Frage an die Bäuerinnen, mit welcher Familie sie am meisten verkehren, so wenig ergiebig. Oft wurde die direkte Nachbarin genannt mit dem sofortigen Nachsatz, man verhalte sich eigentlich zu allen ungefähr gleich. So vollzieht sich auch im Untersuchungsgebiet das, was Wurzbacher (125) als Uebergang von der geschlossenen zur offenen Nachbarschaft bezeichnet. Die ausgeprägte Abhängigkeit der Nachbarn ist einer offeneren Struktur gewichen, die der einzelnen Familie einen größeren Raum der Entfaltung läßt.

Im Vergleich zur kaum kontrollierbaren Großorganisation der heutigen Gesellschaft, in der sich die Menschen gleichgültig gegenüber treten, sind die Bewohner des Untersuchungsgebietes noch in hohem Maße einsatz- und teilnahmebereit. Jeder wird auf seine Gemeinschaftswilligkeit angesprochen, und die meisten fühlen sich wohl in der Vertrautheit der nachbarlichen Beziehungen.

2. Die Gruppierungen im Dorf

a) *Das Vereinsleben*

Die größte Rolle im geselligen Leben der Dörfer spielen die *Vereine*. Jene Bewegung, die den schweizerischen Staat von 1848 schuf, hat auch das Vereinsleben auf die Höhe geführt. Staat und Vereine gleichen einander darin, daß sie nicht aus dem Volk herausgewachsen, sondern von oben nach unten getragen worden sind. Die ältesten Vereine sind nicht die heute populären gewesen, sondern jene, die der gehobenen Gesellschaft entsprossen waren wie die Helvetische oder die Naturforschende Gesellschaft. «Erst den drei großen Verbänden der Schützen, Turner und Säger (gegründet 1824, 1832 und 1842 in Aarau) gelang es, in das Volk zu dringen. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie ein bestimmtes Ziel im Auge hatten, eigentlich ein Doppelziel: im Dienste des Vaterlandes und der Volksbildung wollten sie ihre Mitglieder in einer Kunst üben, daneben sollte eine edle, von sittlichem Streben erfüllte Geselligkeit gepflegt werden» (Strübin 110, S. 163/4).

Im Untersuchungsgebiet hat jede Gemeinde ihren Schützenverein, dessen Namen allerdings von Ort zu Ort variiert. Das Schießen ist für den Schweizer nicht bloß Vergnügen, sondern Verpflichtung! Praktisch jeder Wehrmann ist darum Mitglied eines Schießvereins. Von den Schützen abgesehen ist die Zahl der Vereine stark abhängig von der Größe einer Gemeinde. Die weniger als 300 Einwohner zählenden Gemeinden Häfelfingen, Wittinsburg, Känerkinden und

Rümlingen sind ausgesprochen vereinsarm. Während Häfelfingen und Rümlingen nur die Vereinigung der Schützen kennen, tritt in Wittinsburg noch ein Männerchor mit 21 Mitgliedern dazu und in Känerkinden ein gemischter Chor (16 Mitglieder) und der Blaukreuzverein, dem etwa die halbe Dorfbevölkerung angehört.

Intensiver ist das Vereinsleben im 438 Einwohner zählenden Buckten. Der Männerchor wird zur Zeit in einen gemischten Chor umgewandelt und zählt 35 Mitglieder. Der Musikverein und der Turnverein bringen es auf je 30 Aktive; dem letzteren sind auch eine Damen- und eine Jugendriege angeschlossen. Innerhalb der Kirchgemeinde findet ein reger Austausch von Vereinsmitgliedern statt. Der Turnverein Buckten umfaßt Leute aus allen fünf Gemeinden, in der Aktivriege sind die Känerkinder gut vertreten, und in der Damenriege stellt die weibliche Jugend von Häfelfingen sogar den Hauptharst. Der Chor von Känerkinden hat Zuzug von Wittinsburg. Der Musikverein und der wenig aktive Samariterverein rekrutieren sich ebenfalls aus verschiedenen Gemeinden.

Läufelfingen zählt mehr als tausend Einwohner und hat damit von allen sechs Gemeinden die breiteste Basis für das Vereinsleben. Das kulturelle Leben läuft aber auch auf hohen Touren, ist doch jeder fünfte Einwohner in einem Vereinsvorstand, einer Kommission oder einer Behörde tätig. Es bestehen folgende Vereine:

- | | |
|----------------------|-----------------------|
| 1. Verkehrsverein | 8. Arbeitermännerchor |
| 2. Frauenverein | 9. Frauenchor |
| 3. Hauspflegeverein | 10. Gemischter Chor |
| 4. Obstbauverein | 11. Turnverein |
| 5. Vogelschutzverein | 13. Schützenbund |
| 6. Samariterverein | 12. Musikverein |
| 7. Jagdgesellschaft | 14. Handharmonikaklub |

Die Mitgliederzahlen sind sehr unterschiedlich. Die drei erstgenannten Vereine und der Schützenbund umfassen jeder mehr als 100 Mitglieder. Alle andern mit Ausnahme der kleinen Jagdgesellschaft zählen zwischen 20 und 40 aktiv Mitwirkende. Alle Vereinsleiter beklagen sich über Nachwuchssorgen. Einerseits ist die Zahl der Vereine sehr hoch, und andererseits kann sich ein großer Teil der Jugend nicht mehr für diese Form der Geselligkeit erwärmen. Die heutige Generation behält sich für ihre Freizeitgestaltung eine Freizügigkeit vor, die nicht zum Vereinsleben alten Stiles paßt. Darum ist wohl typisch, daß im stark gewachsenen Rümlingen kein einziger neuer Verein entstanden ist.

Die *Ziele der Vereine* sind recht verschieden und reichen in alle Bezirke des Gemeindelebens. Die einen entfalten ihre Tätigkeit mehr nach außen, die andern legen Wert auf ein harmonisches Wirken im Innern. Für den zweiten Fall haben wir ein schönes Beispiel aus Läufelfingen: «Der Frauenchor, das sind wir 34 Frauen. Einige von uns sind noch jung, viele schon alt. Der Dirigent ist deswegen nicht traurig; und wenn er es sein sollte, uns wäre das gleich. Wir haben es schön. Wir geben viel auf Gemütlichkeit. Einmal in der Woche wollen wir unter uns Frauen sein. Der Dirigent stört uns dabei nicht besonders. Wir glauben, daß er uns versteht. Wir singen für uns, weil wir Freude an den Liedern haben.» Dieser muntere Bericht ist der Gemeindechronik entnommen, welche der Verkehrsverein im Jahre 1959 herausgegeben hat. Der gleiche Verein sorgt für den Blu-

menschmuck im Dorf und die Wegweiser und Bänke der Umgebung; er veranstaltet die Bundesfeier, die Fastnacht und sorgt anfangs Dezember für die nötigen «Chläuse». Die Männerchöre, Musik- und Turnvereine wollen auch zur Geselligkeit im Dorfe beitragen, ihr großes Ziel und ihr mächtiger Ansporn sind aber die immer wiederkehrenden Wettkämpfe an kantonalen und eidgenössischen Festen. Abwechslungsweise bereichern die Vereine das Winterprogramm mit einem Dorfabend, in dessen Zentrum ein dramatisches Spiel steht. Die meisten Vereine legen Wert auf ein gutes Volkstheater und wollen die Dorfgenossen nicht mit «entzückender Knallerei und dramatischem Sterben» ergötzen. Letzteres wird ja in den Kinos von Sissach in beliebigen Mengen angeboten.

Die Höhepunkte des Dorflebens bilden die *Feste*. Die Vereine spannen zusammen; gemeinsam werden die Anforderungen eines solchen Anlasses gemeistert. Die ganze Bevölkerung hilft mit, alles schwimmt in Wonne und Fröhlichkeit. In Wittinsburg organisieren die Sänger und die Schützen von Zeit zu Zeit gemeinsam den weit herum bekannten Flugtag. Die Känerkinder haben sich bei der Vorbereitung einer Standeinweihungsfeier zusammengefunden. In Läuelfingen ist die Hundertjahrfeier zur Eröffnung des Hauensteintunnels immer noch in aller Mund. Auch der Aufzug der neuen Glocken in Rümlingen war ein Volksfest im besten Sinne des Wortes.

Beschäftigen wir uns abschließend mit der Frage, wieweit die *Bauernfamilien* am Vereinsleben beteiligt sind. An den eben genannten Festen waren sie selbstverständlich mit dabei; sie gehören ja zur Gemeinschaft des Dorfes und des Tales. Weniger zahlreich wirken sie als Aktive in den Vereinen mit. Gut vertreten sind sie im Männerchor Wittinsburg und in den gemischten Chören von Känerkinden und Läuelfingen. Sonst sieht man sie selten, obwohl die Vereine mit Ausnahme des Arbeitermännerchors keinen ausgesprochen ständischen Charakter haben und Mitglieder aus allen Schichten umfassen. Dieses Fernbleiben hat seinen Grund in einer Besonderheit des Bauernberufs. Der Tageslauf des Bauern ist eine geschlossene Einheit. Es gibt für ihn in den meisten Fällen keine abgegrenzte Arbeitszeit und folglich auch keinen eigentlichen Bereich der Freizeit. Die oft zahlreichen Proben vor den Festen halten ihn von einer festen Mitgliedschaft ab. Zudem ist der Bauer gewöhnt, seine freie Zeit als Ruhezeit zu betrachten, was bei seiner Arbeitslast durchaus begreiflich ist. Die meisten Bauern beschränken darum ihre öffentliche Tätigkeit auf die Gruppen mit wirtschaftlicher Zielsetzung und auf die Gemeindepolitik. Man könnte dies als eine kluge Einteilung der Kräfte bezeichnen, wenn damit nicht eine zunehmende Isolierung der Bauernfamilie von den übrigen Schichten der Bevölkerung verbunden wäre.

b) *Die wirtschaftlichen Zusammenschlüsse*

Die wirtschaftlichen Vereinigungen unterscheiden sich von den Vereinen, indem sie 1. sich auf eine Berufsgruppe beschränken und damit nicht integrierend auf die Dorfgemeinschaft wirken, 2. die Geselligkeit weniger bewußt pflegen und 3. stark von übergeordneten Verbänden abhängig sind. Im Untersuchungsgebiet sind die Landwirte ohne Zweifel am straffsten organisiert.

In jeder Gemeinde gibt es eine *Milchgenossenschaft*, welcher praktisch alle Milchproduzenten angehören. Nur einige abgelegene Höfe bei Läuelfingen sind Einzelmitglieder des Milchverbandes. Diese Genossenschaften sind eindeutig wirtschaftlich orientiert. Wie ihr Name sagt, haben sie für den Absatz und die Verwertung der anfallenden Milchmenge zu sorgen. Zu diesem Zwecke besitzt jede Genossenschaft im Dorf eine Milchsammelstelle, die überall von einem Landwirt im Nebenamt betreut wird. Da der Ortsverkauf gering ist, wird der größte Teil des «weißen Stromes» zur Bahnstation gefahren und gelangt in das Konsumzentrum Basel.

Einen wichtigen Beitrag zur Geselligkeit — für manchen Landwirt überhaupt den einzigen — leistet der Milchzahlag. Jeden Monat treffen sich dabei die Mitglieder fast vollzählig und benützen die Gelegenheit zum Gedankenaustausch. In allen sechs Gemeinden ist es üblich geworden, jedes Jahr oder doch jedes zweite eine Genossenschaftsreise zu veranstalten. Wenn irgendwie möglich, macht sich dazu jeder Betriebsleiter frei; es werden auch die Frauen mitgenommen. Begeistert erzählen sie von ihren Fahrten, die meistens in die prächtige Bergwelt der Alpen führen. Das gibt Kitt unter der Bauernschaft.

Drei Viertel aller Landwirte sind Mitglieder der *landwirtschaftlichen Genossenschaft Homburgertal*. Ihr Einzugsgebiet umfaßt genau die sechs untersuchten Gemeinden. Aus zahlreichen Bemerkungen und im Blick auf den Umsatz müssen wir den Schluß ziehen, daß ihr Prestige etwas gelitten hat. Dafür wird von den Gewährspersonen in der Hauptsache der Verwalter verantwortlich gemacht.

Die Landwirte der Kirchgemeinden Rümlingen und Läuelfingen sind je zu einer *Viehversicherungskasse* zusammengeschlossen. Die Mitglieder der Rümlinger Kasse treffen sich jeden Winter fast vollzählig zur Jahresversammlung in Buckten. Nach dem geschäftlichen Teil hören sie das Referat eines Landwirtschaftslehrers über fachliche oder allgemeine Fragen. Jede Gemeinde delegiert zwei Vorstandsmitglieder, welche nach dem Vortrag mit dem Referenten zum Imbiß zusammensitzen. Die Organisation der Viehversicherung richtet sich nach einem kantonalen Reglement.

Etwas mehr als die Hälfte aller hauptberuflichen Landwirte sind Mitglieder einer *Viehzuchtgenossenschaft*. Sie verteilen sich auf drei Gruppen. In Läuelfingen und Umgebung haben sich 20 Fleckviehzüchter zusammengefunden. Aus den vorderen Gemeinden sind 14 Landwirte der Viehzuchtgenossenschaft Diegten angeschlossen. Erst seit wenigen Jahren besteht auch eine Braunviehzuchtgenossenschaft Homburgertal; ihre 26 Mitglieder verteilen sich auf alle sechs Gemeinden. Die Viehschau im Herbst ist für alle diese Viehzüchter immer ein großer Tag.

In Känerkinden und Läuelfingen wurden in den Zwanzigerjahren *Obstbauvereine* gegründet. Beide stellen den Landwirten eine Motorspritze im Lohn zur Verfügung. Daneben sind sie wenig aktiv, weil sich ihre Mitglieder auch regelmäßig in der Milchgenossenschaft treffen und dort über alle hängigen Fragen diskutieren können.

Die Arbeiterschaft hat sich einzig in Läuelfingen zu einer *Gewerkschaft* zusammengeschlossen. Es handelt sich um eine Sektion des Bau- und Holzarbeiterverbandes, in der vor allem die Belegschaft der Gips-Union vereinigt wird. Das *Gewerbe* ist auf lokaler Ebene überhaupt nicht organisiert.

Eine *Darlehenskasse* in Rümelingen zählt 24 Mitglieder und umfaßt Leute aus allen Ständen. Ihr Einzugsgebiet beschränkt sich auf die Gemeinde.

Nicht vergessen wollen wir die *Elektra* Wittinsburg. Sie hat die Form einer Genossenschaft und kauft den elektrischen Strom von der Elektra Baselland. Mitglieder sind alle Strombezüger des Dorfes. Die Dreschmaschine ist im Besitz dieser Genossenschaft, ebenso eine Brennholzfräse. Die Wittinsburger sind stolz auf ihre teilweise Eigenständigkeit in der Elektrizitätswirtschaft.

c) Die kirchlichen Gruppen

Innerhalb der beiden Kirchgemeinden Rümelingen und Läfelfingen gibt es drei organisierte Gruppen mit kirchlichem Einschlag. In Känerkinden ist der *Blaukreuzverein* der wichtigste Träger des kulturellen Lebens im Dorf. In der gleichen Gemeinde hat auch die *Chrischona-Gemeinschaft* ihr Versammlungslokal; die Anhänger kommen aus der näheren und weiteren Umgebung und sprengen den Rahmen des Untersuchungsgebietes. Der initiative Pfarrer von Rümelingen hat eine Gruppe der *Jungen Kirche* um sich geschart. Ueber die Tätigkeit dieser Gruppen berichten wir im Abschnitt «Schule und Kirche».

d) Die politischen Parteien

Eigentliche parteipolitische Gruppierungen gibt es nur in Läfelfingen. Der sozialistischen *Arbeiterunion* steht eine *bürgerliche Vereinigung* gegenüber, welche sich aus einer Bauern-, Gewerbe- und Bürgerfraktion und den Freisinnigen zusammensetzt. In Gemeindeangelegenheiten stoßen diese fast gleich starken Blöcke immer wieder heftig aufeinander. In der Kirchgemeinde Rümelingen gibt es unter den Bauern etwa zwei Dutzend eingeschriebene Mitglieder der Sektion Sissach der Baselbieter Bauernpartei.

3. Schule und Kirche

Man kann sich fragen, ob es richtig sei, im Titel die Schule vor der Kirche zu nennen. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, wie sehr diese beiden Institutionen in den letzten hundert Jahren ihre Rollen vertauscht haben. Das schon mehrfach zitierte «Volksleben» von Strübin (110) ist uns auch bei der Schilderung dieser Zusammenhänge ein wertvoller Helfer.

Durch Jahrhunderte war die Kirche geistiger und sozialer Mittelpunkt der Gemeinden. Das eher dürftige Leben erhielt seinen Sinn durch den christlichen Glauben, der wie ein festes Band alle Dorfgenossen umschlang. Ein Kennzeichen dieser «alten Zeit» war die *strenge Gottesdienstlichkeit*. Außer der Predigt am Sonntagmorgen, im Sommer um sieben Uhr, waren die Wochenpredigt am Dienstag früh und am Samstagabend die Gebetstunde zu besuchen. Noch 1790 konnte

einem Verächter des Abendmahles die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses angedroht werden. Die Bibelkenntnis war groß; viele Leute lebten geradezu in der Welt der Erzväter. Aus der Schrift holte man Erbauung und Belehrung zugleich. Die Reformatoren lehrten den Glauben als etwas Innerliches, Unsinnliches, das keiner Darstellung bedarf. Sie sind hierin «modern», sie haben das so folgenschwere, geradezu tragische Auseinanderbrechen von Gestalt und Geist durcherlebt. Diese Geistigkeit machte dem Volk Mühe. Der unanschauliche Gottesdienst verbreitete mit seinen zahlreichen und langen Predigten jahraus, jahrein eine zähe Langeweile.

Der *Niedergang des Volkscristentums* begann mit dem 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der Aufklärung. Die neue, vernunftgläubige Elite stand dem Volksglauben feindlich oder doch zumindest kühl gegenüber. Der liebe Gott wurde nur noch bemüht, um den Werken des Fortschrittes seinen Segen zu geben. Die Kirche selbst legte sich seit 1848 auf eine mittlere Linie fest und suchte allen Zank und Anstoß zu vermeiden; aber ihre Ruhe war eine Ruhe des Todes. Die Volksmassen wandten sich dem vorwärtsdrängenden Leben zu.

Von dieser Entwicklung blieb unser Untersuchungsgebiet nicht verschont. Wenn 10 % der erwachsenen Gemeindeglieder zum Gottesdienst erscheinen, wird das allgemein als guter Besuch betrachtet. «Alle hätten ja gar nicht Platz in der Kirche», wird etwa gesagt. Der Sonntag ist weniger kirchlicher Feiertag als allgemeiner Ruhe- und Ausspanntag. Im Sommer sind die Bauern überarbeitet und für den Kirchgang zu müde; die übrige Bevölkerung benützt das Wochenende für Ausflüge und Vergnügungsfahrten. Im Winter werden die Unterhaltungsabende gerne auf den Samstag festgelegt, damit man am Sonntagmorgen ungestört ausschlafen kann.

Weil aber «beim Volk von alters her die Religion das wesentliche Stück der Kultur ist» (Burckhardt 18, S. 42), bedeutet die Abkehr vom praktizierten Christentum eine schwere Erschütterung. Die politische Führung hielt darum als Ersatz die *allgemeine Volksbildung* bereit. Erziehung zur Freiheit wurde zum Lösungswort. Der Staat machte die Volksschule zum Mittelpunkt seiner Bildungsbestrebungen, und schon 1835 wurde im Kanton Baselland ein Volksschulgesetz angenommen, das eine reinliche Scheidung zwischen Kirche und Schule und die Volkswahl der Lehrer mit sich brachte. Der Erfolg blieb nicht aus. «Während 1837 geurteilt werden mußte: Die Mehrheit der Bewohner von Basel-Landschaft teilt seine Lebenszeit in Gebet, Arbeit und Saufen», heißt es später, das Volk habe dank den Schulen eine größere geistige Regsamkeit, mehr Anstand und Sitte gewonnen» (Strübin 110, S. 255).

Heute sind die Schulen aus dem oberen Homburgertal nicht mehr wegzudenken. Namentlich die kleinen Gemeinden sind stolz auf ihre eigenen Schulhäuser. In Häfelfingen, Wittinsburg und Känerkinden werden alle acht Klassen im gleichen Raum und vom gleichen Lehrer unterrichtet. Diese Gesamtschulen stellen große Anforderungen an das organisatorische Geschick des Schulmeisters; sie bieten anderseits viel mehr Abwechslung und Befriedigung als der Unterricht mit einer Einzelklasse. Davon sind jedenfalls die drei betroffenen Lehrer überzeugt. Rümelingen befindet sich zur Zeit im Uebergang zur Zweiklassenschule, weil der starke Bevölkerungszuwachs mehr Kinder ins Dorf gebracht hat. In Buckten wird seit Jahrzehnten in zwei Klassen unterrichtet, und in Läuelfingen sind vier

Gemeinde	Häfel- fingen	Wittins- burg	Käner- kinder	Rüm- lingen	Buckten	Läufel- fingen	Total
Einwohner	207	206	222	297	438	1179	2549
Volksschüler	28	29	25	36	55	172	345
Realschüler	1	6	2	6	3	27	45
Lehrkräfte	1	1	1	1	2	4	10

Tabelle 27: Die Schulstruktur in den sechs Gemeinden

Lehrkräfte (davon eine Lehrerin) beschäftigt, von denen jede über vierzig Schüler zu betreuen hat. Die Anstellung einer fünften Lehrkraft ist dringend, scheidert aber am Raummangel. Der Bau eines neuen Schulhauses ist gegenwärtig der wichtigste Gesprächsstoff in der Gemeinde.

Alle sechs Dorfschulen sind guten Händen anvertraut. Die *Lehrkräfte* sind eng mit der Bevölkerung verbunden. Dies ist umso erfreulicher, als nur zwei von ihnen im Untersuchungsgebiet aufgewachsen sind. Die Eigenart des Landlebens und die lokalen Verhältnisse bilden die Grundlage des Unterrichts. Unter den Lehrern finden wir einen Kirchgemeindepäsidenten, einen Gemeinderat, zwei Gemeindeschreiber und sechs Leiter von Gesang- oder Musikvereinen. Die Gemeindecronik von Läufelfingen ist auf Initiative eines Lehrers entstanden. So haben die Lehrer in allen Gemeinden bedeutende Aufgaben übernommen und leisten einen wichtigen Beitrag zur Dorfgemeinschaft. Wenn die Bevölkerung diese Tätigkeit auf kulturellem und kirchlichem Gebiet dankbar entgegennimmt, so wehrt sie sich hingegen, sobald die Lehrer auf die Gemeindepolitik Einfluß nehmen wollen. Das gilt besonders für Läufelfingen, wo die politischen Gegensätze am klarsten in Erscheinung treten.

Die begabteren Kinder besuchen nach dem fünften Schuljahr die *Realschule* in Sissach. Die einzelnen Gemeinden entsenden ganz verschiedene Anteile an den Bezirkshauptort. Für einzelne Eltern ist der weite und zum Teil komplizierte Schulweg ein Grund, die Kinder nicht an die höhere Schule zu schicken. Zur Zeit fahren 26 Knaben und 19 Mädchen nach Sissach in die Schule. Dabei gibt es eigentümliche Phasenverschiebungen, indem in der gleichen Gemeinde Perioden mit mehreren Realschülern abgelöst werden von Zeiten mit nur einem einzigen. Zwei Lehrer vertreten die Ansicht, es gebe im Dorf begabte und weniger begabte Familien und es komme darauf an, welche Gruppe gerade mehr schulpflichtige Kinder habe. Ein anderer Lehrer will deutliche Begabungsunterschiede zwischen einer Klasse im Untersuchungsgebiet und einer solchen von Sissach feststellen können. Vergleiche von Schulzeugnissen der Jahrgänge 1920—1939 in zwei Gemeinden weisen darauf hin, daß eher die Schüler mit den besseren Zeugnissen in andere Berufe abwandern. Unser Material reicht aber nicht aus, um zu dieser Frage in schlüssiger Weise Stellung zu nehmen.

Was die *Rolle der Kirche* betrifft, so glaubt der Pfarrer von Rümelingen, die Bauernfamilien seiner Kirchgemeinde grosso modo in vier Gruppen, die voneinander nicht scharf getrennt werden dürfen, einteilen zu können:

- a) Die vom Pietismus Herkommenden haben weitgehend ihre Frömmigkeit bewahrt. Sie lehnen grundsätzlich alles ab, was nach ihrer Meinung «von der Welt» ist. Im Untersuchungsgebiet gruppieren sie sich um den Blaukreuzverein in Känerkinden und die Chrischona-Gemeinschaft. Känerkinden soll früher ein großes Trinkerdorf gewesen sein; der genannte Verein ist als Reaktion darauf entstanden. Er hält im eigenen Lokal seine Versammlungen ab, hat die jungen Burschen zu einer Bläsergruppe vereinigt und lauscht gelegentlich dem eigenen gemischten Chor. Die Glieder der Chrischona-Gemeinschaft treffen sich in den Bauernhäusern zu Versammlungen und Bibelstunden.
- b) Der Hauptharst der Bevölkerung vertritt einen einfachen kirchlichen *Liberalismus*. Diese Leute besuchen wohl ab und zu den Gottesdienst, wollen aber ja nicht «fromm sein wie die Chrischona-Brüder», welche ihnen als «Stünder» gegen den Strich gehen. Praktisch leben sie nach den Leitsätzen «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott» oder «Tue recht und scheue niemand!» Die innere Beziehung zum Glauben ist abgebrochen, aber die äußere Form wird noch gewahrt. Familiensoziologisch gehören die Angehörigen dieser Gruppe zum Uebergangstyp. Markante Gestalten sind selten.
- c) Die *Gleichgültigen* kommen nicht mehr zur Kirche und leben ohne Gott. Diese Gruppe ist klein. Sie unterscheidet sich von der zweiten durch ihre konsequentere Haltung. Es findet sich in ihr sowohl der unentwegte Draufgänger wie der sein Schicksal beklagende Pessimist.
- d) Die kleinste Gruppe bilden die *Familien mit echtem Glauben*. Sie unterscheiden sich von den Pietisten — aus denen sie zum Teil hervorgegangen sind — durch einen weiteren Horizont, durch das Ernstnehmen der zwischenmenschlichen Beziehungen und ganz praktisch durch ihre Offenheit für die Fragen der modernen Lebens- und Betriebsführung. Sie stellen das positive Element unter der Bauernschaft des Untersuchungsgebietes dar. Diese Gruppe vergrößert sich in den letzten Jahren langsam, aber stetig.

Wie sehr das religiöse Erleben in die private Sphäre gedrängt wird, zeigt unsere Frage nach dem *Gebet* in den Bauernfamilien. In 78 % aller Bauernhäuser wurde oder wird mit den kleinen Kindern am Abend gebetet. Ein regelmäßiges Tischgebet wird dagegen nur noch in jeder vierten Familie gesprochen.

Weil die Bevölkerung in ihrer Mehrzahl dem Gottesdienst fern bleibt, treten die Kirchenpflegen von Rümlingen und Läuelfingen mit anderen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit. In allen sechs Gemeinden werden jeden Winter einige Vorträge über Lebensfragen und allgemein interessierende Probleme gehalten. Ab und zu werden auch Filme gezeigt. Diese Anlässe sind recht gut besucht.

Sehr aktiv ist die Junge Kirche von Rümlingen. Sie umfaßt Jugendliche aus allen Schichten und aus allen fünf Dörfern der Kirchgemeinde. Auf ihrem Programm stehen u. a. Besuche in den Theatern, Konzertsälen und Kinos von Basel, Liestal und Sissach. Die jungen Leute werden bewußt mit neuzeitlichen Strömungen konfrontiert und weiten so ihren Horizont. Die Gruppe reist jedes Jahr ins Ausland und weilte kürzlich während einer Woche in Rom. Der Pfarrer hofft mit Recht, durch diese Jugendgruppe zu wertvollen Mitarbeitern in der Gemeinde zu kommen. Die Mehrzahl der Bevölkerung ist allerdings der Ansicht, das Treiben der Jungen sei zu modern.

4. Das Verhältnis zur Gemeinde

a) *Gemeinschaftliche Grundzüge*

Der größte Teil der Bevölkerung ist in einer der sechs Gemeinden geboren, und innerhalb eines Dorfes kennt jeder jeden persönlich. Darum gelten für alle die gleichen *Normen des Verhaltens*. Die fast automatisch spielende soziale Kontrolle verlangt von allen die Einordnung in das Gefüge der Dorfgemeinschaft und den pflichtbewußten Einsatz im Beruf. Der Fleiß ist allen Gemeinden — wie in der Schweiz überhaupt — eine sehr hoch bewertete Tugend. Dabei steht nach der landläufigen Auffassung die harte körperliche Arbeit im Vordergrund. Wer mit seinem Verhalten den gewohnten Rahmen sprengt, fällt sofort auf und muß damit rechnen, ein Opfer des Dorfklotsches zu werden.

Dem gemeinschaftlichen Aufbau des Sozialgefüges entspricht die *geringe Bedeutung der politischen Gruppierungen*. Eigentliche Parteien gibt es wie gesagt nur in Läfelfingen. Aber auch dort werden ihre Parolen nicht in jedem Fall als bindend betrachtet. Immerhin ist durch die Arbeiterschaft ein neues Element in die Dörfer gekommen, und es ist zu fragen, ob und wie weit sich ihr Einfluß heute geltend macht.

In Häfelfingen und Wittinsburg ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch am lebendigsten. Die meisten Arbeiter sind mit den Bauernfamilien verwandt; ihr politischer Einfluß ist gering. In Känerkinden wird nicht nach Berufsständen geschieden; maßgebend ist dort, ob man zum Blaukreuz gehört oder nicht. In Rümlingen haben die in den letzten Jahren Zugezogenen etwas Mühe, mit den Eingessenen in Kontakt zu kommen. Den Bauern bringt man Wohlwollen entgegen, weil sie eine Minderheit sind und auf dem Mättenberg ihr vom Dorf wenig abhängiges Leben führen. Zu echten Auseinandersetzungen zwischen Bauern und Arbeitern kommt es in Buckten und Läfelfingen. Aber auch dort sind die Gegensätze nicht so schroff, daß man sich nicht wieder in Vereinen und Wirtschaftshäusern zusammenfinden könnte.

Viel von der lebendigen Verbundenheit wird sichtbar bei den *Beerdigungen*. Sie sind in den kleinen Gemeinden ein Ereignis; aus jeder Familie geben eine oder mehrere Personen dem Toten das letzte Geleite. Der gemeinsame Friedhof der fünf vorderen Gemeinden trägt viel bei zum Zusammenhalt innerhalb der Kirchgemeinde Rümlingen.

Aber auch neuere Bestrebungen führen die Bevölkerung zusammen. So wurden in den letzten Jahren in allen sechs Gemeinden neue *gemeinschaftliche Gefrieranlagen erstellt*. Sie sind entweder durch die örtliche Milchgenossenschaft oder die Einwohnergemeinde ins Leben gerufen worden.

b) *Die Führungskräfte*

Jedes Gemeinwesen braucht Persönlichkeiten oder Organisationen, welche durch ihren besonderen Einsatz jene Leistungen vollbringen, deren es bedarf, um als soziales Gebilde bestehen und überleben zu können. Diese Führungskräfte können auf politischem, wirtschaftlichem oder kulturellem Gebiet wirksam sein.

Noch vor einer Generation besaßen die Pfarrer das größte Ansehen im Dorf

und übten einen entsprechenden Einfluß aus. Seither ist ihre Bedeutung zurückgegangen. Träger des kulturellen Lebens sind die Lehrer und unter deren Leitung die geselligen Vereine. Daneben wird die Abhängigkeit von der Massenkultur, welche durch verschiedenste Kanäle in die Dörfer strömt, immer stärker.

Einen guten Einblick in die politischen Führungsverhältnisse ergibt die *Zusammensetzung der Gemeinderäte*. Weil die fünf kleinen Gemeinden je drei und Läuelfingen fünf Männer in die höchste lokale Behörde wählen können, ergibt sich eine Gesamtzahl von zwanzig Gemeinderäten. Darunter befinden sich zehn Landwirte, sieben Arbeiter, zwei selbständige Handwerker und ein Lehrer. Da die Bauernfamilien 25 % der Bevölkerung ausmachen, sind sie in einer erstaunlichen Weise übervertreten. Das beweist zunächst, daß sich die Bauern sehr aktiv in die Gemeindepolitik einschalten. Darüber hinaus verdanken sie ihren Erfolg dem gemeinschaftlich-traditionalen Grundzug in allen sechs Gemeinden. Sie stellen seit dem Selbständigwerden der Gemeinden die politische Führungsschicht und haben dank ihren verwandtschaftlichen Beziehungen ihre Stellung bis heute behaupten können. In den meisten Fällen waren sie auch in der Lage, den Wählern fähige Kandidaten zu präsentieren. Von einem Rückzug der alten Führungsschicht, wie er in deutschen Untersuchungen wiederholt festgestellt wurde, ist im Untersuchungsgebiet nichts zu bemerken.

In *Häufelingen* ist der Präsident zur Zeit der einzige Landwirt im Gemeinderat. Neben ihm sitzen ein Arbeiter und der Lehrer. Vor diesen drei Männern haben während Jahrzehnten zwei Familien das Gemeindeleben eindeutig dominiert; die eine spielt auch jetzt noch eine führende Rolle. Die übrigen Einwohner haben sich in dieser Zeit an eine passive Rolle gewöhnt und schalten sich selten ein. In *Wittinsburg* sind alle drei Gemeinderäte auch führende Landwirte im Dorf. Die Aspirationen einiger Arbeiter werden weniger ernst genommen als eine oppositionelle Gruppe innerhalb der Bauernschaft. Eine wichtige Rolle spielt der Lehrer; er wirkt schon 35 Jahre als Gemeindeschreiber und kennt seine «Pappenheimer» genau. In *Känerkinden* ist der Präsident ein selbständiger Handwerker. Es stehen ihm zwei bäuerliche Gemeinderäte zur Seite. Dank seiner starken Persönlichkeit und seinem Geschick vermag er die Spannungen zwischen der Blaukreuzgruppe und ihren Gegnern immer wieder auszugleichen. In *Rümlingen* und *Buckten* ist keine starke politische Führung vorhanden. Die wesentlichen Triebkräfte gehen von Personen aus, die den Behörden nicht angehören. In *Rümlingen* handelt es sich um einen Unternehmer, der über 70 Personen beschäftigt und dem das Dorf seine Wiederbelebung in den letzten 15 Jahren verdankt. In *Buckten* scheinen sich die fähigen Köpfe stark im Hintergrund zu halten; man bekommt dort den Eindruck einer gewissen Stagnation. In *Läuelfingen* steht dem bäuerlichen Präsidenten ein weiterer Landwirt zur Seite. Ihnen sitzen zwei Arbeiter gegenüber, und ein Bauunternehmer bildet das Zünglein an der Waage. Führender Kopf der Arbeiterschaft ist der Pfarrer; er gehört dem Landrat an und legt sich in Gemeindeangelegenheiten bewußt Zurückhaltung auf. *Läuelfingen* ist ein Beispiel für die Bedeutung der Sippen in der Gemeindepolitik. Bei kantonalen und eidgenössischen Wahlen ergibt sich regelmäßig eine sozialistische Mehrheit. Aber in der Gemeinde dringen die Arbeiter nie durch, weil die führenden Bauern- und Bürgerfamilien dank ihren verwandtschaftlichen Beziehungen den Ausschlag zu ihren Gunsten herbeiführen können.

c) Die Beteiligung an der Gemeindepolitik

In Wittinsburg haben sich bei den letzten *Gemeinderatswahlen* von 71 Stimmberechtigten 64 an die Urne begeben; das entspricht einer Beteiligung von 90 %. Ähnliche Zahlen haben wir in den anderen Gemeinden registriert, und selbst in schon etwas größeren Läuelfingen sinkt die Stimmbeteiligung nie unter 75 %.

Auch die *Gemeindeversammlungen* sind gut besucht, wobei allerdings die Wichtigkeit der Verhandlungsgegenstände eine große Rolle zu spielen vermag. Besonders zahlreich erscheinen die Bauern, von denen jeder zweite regelmäßig teilnimmt. Unserer Befragung zufolge wird das als eine Selbstverständlichkeit betrachtet. «Man muß doch wissen, was geht», lautet eine häufige Bemerkung. Die Gewährspersonen aller sechs Gemeinden sind einhellig der Meinung, die Bauern seien von allen Berufsgruppen am stärksten vertreten.

Fast ebenso klar wird zum Ausdruck gebracht, daß an diesen Versammlungen nur einige wenige als Redner auftreten. Die meisten beschränken sich auf das aufmerksame Zuhören und auf ihr Ja oder Nein bei den Entscheidungen. «Es reden immer die Gleichen», hieß es darum immer wieder. Das ist aber nicht nur bei den Bauern so; auch die Gegenseite schickt ihre geübten Sprecher immer wieder ins Feuer. Es war bei unserer Befragung auffallend, wie in jeder Gemeinde die Bauern fast einheitlich den gleichen Arbeiter oder Angestellten als ihren politischen Erzfeind hinstellten. Die nähere Prüfung ergab dann, daß es sich nicht um einen extremen «Bauernfresser», sondern einfach um den Hauptredner der Opposition an den Gemeindeversammlungen handelt.

Das führt uns zur Frage, wo sich denn die *Gegensätze zwischen Arbeitern und Bauern* in der Gemeindepolitik äußern. Im Grunde handelt es sich in allen sechs Gemeinden um ein Ringen um die Vorherrschaft. In den kleinen Hochflächen-Gemeinden konnten die Bauern bis jetzt ohne große Mühe das Ruder in den Händen behalten. In Läuelfingen haben sie sich mit den Freisinnigen zusammengetan und vermögen so als bürgerliche Vereinigung knapp zu dominieren. Diese fast gleiche Stärke der beiden Gruppen führt zu den regelmäßig hohen Stimmbeteiligungen in Läuelfingen. In Buckten und Rümlingen sind die Bauern in die Minderheit geraten. Das will man besonders in Buckten noch nicht zur Kenntnis nehmen, und die Bauern opponieren bei jeder Gelegenheit.

Der Hauptvorwurf der Arbeiter an die Bauern ist die Behauptung, diese bezahlten viel zu wenig Steuern, weil sie zu kleine Einkommen deklarierten. Viel Zündstoff entsteht auch aus dem falschen Vergleich der gegenseitig zuwenig gut bekannten Arbeitsbedingungen. Viele Bauern verachten die Arbeiter, andere wieder beneiden sie. Umgekehrt gibt es bornierte Arbeiter, die äußerst geringschätzig von den Bauern sprechen. Es ist uns ein Arbeiter bekannt, der sich aus Standesdünkel mit aller Kraft gegen die Heirat seiner Tochter mit einem tüchtigen und rechtschaffenen Bauernsohn wehrt.

Im allgemeinen wird aber nicht so viel Geschirr zerschlagen, daß sich die Gegner nicht wieder in der Verwandtschaft und den Vereinen zusammenfinden würden. Jede Gemeinde kann auf Werke hinweisen, die nur dank der Zusammenarbeit aller Gruppen verwirklicht werden konnten. Beispiele sind die neue Turnhalle in Buckten, das neue Gemeindehaus in Läuelfingen, die Kanalisationen in

Känerkinder und Wittinsburg. Zur Zeit wird in Läfelfingen unter der regen Anteilnahme der ganzen Bevölkerung ein neues Schulhaus geplant.

d) *Die Rolle der Wirtshäuser*

Die Wirtshäuser sind die Treffpunkte der Männer. Sie finden sich dort am Feierabend zusammen, um zu plaudern und ein Schöppllein zu trinken. In jedem Dorf sind die Gepflogenheiten etwas verschieden. Sie hängen von der Lage des Wirtshauses und von der Person des Wirtes ab. Die drei Gaststuben von Häfelfingen und Wittinsburg werden von Landwirten in Nebenerwerb geführt. Der zugezogene Wirt von Häfelfingen hat durch seine etwas rauhe Art eine Reihe von Dorfgenossen vertrieben. Die Gewährspersonen betrachten das als einen Nachteil für die Dorfgemeinschaft. Die beiden Wirte von Wittinsburg sind im Dorf geboren; die Gäste fühlen sich wohl in ihren Stuben, die mit den Gaststätten moderner Prägung nichts gemein haben. In der strengen Sommerzeit kehrt praktisch überhaupt niemand ein, und auch im Winter ist meistens gegen elf Uhr abends der letzte Gast heimgekehrt. Wirten ist weniger ein Geschäft als ein Dienst an der Gemeinschaft. Neuerdings hat einer der beiden Wirte in einem Nebenraum einen Fernsehapparat aufgestellt; er bedeutet besonders für die junge Generation einen Anziehungspunkt. In Känerkinder sind erst kürzlich zwei neue Wirte zugezogen. Sie kümmern sich beide nicht stark um den Kontakt mit der Dorfbevölkerung, von der ja alle Mitglieder des Blauen Kreuzes als Kunden kaum in Frage kommen. Mehrmals wurde uns gesagt, es verkehren hauptsächlich «Auswärtige» in den beiden Wirtschaften. Auch in den Talgemeinden gibt es Lokale, die vor allem vom regen Durchgangsverkehr profitieren. So gibt es in Rümelingen eine Gaststätte, die von vielen Lastwagenchauffeuren regelmäßig besucht wird.

In Buckten können die Gäste zwischen dem ausgesprochen seriösen «Mond» und der etwas lebhafteren «Sonne» wählen. In ähnlicher Weise gibt es Abstufungen in Läfelfingen. Sie reichen von der «Italienerbeiz» über das von den Arbeitern bevorzugte Lokal bis hin zum «gut bürgerlichen» Gasthaus mit betont gepflegtem Rahmen. In zwei Wirtshäusern sind die Uebergänge fließend und man trifft dort Leute aus allen Kreisen. Die Bauern sind am ehesten im «Rosengarten» zu finden.

Die meisten Vorstandssitzungen und kleineren Versammlungen finden in einem Wirtshaus statt. Ebenso sind die Vereine für ihre Anlässe auf die Wirtschaften mit Saal angewiesen, wenn nicht — wie neuerdings in Buckten — eine dazu geeignete Turnhalle zur Verfügung steht. Auch die von der Jungmannschaft begeistert begrüßten Tanzsonntage werden von den Wirten organisiert und durchgeführt. Schließlich ist es in den meisten Vereinen üblich, nach der Probe noch einzukehren. Dabei wird in der Regel zwischen den vorhandenen Wirtshäusern abgewechselt. Man genießt einen Schlummertrunk und plaudert dazu, oder es wird ein Jaß geklopft. So sind die Wirtshäuser wichtige Zentren der dörflichen Geselligkeit.

Darüber hinaus tragen sie bei zur Meinungsbildung. Schon mancher politische Entscheid ist im zwanglosen Gespräch am Wirtstisch herangereift. Besonders

in den beiden größeren Gemeinden finden sich einige führende Persönlichkeiten regelmäßig zu einer festgesetzten Zeit in «ihrem» Lokal zusammen, um den Abendschoppen zu trinken. Das mag weniger auf einer bewußten Absicht als auf dem gewohnten «Tramp» beruhen. Aber unsere Gewährsperson hat doch recht, wenn sie sagt: «Hier fühlt man den Pulsschlag des Dorflebens.» So leisten die Wirtshäuser einen großen, und in den meisten Fällen auch einen positiven Beitrag zur Dorfgemeinschaft.

e) *Die Gemeinde als Heimat*

Der ländliche Mensch formt seine Ansichten aus der eigenen Lage heraus. Für ihn ist nur wirklich, was sicht- und greifbar vor seinen Augen steht. Alles Fremde und Ferne betrachtet er mit einer gewissen Skepsis. Ein sehr wichtiger Wertmaßstab ist für ihn der Besitz von eigenem Grund und Boden. Das gilt im Untersuchungsgebiet weit über den Bauernstand hinaus. Nur aus dieser Einstellung heraus wird verständlich, warum soviele Pendelwanderer ihren Wohnsitz in einer der sechs Gemeinden beibehalten. Sie sind fast alle in den letzten zwei Generationen aus den Bauernfamilien herausgewachsen, besitzen meistens ihr eigenes Haus und zeichnen sich durch eine große *Selbsthaftigkeit* aus. Sie nehmen die Mühe des täglichen Hin- und Zurückpendelns auf sich, um die Vorzüge der nachbarlich-heimatlichen Eingliederung zu genießen. Die Bedeutung der Gemeinde als Heimat äußert sich auch in der Existenz der *Bürgergemeinden*, die in allen sechs Dörfern neben der heute maßgebenden Einwohnergemeinde gewisse Aufgaben zu erfüllen haben. Diese Bürgergemeinden sind im Besitze des Gemeindefeldes, es obliegt ihnen die Unterstützung der verarmten Bürger und sie haben über die Einbürgerungsgesuche zu befinden. Häfelfingen und Buckten wählen ihren besonderen Bürgerrat, während in den vier andern Gemeinden der Gemeinderat auch die Anliegen der Bürgergemeinde betreut. Nun ist auffallend, wie trotz der kleinen Anteile von Bürgern in Wittinsburg alle drei und in Läuelfingen vier von fünf Gemeinderäten alteingesessene Ortsbürger sind. Wenn auch die Bürgergemeinden im allgemeinen wenig aktiv sind, so tragen doch einige Bürger einen besonderen Dorfstolz zur Schau, der sich — unseren Gewährspersonen zufolge — bis zur Einbildung steigern kann. Offene Gegensätze zwischen Bürgern und Zugezogenen sind in keiner Gemeinde anzutreffen.

Was an Kritik gegen die Gemeinde als Heimat vorgebracht wird, betrifft vor allem die *räumliche und geistige Enge*. Der enge Raum führt zu Reibungsflächen in der täglichen Arbeit, und besonders die Baufragen geben zu ernsthaften Auseinandersetzungen Anlaß. Am Uebergang von der räumlichen zur geistigen Enge liegt das kaum vermeidbare Dorfgeschwätz. Daneben findet vor allem die junge Generation, im Dorf sei «einfach nichts los». Es wird etwa geredet von den «ungebildeten und ungehobelten Alten», die nichts als ihre Arbeit im Kopfe haben. Die Jugend versucht, durch zahlreiche Vergnügungsfahrten in die nähere und weitere Umgebung auf ihre Rechnung zu kommen. Aber auch sie kehrt immer wieder gern auf das Festland der Heimat zurück, wo sie sich aller Kritik zum Trotz geborgen fühlt.

B. Der Kontakt mit der Außenwelt

1. Die Rolle der Kommunikationsmittel

Im zweiten Teil haben wir beschrieben, wie seit Jahrhunderten eine *wichtige Verkehrsader* durch das Homburgertal führt. Sie schuf früher vor allem in Buckten zahlreiche Arbeitsplätze. Seit sich aber die Verkehrsmittel immer schneller fortbewegen, wird im Untersuchungsgebiet kaum mehr Halt gemacht. Die vorbeirasenden Autos bedeuten viel eher eine Gefährdung der Anwohner als eine Erwerbsquelle. Immerhin erfordert die große Verkehrsdichte vom Staat einen zeitgemäßen Ausbau der Straße; das ist ein Vorteil, den auch die einheimischen Autofahrer zu schätzen wissen.

Mit der vor rund hundert Jahren gebauten *Eisenbahnlinie* hat das Untersuchungsgebiet auch nicht lauter gute Erfahrungen gemacht. Läufe fingen verdankt ihr zwar den Aufbau seiner industriellen Betriebe. Im Jahre 1959 sind dort Güter im Gewicht von 54 061 Tonnen ein- und ausgeladen worden. Im gleichen Jahr wurden 32 526 Billette und 3157 Abonnemente am Bahnschalter von Läufe fingen bezogen. Aber mit dem Bau des Basistunnels bei Tecknau ist die Bahn durch das Homburgertal doch zu einer Nebenlinie geworden. An einem Werktag verkehren in beiden Richtungen je zwölf Züge. Zwischen 13 und 15 Uhr fährt jedoch überhaupt kein Zug, was besonders den Hausfrauen gar nicht genehm ist. Ebenso fehlen die späten Züge am Abend. An den Werktagen — ohne Samstag — verlassen die letzten beiden Züge um 21.09 Olten und um 21.50 Sissach. Darum bezeichnet es die Gemeindechronik von Läufe fingen als ein «brennendes Problem, daß neben guten Straßenverbindungen der Fahrplan der SBB zeitgemäß gestaltet wird. Wir müssen unbedingt darauf tendieren, daß die Spätverbindungen besser werden, um dem Nichtautofahrer zu ermöglichen, nach Feierabend ins Kino und Theater zu gehen oder Vorträge zu besuchen.»

Mit dieser Feststellung ist indirekt die Einsicht verbunden, daß das Dorf die geselligen Ansprüche seiner Einwohner nicht restlos zu befriedigen vermag. Der Hang, einen Teil der freien Abende auswärts zu verbringen, nimmt eher zu. Er wird durch die große *Verbreitung der Motorfahrzeuge* erleichtert und gefördert. Eine Auszählung im August 1961 ergab das Vorhandensein von 188 Personenautos und Jeeps; davon befanden sich 22 % im Besitze von Landwirten. Damit verfügt jeder dritte Landwirt über die Möglichkeit des motorisierten Personentransportes. An den 69 Motorrädern und Rollern sind die Bauernfamilien mit 18 Stück (26 %) beteiligt. Daraus geht hervor, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung ziemlich genau gemäß ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung unter den Haltern von Motorfahrzeugen vertreten ist.

Die *Wirkung der privaten Motorisierung* auf das Leben in den Gemeinden wird von den Gewährspersonen verschieden beurteilt. Beklagt wird die Entwicklung von den Vereinsvorständen, weil es immer schwieriger wird, einen Grundstock von Mitgliedern zu regelmäßigen Proben zusammenzubringen. Das bisher übliche Vereinswesen ist heute einer harten Bewährungsprobe ausgesetzt und kann sich auf die Dauer nur halten, wo eine fähige Leitung die Mitglieder zu begeistern und zu guten Leistungen anzuspornen vermag. Positiv wirkt sich das Motorfahrzeug für die Bewohner von abgelegenen Höfen aus; es erschließt die Mög-

lichkeit, an den Veranstaltungen im Dorf und in der weiteren Umgebung häufiger teilzunehmen. Verschiedene Gewährspersonen sind auch der Meinung, durch die vermehrten Reise- und Kontaktmöglichkeiten sei der «Knorzgeist» in den Dörfern zurückgebildet worden. Er habe einem offeneren und objektiveren Verhältnis unter den Dorfgenossen Platz gemacht.

Aber nicht nur Bahn und Straße erschließen neue Kontakte mit der Außenwelt. Von den 112 Bauernfamilien hören 102 jeden Tag ihren *Radio*. Mit ihm drängt sich das ganze Weltgeschehen in den Familienkreis hinein. Die Programme haben jedem etwas zu bieten und enthalten darum ein erstaunliches Kunterbunt. Zum Glück weiß man in vielen Bauernfamilien noch, daß der Apparat einen Knopf hat, mit dem die «Berieselungsanlage» abgestellt werden kann. Fast in jedem Haus werden der Wetterbericht und die Nachrichten gehört. Daneben sind bevorzugte Sendungen: die volkstümlichen Konzerte, die halbe Stunde für das Land am Sonntagnachmittag, das Echo der Zeit und Bunte Abende mit ländlichem Einschlag. Ebenfalls beliebt sind die Dialekthörspiele.

Bis zum Herbst 1961 ist in sechs Bauernstuben das *Fernsehen* eingerichtet worden. Es wirkt noch nachhaltiger auf den Menschen, weil es ihm das ganze Treiben auf der Welt visuell darbietet. Man mag für oder gegen das Fernsehen eingestellt sein, einen positiven Einfluß auf die Einteilung der Arbeiten scheint es da und dort zu haben. So hat eine Bäuerin geäußert: «Seit wir diesen Kasten in der Stube haben, sind die Männer imstande, regelmäßig um sieben Uhr Feierabend zu machen!» Die starke Verbreitung des Radios und das langsame Aufkommen der Fernsehapparate zeigt, wie dicht sich das Netz der modernen Massenkommunikationsmittel auch über die Bauernhäuser spannt. In der gleichen Richtung weist die Tatsache, daß von den 112 Betriebsleitern nur 14 überhaupt noch nie in einem *Kino* sassen. Es gibt allerdings Bauern, die erst einen oder zwei Filme gesehen haben; aber bei jedem dritten gehört der gelegentliche Kinobesuch zum normalen Winterprogramm.

Schließlich wird in jedem Bauernhaus neben den früher erwähnten Fachschriften mindestens eine *Tageszeitung* gelesen. Dazu kommt in 85 % der Familien ein illustriertes Unterhaltungsblatt, das sich bei den Frauen ganz besonderer Beliebtheit erfreut. Zum Lesen von Büchern reicht die Zeit in den meisten Fällen nicht aus. Es gibt Betriebsleiter, die seit Jahrzehnten kein Buch mehr gelesen haben.

Betrachten wir noch die *Stellung der Jugend* in dieser Situation. Ist sie gewillt, den kleinen Gemeinden treu zu bleiben, oder wandert sie ab? Im zweiten Teil unserer Arbeit haben wir nachgewiesen, daß die Hälfte des bäuerlichen Nachwuchses nach Schulaustritt der Landarbeit den Rücken kehrt. Diese Jugend in nichtbäuerlichen Berufen hat die stärkste Tendenz, das heimatliche Dorf endgültig zu verlassen. Dafür sind neben der größeren Weltoffenheit unserer Zeit vor allem zwei Einflüsse verantwortlich, die sich in ihren Wirkungen überlagern. Wir meinen die *Realschule in Sissach* und das *Lehrlingswesen*. Wer die Realschule besucht, scheidet nicht nur äußerlich und täglich aus der Dorfgemeinschaft aus; er ist auch sonst etwas besonderes und darum für einen gelernten oder höheren Beruf bestimmt. Die Lehrer an der Realschule nehmen auf die heimatkundlichen Belange wenig und auf die Anliegen des Bauernstandes keine Rücksicht. Nicht umsonst stellen die Realschüler auf den Schülerlisten der landwirtschaftlichen

Schule eine kleine Minderheit dar. Weil die meisten Realschüler nach Schulaustritt eine Lehre absolvieren oder eine höhere Lehranstalt besuchen, wird die Bindung an das Dorf abermals gelöst. Denn die Fabrik- und Gewerbebetriebe des Untersuchungsgebietes sind nicht in der Lage, die gewünschten Lehrstellen zur Verfügung zu halten. So pendeln die meisten Lehrlinge täglich nach Olten, Sissach, Gelterkinden oder Liestal. Sie passen sich rasch den dortigen Lebensgewohnheiten an und neigen dazu, auch ihre geselligen und kulturellen Bedürfnisse am Arbeitsort zu befriedigen. Und wer während drei bis vier Jahren als Realschüler und dann während vier Jahren als Lehrling sein Dorf täglich verlassen hat, dem fällt der endgültige Abschied nicht besonders schwer. «Wer von unserem Dorf eine Lehre gemacht hat, zieht aus», sagte eine Gewährsperson in Häfelfingen. Das bedeutet für die Dörfer einen empfindlichen Substanzverlust, und es stellt sich die Frage, ob das stark zentralisierte System der Realschulen im obern Teil des Kantons nicht das Verschwinden von fähigen jungen Köpfen aus den kleinen Gemeinden fördert.

2. Die wirtschaftlichen Beziehungen

Seit dem Aufkommen der Marktwirtschaft sind die sechs Gemeinden des obern Homburgertales zunehmend auf wirtschaftliche Beziehungen mit der Aussenwelt angewiesen. Traditioneller *Markort* ist das über 4000 Einwohner zählende Sissach. Es gibt kaum eine Bauernfamilie, die am großen Herbstmarkt nicht vertreten ist. Je mehr die wirtschaftliche Bedeutung dieses Tages abnimmt, umso wichtiger wird seine gesellschaftliche Aufgabe. Allen andern Möglichkeiten des Handels zum Trotz ist nämlich der Herbstmarkt ausserordentlich gut besucht. Es trifft sich die ganze landwirtschaftliche Bevölkerung des oberen Baselbietes. Die Rheinfelderstrasse ist am Vormittag förmlich mit Bauern vollgestopft. Der Rindvieh- und der Schweinemarkt nehmen dort ihre traditionellen Plätze ein. Dazu gesellt sich weiter hinten der immer mehr Raum beanspruchende Landmaschinenhandel. Jung und alt bestaunen die neuesten Modelle, und die kleinen Knirpse sitzen ebenso stolz auf den Traktoren, wie sie früher auf dem braven Freiburger sass. In den Gasthäusern werden alte Bekannte begrüßt, man bespricht berufliche Fragen und tauscht andere Neuigkeiten aus. So ist der Sissacher Herbstmarkt auch heute ein wichtiger Tag im Leben der Bauernfamilien unseres Untersuchungsgebietes.

Unsere Befragung ergab auch wichtige Anhaltspunkte über die *Einkaufsgewohnheiten der Bevölkerung*. In den Dorfläden wird nur der Bedarf an Lebensmitteln und Spezereien gedeckt. Schuhe, Kleider und Haushaltsgegenstände werden in Sissach, Gelterkinden oder Olten gekauft. Für die Abwicklung der Bankgeschäfte wird Sissach bevorzugt; dort befindet sich auch die Bezirksschreiberei, welche die meisten Handänderungen vornimmt. In Krankheitsfällen steht in Läfelfingen ein Arzt zur Verfügung; die nächsten Zahnärzte, Drogerien und Apotheken müssen jedoch in Sissach oder Olten aufgesucht werden. Das Kantonsspital in Liestal dient dem ganzen oberen Baselbiet.

Im *landwirtschaftlichen Handel* werden beim Ankauf von Dünger, Futtermitteln und Saatgut die landwirtschaftliche Genossenschaft und private Firmen etwa zu gleichen Teilen berücksichtigt. Gleiches gilt für den Absatz des Obstes

und der Kartoffeln. Bei den Landmaschinen und beim Viehhandel sind keine bestimmten Schwerpunkte festzustellen. Die persönlichen Beziehungen und Bindungen lassen alle möglichen Varianten zu.

Die neuen Möglichkeiten der Technik und der Betriebsorganisation zwingen die Landwirte dazu, sich immer mehr der Vorausleistungen anderer Wirtschaftszweige zu bedienen und in die *arbeitsteilige Wirtschaft* hineinzuwachsen. In gleicher Weise übernehmen die gewerblichen Betriebe einen wachsenden Teil der Verwertung landwirtschaftlicher Produkte. Die Amerikaner haben in diesem Sinn den Ausdruck «agribusineß» geprägt. Sie fassen darin alles zusammen, was irgendwie zur landwirtschaftlichen Erzeugung beiträgt — von der Traktorenfabrik bis hin zur Nahrungsmittelindustrie. Howald (47) hat nachgewiesen, daß auch in der Schweiz der Anteil der eigentlichen Produktion am «agribusineß» ständig zurückgeht. Wohl bleibt die Produktion als Grundlage unentbehrlich, aber es vollzieht sich eine zunehmende Auslagerung von Arbeit in andere Wirtschaftszweige. In dieser Entwicklung nehmen die landwirtschaftlichen Genossenschaften eine zentrale Stellung ein.

Hier ist der Hinweis angebracht, wie wenig der *Genossenschaftsgedanke* in seiner ursprünglichen Form lebendig ist. Der Bauer sieht in der auf höherer Ebene organisierten Genossenschaft ein Unternehmen wie jedes andere und tritt nur mit ihr in Verbindung, wenn damit ein einleuchtender wirtschaftlicher Vorteil verbunden ist. Ein echtes Zusammengehörigkeitsgefühl kommt im heutigen Genossenschaftswesen nicht zum Ausdruck. Die großen Verbände führen zu einer Versachlichung der Beziehungen. Das gilt weit über den Bauernstand hinaus und praktisch für jede Wirtschaftsgruppe. Die über 1300 gesamtschweizerischen *Wirtschaftsverbände* zeigen, bis zu welchem Grad unser Land in dieser Hinsicht durchorganisiert ist. Wir bestreiten nicht die Notwendigkeit derartiger Zusammenschlüsse in unserer Gesellschaftsordnung. Aber wir dürfen es auch nicht unterlassen, auf ihre Schwächen und Gefahren hinzuweisen. Sie liegen einmal auf der organisatorischen Ebene, indem die führenden Funktionäre und die Mitglieder äußerlich — und oft auch innerlich — immer mehr auseinanderwachsen. Dann haben sie die Tendenz, das Wirtschaftsdenken in den Mittelpunkt des Lebens zu rücken und alle Probleme von dieser Warte aus zu beurteilen. Das muß immer wieder zu engen und einseitigen Standpunkten führen. Schließlich wird das Gespräch zwischen den Gruppen erschwert; jeder verschanzt sich hinter den Argumenten seiner Interessengemeinschaft.

3. Das Verhältnis zum Staat

Das Verhältnis der Bewohner des Untersuchungsgebietes zum Staat ist nur aus der geschichtlichen Situation zu verstehen. Vor 1798 lebten die Baselbieter als Untertanen der Herren von Basel. Diese Abhängigkeit wurde von der Kirche sanktioniert, indem sie die städtische Obrigkeit als Dienerin Gottes darstellte. Die Macht des Staates wurde anschaulich verkörpert durch die Landvögte, welche von den Schlössern Farnsburg und Homburg aus ihre Ämter regierten. Auch die Pflichten der Untertanen hatten mit dem Frondienst, den Zehnten und Bodenzinsen ihre konkrete Gestalt.

Die Französische Revolution und das durch sie verbreitete Gedankengut erschütterten das Verhältnis zwischen der regierenden Stadt und den Landbewohnern. 1833 kam es zum endgültigen Bruch zwischen den beiden Teilen und es entstand der selbständige Kanton Basel-Landschaft. An ihm hängt die Mehrzahl der Oberbaselbieter mit Leib und Seele. Der heutige Kampf gegen die Wiedervereinigung der beiden Halbkantone hat seine tiefsten Wurzeln im Gedanken, es könnte wieder ein modernisiertes Untertanenverhältnis entstehen.

Es gilt aber, zwischen dem Kanton als Heimat und dem Staat als Verwaltungsapparat zu unterscheiden. So sehr sich die Bürger für den ersteren einsetzen, so wenig können sie mit dem letzteren anfangen. Der moderne Staat hat seine frühere Anschaulichkeit eingebüßt. An die Stelle der Beziehung von Mensch zu Mensch ist der amtliche Verkehr zwischen dem Bürger A und dem Funktionär B getreten. Das Regieren wirkt abstrakt und unpersönlich. Alles läuft nach zweckmäßigen und genau festgelegten Grundsätzen ab; jeder Kanzlist weiß genau um seine Kompetenzen. Hilflös wirkt einzig der Auskunft heischende Bürger, der im Kantonshauptort von einem Büro ins nächste geschickt wird. Von einem persönlichen Verhältnis zum Staat kann kaum mehr die Rede sein.

Auch die Gemeinden haben wenig Einfluß auf das Geschehen im Staat. Das gilt besonders für unsere sechs Untersuchungsgemeinden, die mit ihren kleinen Stimmzahlen kaum ins Gewicht fallen. Umgekehrt wächst der Einfluß des Staates auf die Gemeinden. So schreibt der Gemeindepräsident von Läfelfingen in der Chronik von 1959: «Die Gemeinde ist ein Glied des Staates und hat sich in allen Belangen dessen Verfassung und Gesetzen unterzuordnen. So kommt es, daß der schriftliche Verkehr mit Liestal ziemlich umfangreich ist, ganz abgesehen von den verschiedenen Konferenzen und Besichtigungen mit staatlichen Beamten und Kommissionen». Weil immer neue Fragen und Wünsche an den Staat herangebracht werden, vereinigt er in sich eine ständig zunehmende Machtfülle. Das bedeutet für die Gemeinden eine schwere Einbuße und Gefährdung. Sie verlieren immer größere Teile ihrer selbständigen Aufgaben und werden zu Filialen des Staates degradiert.

Die Reaktion auf diesen Wandel besteht im *landesüblichen Schimpfen* über den Staat und seine Organe. Ueber den Aufbau und die Arbeitsweise der staatlichen Organe weiß man recht wenig. Aber man bekommt seine Macht immer wieder zu spüren und wehrt sich fast instinktiv gegen ihn durch eine negative oder doch skeptische Haltung. Die Beteiligung an kantonalen und eidgenössischen Abstimmungen ist mittelmäßig bis schwach. Sie steigt erst an, wenn ein offensichtlich persönliches Anliegen auf dem Spiele steht. Verbreitet ist der Standpunkt, die einzelne Stimme zähle ja doch nicht. Die zahlreichen Eingriffe des Staates in das Wirtschaftsleben haben soweit geführt, daß zahlreiche Bürger für ihren geschäftlichen Erfolg die Gunst oder Mißgunst der Regierung verantwortlich machen.

Eine Sonderstellung nimmt die *Wehrpflicht* ein. Sie spielt im Leben und Denken der Bevölkerung eine große Rolle und darf ohne Uebertreibung als Wehrstolz bezeichnet werden. Schon die Aushebung der Rekruten ist ein besonderer Tag. Jeder Jüngling fragt sich gespannt, ob man ihn wohl «nehmen» und zu welcher Waffengattung er kommen werde. Gerade im Wehrkleid will aber der Schweizer viel mehr die Heimat als den «Staat» verteidigen.

Schlußbetrachtung

A. Der Prozeß der Landverwandlung

Für die schweizerische Bevölkerung sind in den letzten 200 Jahren immer deutlicher die *Gesetze der modernen Zivilisation* maßgebend geworden. Industrie und Technik drücken der Entwicklung ihren Stempel auf. Dabei hat sich das Tempo des technischen Fortschrittes in einer vorher nie gekannten Weise erhöht und bedeutet als Arbeiterleichterung eine positive Errungenschaft. Man denke nur an die Getreideernte, wo während tausend Jahren das übliche Gerät die Sichel war, die dann in rascher Folge der Sense, der Mähmaschine, dem Bindemäher und dem Mähdrescher Platz machte.

Die moderne Zivilisation birgt aber auch Nachteile in sich. Die große Mobilität reißt viele Menschen aus der vertrauten sozialen Einbettung heraus. Gleichzeitig greift so etwas wie eine geistige Heimatlosigkeit um sich. Darum spricht Egger (23, S. 1) vom eigentümlichen Doppelgesicht der Zivilisation, die dem Gesetz zu unterliegen scheint, mit ihren neuen Errungenschaften stets auch die damit verbundenen Nachteile zu verstärken.

In diesen grundlegenden Umbau der Gesellschaft ist auch die Bauernfamilie einbezogen worden. Sie hat wohl — äußerlich und geistig — seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von allen Ständen den weitesten Weg zurückgelegt. Das vermag uns der Vergleich zwischen der während Jahrhunderten vorherrschenden Dreizelgenwirtschaft und der modernen, kapitalintensiven Fruchtwechselwirtschaft bewußt zu machen: damals kettete der Flurzwang die Dorfgenosen aneinander; eine individuelle Gestaltung der Arbeit war ausgeschlossen — heute lebt der Bauernbetrieb von der persönlichen Initiative und dem Einfallsreichtum seines Leiters. Damals diente die Landwirtschaft weitgehend der Selbstversorgung — heute ist sie in vielfältiger Weise mit dem Markt und den übrigen Wirtschaftszweigen verflochten. Damals hatten menschliche und tierische Muskelkraft die Arbeit zu bewältigen — heute treten immer deutlicher die Maschinen in den Vordergrund.

Abel (1, S. 16) spricht in diesem Zusammenhang vom «Prozeß der Landverwandlung». Er versteht darunter nicht nur die äußeren Vorgänge, sondern auch die geistige Umstellung, welche zwangsläufig mit einem so tiefen Einschnitt in die Entwicklung verbunden ist.

1. Der Gestaltwandel des Bauern

a) *Land und Stadt als Gegensätze?*

Riehl (88) entwickelte im 19. Jahrhundert die These von Adel und Bauertum als den «Mächten des Beharrens» und vom Bürgertum und dem vierten Stand als den «Mächten der Bewegung». Er glaubte an den *Gegensatz von Land*

und Stadt und sah in den beiden zwei sich diametral gegenüberstehende Gesellschaftsformen. Ganz im Sinne der Romantik war für Riehl der Bauer das letzte Stück Natur in einer künstlichen, gemachten Welt. In seiner einseitigen Liebe für das unverfälschte Bauerntum war er nicht in der Lage, die zahlreichen Wechselwirkungen zwischen Stadt und Land zu sehen.

Der Gegensatz wurde untermauert von Tönnies (114), indem er der naturhaft gewachsenen *Gemeinschaft* der geschichtlichen Zeit die zweckhafte *Gesellschaft* der modernen Zivilisation gegenüberstellte. Er idealisierte die auf persönlicher Beziehung beruhende Gemeinschaft, wie sie sich im ländlichen Raum am reinsten erhalten hat. In der unpersönlichen Gesellschaft der Städte sah er eine zwar zwangsläufig aufkommende, aber höchst unerfreuliche Form des sozialen Lebens. Sein Gegensatzpaar erregt bis heute die Gemüter der Soziologen, und seine Begriffe sind oft mißbraucht und umgedeutet worden.

Wir haben versucht, einige Elemente des Gegensatzes zwischen Stadt und Land in Tabelle 28 darzustellen. Darin kommt zum Ausdruck, daß es tatsächlich Unterschiede gibt. Aber es läßt sich auch leicht feststellen, wie sehr die Uebergänge fließend geworden sind. Heute überwiegen die Gemeinsamkeiten von Stadt und Land bei weitem die Gegensätze. Die Lebensverhältnisse der Bauernfamilien im Homburgertal sind ein Beispiel für die gegenseitige Verbindung und Durchdringung der beiden Bereiche. Kötter (62, S. 83) spricht darum mit Recht von einem *Stadt-Land-Kontinuum*: «Die Entwicklung der modernen Industriestaaten

Namen oder Element	Land	Stadt
Riehl	Beharrung seßhaft aufbauend	Bewegung mobil zersetzend
Tönnies	Gemeinschaft natürlich persönlich	Gesellschaft künstlich unpersönlich
Ausdehnung	überschaubar kleine Gruppe	unübersichtlich große Masse
Struktur	landwirtschaftlich gemeinschaftlich traditionell hauswirtschaftlich	industriell individuell rationell bürokratisch
Organisation	geschlossener Arbeitskreis Patriarchat	weitgehende Arbeitsteilung Partnerschaft

Tabelle 28: Gegenüberstellung von Land und Stadt

ist gekennzeichnet durch die Ausbildung eines ‚rural-urban-continuum‘. Es gibt im Prinzip keine schroffe Trennung mehr zwischen primär agrarischen und primär industriellen Räumen, sondern vielmehr ein agrarisch-industrielles Gemenge, nicht nur was die wirtschaftlichen, sondern auch was die soziologischen Konsequenzen betrifft. Diese Tatsache macht es äußerst schwierig, den Begriff des ‚Landes‘ in der erforderlichen Schärfe zu definieren.»

b) *Der große Umbruch*

Spengler (108, S. 113) schrieb kurz nach dem Ersten Weltkrieg: «Der Bauer ist geschichtslos. Das Dorf steht außerhalb der Weltgeschichte und die ganze Entwicklung geht über diese kleinen Punkte der Landschaft hinweg, sie gelegentlich vernichtend, ihr Blut verbrauchend, aber ohne je ihr Inneres zu berühren. Der Bauer ist der ewige Mensch, unabhängig von aller Kultur, die in den Städten nistet. Er geht ihr voraus, er überlebt sie, dumpf und von Geschlecht zu Geschlecht sich fortzeugend, auf erdverbundene Berufe und Fähigkeiten beschränkt, der Ausgang und die immer fließende Quelle des Blutes, das in den Städten die Weltgeschichte macht».

Es ist erstaunlich, welcher Abstand uns schon nach vierzig Jahren von der Aussage dieses bedeutenden Historikers trennt. Der Wirklichkeit näher hat der Waadtländer Dichter Ramuz (85, S. 134 ff.) in den Dreißigerjahren den *Gestaltwandel des Bauern* beschrieben. Sein Essay beschwört zuerst die alte, geschichtliche Bauerngestalt herauf und gleitet dann über in die Vision von der Auflösung des traditionellen bäuerlichen Lebens: «Bauer! Noch einmal erstehe vor uns: noch einmal schauen wir dich, Bauer, denn du bist groß gewesen. Noch einmal schauen wir dich, der du über die Erde gebückt bist, und der Himmel ist über dir, der leuchtet und dann erlischt . . . Die Jahrhunderte sind gegangen, und große Kulturen sind gekommen, begründet auf einem Weltverständnis, wie du es hattest, begründet wesentlich auf Beharrlichkeit, auf Geduld, auf Ergebung, aber auch auf Vertrauen. Ein sehr altes Leben, aus dem eine sehr alte Kultur hervorgegangen ist, eine noch ganz der Natur unterworfenen und ihr eingefügte Kultur, die auf vielen Punkten der Erde heute noch weiterdauert — aber wie lange wird sie nun noch dauern? Denn diese Art des Bauern ist im Begriff, zu verschwinden. Sie kann sich in Europa wenigstens, nur noch dank den Vorkehrungen weiter erhalten, welche die Staaten getroffen haben, um ihre Grenzen zu schützen. Aber was wird nun aus dem Bauern, und was wird aus dem Land, wenn der Ackerbau industrialisiert sein wird? Die ganze Erde wird in große Anbaugelände eingeteilt werden; und es wird das Getreidegebiet geben, oder das Gebiet des Reises, das Gebiet der Gemüse, das Gebiet der Obstbäume, das Gebiet der Weinreben; und in jedem werden eigentliche Fabrikbetriebe zur Erzeugung des Getreides, des Reises, des Gemüses, des Obstes und des Weines errichtet werden. Man sagt, daß die Städte eines Tages auf das Land zurückwandern werden, und das ist vermutlich richtig. Nur wird das Land seinerseits Stadt werden. Die Stadt erobert das Land und es ist vorauszu- sehen, daß sie es mit ihren Maschinen und mit ihren Sitten immer mehr erobert wird.»

Die Vorstellung des Dichters vom Ausmaß der Arbeitseinteilung mag uns übertrieben erscheinen, sie ist aber inzwischen in weiten Gebieten der Vereinigten Staaten und besonders der Sowjetunion verwirklicht worden. Auf jeden Fall sind seine Gedanken bezeichnend für den geistigen Umbruch der Zeit. Es spricht daraus jene Erkenntnis, welche Niehaus (75, S. 81) mit folgenden Worten ausgedrückt hat: «Es ist das erste Mal in der Weltgeschichte, daß der zivilisatorische Prozeß die Schranke zwischen Stadt und Land niedergerissen und einen großen Teil des Bauerntums zu seinem aktiven Teilhaber gemacht hat.»

Angesichts dieser Umstellung drängt sich die Frage auf, was denn mit der bäuerlichen Welt des Beharrens geschehen sei? Eine Antwort gibt uns Haushofer (32, S. 25), indem er nachweist, daß es diese Welt des Beharrens gar nie gegeben hat. Die Menschheit hat überhaupt nie eine feste Größe dargestellt und ihre ganze Geschichte ist gekennzeichnet durch die *Veränderung* und die *Anpassung* an neue Lebensformen. «Es kann also keine Stabilität der menschlichen Strukturen geben, auch nicht im Bauerntum. Es wäre darum vermessen, für unser Bauerntum als geschichtliche Lebensform zu fordern, was es für die ganze Menschheit seit ihrem Bestehen nicht gegeben hat und niemals geben kann.»

Jede historisch gewordene Lebensform ist dazu verurteilt, sich umzubilden und den neuen Verhältnissen anzupassen, wenn sie nicht untergehen will. Darum ist es Aufgabe des Bauernstandes, sich mit dem industriellen Zeitalter und der technischen Zivilisation intensiv auseinanderzusetzen und darin eine neue Form des Bauerntums zu schaffen.

2. Zwei wirtschaftliche Dorfbilder

Unsere sechs Untersuchungsgemeinden waren — mit Ausnahme von Buckten als Umschlagsplatz im Durchgangsverkehr — bis ins 18. Jahrhundert reine Bauerndörfer. Sie haben sich dann der Heimindustrie geöffnet und sind erst in den letzten sechzig Jahren von der Welle der modernen Industrialisierung erfaßt worden. Schaffner (100, S. 205) vermittelt uns das eindruckliche Bild eines solchen Dorfes im Jahre 1900. Wir geben es wieder und fügen ihm ein eigenes aus dem Jahre 1961 bei, um so den Wandel innert zwei Generationen darzustellen.

a) Im Jahre 1900

«Die Dorfstraße, die vom Dorfplatz ins Oberdorf führt, ist flankiert von schmucken Bauernhäusern. Jedes zeigt die typische Dreiteilung in Wohnhaus, Tenne und Stall. Fast vor allen Häusern liegen Miststöcke, die den Eindruck eines unverfälschten, stillen Bauerndorfes unterstreichen.

Auf der Dorfstraße ist es ruhig. Auch nach dem Arbeitsbeginn und vor dem Feierabend rumpeln auffallend wenige Bauernwagen durch das Dorf. Selbst zur Zeit der Ernte belebt sich die Straße nur wenig.

Beim letzten Haus des Dorfes verzweigt sich die Straße in zwei Feldwege. Sie sind in schlechtem Zustand, oft sogar mit Gras überwachsen. Das Feld ist überall bestellt; aber magere Wildwiesen beherrschen das Landschaftsbild. Die

wenigen Aecker tragen meistens Kartoffeln oder Hafer, dagegen wenig Brotgetreide. Unzählige alte und vermooste Obstbäume spenden Schatten, aber wenig Ertrag. Daß dieses fruchtbare Kulturland im allgemeinen vernachlässigt sei, wäre zuviel behauptet. Aber man hat unweigerlich den Eindruck, daß es ohne Fleiß und Liebe bearbeitet wird.

In den dunklen, aber großen Ställen trifft man oft nur eine einzige Kuh oder ein Rind. In einer Ecke grunzen Schweine. Da müssen wir uns also nicht wundern, daß kein einziger Liter Milch zur Sammelstelle getragen wird. Das Milchvieh dient nur dem Eigenbedarf.

Von Zeit zu Zeit kommt vom Unterlande her ein sechsspänniges Fuhrwerk ins Dorf, schwer beladen mit Mehlsäcken. Dieses «Bauerndorf», mitten in schwerem Ackerboden gelegen, kauft sein Brot vom industriedurchsetzten Unterland!

Betritt man eines der Bauernhäuser, so wird der Eindruck des unverfälschten Bauerndörfchens vollends zerstört. In der weiträumigen, niedrigen Stube stehen zwei riesige Webstühle. Kaum ist für den Kasten, einen Tisch und ein Bett Platz zu finden. Es gibt Haushaltungen mit vier Webstühlen. Die Bauernhäuser sind hier wahre Seidenbandfabriken.

Mutter und Töchter lösen sich in den Haushaltsarbeiten und im Weben ab. Auch der Vater und gar der stämmige Sohn stehen mit einer Brille auf der Nase am Webstuhl. Nur ungern lassen sie ihn für ein paar Stunden ruhen, um für das Vieh und den Acker zu sorgen. Bei den Feldarbeiten müssen sie die Hände schonen, um nachher die feine Seide nicht zu zerreißen.

Bis tief in die Nacht hinein ertönt das rhythmische Klappern aus den Häusern. Erst gegen Mitternacht werden die stinkenden Petrollichter ausgeblasen. Am frühen Morgen, lange vor Tag, setzt das monotone Lied der Hausindustrie wieder ein.

Die Posamenter haben keine leichte Arbeit. Die schwere Lade des ‚Schemels‘ verlangt kräftige Arme, die den ganzen Tag in Bewegung bleiben. Auch die Kinder müssen mithelfen. Ihre langweilige Arbeit ist es, den Webern saubere ‚Spüeli‘ zu machen.

Wie hat der kräftige Bauersmann seinen gesunden Arbeitsplatz in der Stille der weiten Plateaufelder vertauschen können mit der lärmigen, engen, stets nach ‚Steißöl‘ riechenden Stube? — Geld!

Hier kann er im Schatten und ‚Schermen‘ die baren Münzen verdienen, mit denen er kaufen kann, was es zum Leben braucht, manchmal sogar etwas mehr.

Im Dorf leben zu viele Menschen. Kammern, Stuben und Lauben sind mit Betten belegt. Aber alle Leute finden hier ihr Auskommen, sei es am Webstuhl oder am Pflug. Doch solange der Posamentstuhl noch guten Lohn bringt, wird der Acker nur nachlässig bestellt. Er braucht ja nur das Nötige zum Leben zu liefern; vieles kann man ja kaufen. Wer heiraten will, läßt sich einen Webstuhl in ein Zimmer stellen und hat damit sein sicheres Auskommen.»

b) *Im Jahre 1961*

Immer noch ist die Dorfstraße von den schmucken Bauernhäusern flankiert; von ihren Fenstersimsen herunter grüßen prächtige Geranien. Die Straße selbst ist verbreitert und geteert worden. Darum mußten einige Miststöcke hinter

die Häuser verlegt werden. Andere waren schon verschwunden, weil mehrere Kleinbauern die Landwirtschaft aufgegeben haben. Mancher Betriebsleiter wäre froh, wenn sich seine Gebäude ebenso leicht verbreitern und modernisieren ließen wie die Straße. Da und dort wird von der Aussiedlung geredet.

Von früh bis spät herrscht ein geschäftiges Kommen und Gehen auf der Straße. Ungeduldige Traktoren überholen die Pferdegewanne. Der gemütliche Ochsenwagen ist ganz verschwunden. Das gleiche Schicksal droht der Sense, denn jeder Bauer im Dorf besitzt einen Motormäher. Im Sommer werden mächtige Heu- und Garbenwagen in die Scheunen gefahren. Die gepflegten Felder sind der Stolz der Bauern. Jeder will das schönste Getreide, die größten Kartoffeln und die besten Obstbäume haben. Und man weiß auch, mit welchen Mitteln man seinem Boden die höchsten Erträge abringen kann. Für die meisten Arbeiten steht eine passende Maschine zur Verfügung; vereinzelt taucht schon der Mähdescher auf.

Auch die Viehhaltung ist entsprechend verbessert und ausgebaut worden. Reihen sauberer Kühe stehen in den Ställen, und das Milchgeld stellt die wichtigste Einnahme fast aller Landwirte dar. Die Milchgenossenschaft nimmt darum eine zentrale Stellung ein, und es werden monatlich bis zu 25 000 Liter Milch vom Dorf zur Bahn gebracht. Daneben werden beträchtliche Mengen an Getreide, Kirschen, Kartoffeln und anderen Produkten dem Markt übergeben.

Das metallische Rasseln der Webstühle ist verstummt. Die Heimindustrie hat praktisch keine Bedeutung mehr. Die überzähligen Arbeitskräfte — und manchmal noch etwas mehr — fahren täglich in die nahe gelegenen Fabriken und kehren am Abend ins Dorf zurück. Jeden Morgen verlassen sie schon früh ihr Haus und begeben sich zu Fuß zur Bahnstation; einige fahren mit dem Auto oder dem Motorrad an ihre Arbeit. Diese Leute gehören zur Dorfgemeinschaft wie jene, die tagsüber Feld- und Stallarbeiten verrichten. Sie sind alle zur gleichen Schule gegangen und gestalten jetzt noch ihre Freizeit gemeinsam.

So sitzen oft am Abend jene, welche tagsüber an einer Werkbank oder Schreibmaschine gearbeitet haben, mit denen am gleichen Tisch, die den Pflug geführt und das Vieh besorgt haben. Feine Halbschuhe stellen sich unter den Tisch neben erd- und mistverklebte Bergschuhe. Wettergebräunte, schwierige Hände pflanzen und schneiden das Brot; gepflegte und sauberere empfangen es. So treffen sich zwei Welten, die der gleichen Familie angehören und doch grundverschieden sind: die Bauern und die Fabrikarbeiter.

Vom Dorfplatz klingt das Singen und Diskutieren der Italiener herüber. Auch sie sind ein Zeichen dafür, wie sehr sich die Gewichte in der Wirtschaft unseres Landes und des Dorfes verschoben haben. Sie wirken wie ein Symbol für die weltweiten Zusammenhänge, in die wir heute verflochten sind.

c) Was die beiden Bilder sagen

Die *Landwirtschaft* hat sich in den letzten Jahrzehnten von einem vernachlässigten Landbau zu einer ausgesprochen guten Bodenbewirtschaftung entwickelt. Der Wandel bedeutet einen Uebergang von der Extensiv- zur Intensivwirtschaft, eine weitgehende Abwendung von der Selbstversorgung und eine

Aufnahme der Marktproduktion im großen Stil. Heute produzieren weit weniger landwirtschaftliche Arbeitskräfte auf den gleichen Flächen viel größere Mengen; die Arbeitsproduktivität ist also erheblich gestiegen.

Die *Heimindustrie* ist nach einer Blütezeit im 19. Jahrhundert fast gänzlich zum Stillstand gekommen. Der Verdienstaufschlag konnte aber aufgefangen werden durch die Aufnahme der Arbeit in der *Fabrikindustrie*. Immerhin ist ein Teil der Bevölkerung abgewandert und hat die Gemeinden im Ergolzthal — besonders Sissach und Gelterkinden — so rasch anwachsen lassen.

Wesentlich ist die Feststellung, daß die Industrialisierung nicht zu einer Entvölkerung des Untersuchungsgebietes geführt hat, wie das in vielen amerikanischen, englischen und französischen Gebieten der Fall war. So ist das Homburgerthal ein Beispiel dafür, «wie eine bäuerliche Bevölkerung sich durch Rationalisierung und Spezialisierung erhalten und differenzieren kann, wenn sie die kleinen Bauern nicht ganz an die Fabriken verliert, sondern wenn diese Menschen nur während der Arbeitszeit als Pendler abwesend sind. So kann sie städtische Art und stadtgeborene neue Einwohner aufnehmen, ohne ihre alte, wenn auch zum Wandel gezwungene, bäuerliche Grundlage aufzugeben.» (Arensberg 3, S. 292/3).

3. Die Flucht aus der Landarbeit

Wenn die Landwirtschaft ständig Menschen an andere Berufsgruppen abgibt, so sind dafür hauptsächlich zwei Gründe verantwortlich: die *Lohnfrage* und die *Aufstiegsfrage*. Das landwirtschaftliche Einkommen ist hinter dem anderer Berufsklassen zurückgeblieben, und die Chancen der Familiengründung und des beruflichen Fortkommens sind in der Landwirtschaft geringer als anderswo. Der Dienstbotenberuf stellt keinen Lebensberuf dar, solange damit nicht die Möglichkeit der Verheiratung verbunden ist. Für denjenigen, der keinen Bauernbetrieb erben kann, hat die Landarbeit den Charakter einer vorübergehenden Tätigkeit bekommen.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß außer den Hoferben praktisch alle Bauernkinder nach Schulaustritt der Landarbeit den Rücken kehren. Die Möglichkeit einer Berufswahl ist viel größer geworden, und es gibt fast keine Eltern mehr, die ihre Kinder zum Bauernberuf zu zwingen versuchen. Damit ist der «Uebergang von der Elternbestimmtheit der Kinder zur Kindbezogenheit der Eltern» (Wurzbacher 125, S. 84 ff.) auch in den Bauernfamilien des Homburgertales feststellbar. Es zeigt sich darin eine *Wandlung im Verhalten der Bauernfamilien*, die wir im dritten Teil nach einer Formulierung von Ipsen als neuen Gattungsvorgang beschrieben haben.

Weil die Zahl der Bauernfamilien zurückgegangen ist und pro Familie weniger Kinder heranwachsen, hat die Reproduktionskraft ziemlich stark abgenommen. Der Sog von Industrie und Handel nimmt aber immer noch zu. Magneten gleich ziehen sie die jungen Leute von den Bauernhäusern weg. Dabei hat das zentralisierte Realschulsystem die Tendenz, aus den Dörfern die fähigsten Köpfe auszuwählen und für die Landarbeit den Rest zurückzulassen. In einzelnen Gemeinden ist dadurch die gute Führungsschicht ziemlich klein geworden und das Mittelmaß überwiegt.

Sehr wichtig für die Erhaltung der arbeitswirtschaftlichen Kraft der Betriebe ist die *Stellung der Jugend im Bauernhof*. Die Klagen, daß sich Bauernsöhne vom Beruf abwenden und Bauerntöchter keine Bäuerinnen werden wollen, hört man nicht nur im Homburgertal. Spannungen zwischen den Generationen waren beim täglichen Zusammenarbeiten im Bauernberuf nie zu vermeiden. Sie wurden bisher dadurch überbrückt, daß die elterliche Gewalt eine lebendige Macht darstellte. «Doch die Wandlung des persönlichen und sozialen Bewußtseins, die unsere Zeitentwicklung prägt, beginnt heute im bäuerlichen Bereich einen besonders großen Unterschied zwischen den Generationen zu schaffen» (Priebe 82, S. 112).

Die Jungen empfinden die Gebundenheit an den Betrieb. Sie sehen die vielseitige Berufsausbildung der gleichaltrigen Kameraden und hören von ihren Reisen und Erlebnissen. Mit Recht fordern sie ähnliche Möglichkeiten und wollen ihre Kräfte messen. Die Eltern reagieren darauf oft falsch und sehen nichts als die dringende Arbeit. Wen wundert es, wenn die Jungen in solchen Fällen resignieren und sogar dem Hof verloren gehen? Schwere Fehler werden auch gemacht, indem erwachsene Söhne und Töchter jahrelang ohne Lohn mitarbeiten müssen. Das geschieht im Untersuchungsgebiet noch häufig und ist ein Erbe aus der alten naturalwirtschaftlichen Zeit. Der Unterbewertung der familieneigenen Mitarbeit wird Vorschub geleistet, indem die Lidlohnansprüche tiefer angesetzt werden als die entsprechenden wirklichen Löhne. So bekommt die bäuerliche Jugend ganz falsche Vorstellungen vom Wert des in andern Berufen verdienten Geldes.

Damit haben wir einige Gründe zusammengetragen, welche für die Flucht aus der Landarbeit verantwortlich sind. Zur Lösung der ganzen Arbeitsfrage in der Landwirtschaft bedarf es eines langen Entwicklungsprozesses. Vorläufig bleibt als praktisches Fazit die *gewaltige Arbeitslast* auf den Schultern jener, die noch in der Landwirtschaft tätig sind.

4. Die Technisierung der Betriebe

Wie ein Rettungsanker bietet sich in dieser arbeitswirtschaftlichen Lage die *Mechanisierung der Betriebe* an. Man versucht, die fehlenden Hände durch Maschinen zu ersetzen. Das ist wohl der augenfälligste Vorgang in der heutigen Landwirtschaft. Im Homburgertal hat die Zahl der Traktoren und Motormäher in den letzten 15 Jahren geradezu sprunghaft zugenommen. Das entspricht einem allgemeinen Trend, wie er heute in der Luft liegt. Jeder dritte Betrieb nimmt eine zusätzliche Verschuldung in Kauf, nur um technisch auf der Höhe der Zeit zu sein. Mit welcher Begeisterung diese neuen Maschinen von der jungen Generation begrüßt werden, geht aus den Schüleraufsätzen der Bauernkinder hervor (vergleiche Seite 121).

Die bäuerliche Welt ist offenbar mitten hineingenommen in das von der Technik beherrschte Vorstellungsleben, wie es sich seit dem 19. Jahrhundert zunehmend breit macht. Es ist darum nicht möglich, den Bauernstand von dieser Entwicklung abzuschirmen. Unsere Aufgabe besteht vielmehr darin, die *Technik als geistiges Problem zu sehen* und zu beurteilen. Tenhumberg (113, S. 26) unterscheidet beim bäuerlichen Menschen drei Grundhaltungen zur Technik:

- a) *die naive Reaktion* nicht allein als Rückwirkung, sondern auch als Gegenwirkung. Wir kennen noch einzelne Bauern, die den technischen Neuerungen mit offener Feindschaft gegenüberstehen. Aber die Zeit, in der die technischen Dinge abgewehrt werden, weil sie neu, fremd und unheimlich sind, nähert sich auch auf dem Lande rasch ihrem Ende.
- b) Die geschilderte Haltung ist weithin abgelöst worden durch ein *blindes Uebernehmen* der Technik («primitive Okkupation»). Technisierung um jeden Preis heißt die Losung, selbst über die vernünftigen Möglichkeiten des Betriebes hinaus. Die Maschine reizt besonders den jungen Menschen; er ist von ihr wie besessen. Wir haben in einzelnen Fällen festgestellt, daß die jungen Bauern zu ihrem Traktor ein persönlicheres Verhältnis haben als zum Vieh im Stall. Auffällig oft kennen sie die Kühe nicht mehr beim Namen. Dieser Motorenfimmel führt zur Investition von Summen, die weder verzinst noch amortisiert werden können.
- c) Das Ziel ist die *kultivierte Beherrschung der Technik*. Das ist eine schwere Aufgabe, die bisher nur zum Teil mit Erfolg angepackt worden ist. In den Städten brachten Industrialisierung, Mechanisierung und Technisierung einen soziologischen, kulturellen und sozialen Niedergang breitester Volksschichten. Den gleichen Weg sollte der Bauernstand nicht auch zurücklegen! Und es gibt tatsächlich Landwirte, die es verstehen, die Technik sinnvoll in den Dienst ihres Betriebes zu stellen und sich nicht von den Maschinen beherrschen zu lassen. Aber vorläufig ist dieser «Weg zur Mitte» mehr Aufgabe als erreichtes Ziel.

Ganz im Gegensatz zur sprunghaften Motorisierung ist die *bauliche Ausgestaltung* der Bauernbetriebe kaum gefördert worden. Der Landwirt ist offenbar nicht in der Lage, seine Bauten aus eigenen Mitteln auf dem Stand der Zeit zu halten. Darum stellen die Hofanlagen in den meisten Fällen ein großes Hindernis für die Anwendung der neueren arbeitswirtschaftlichen Erkenntnisse dar.

Der ganze bäuerliche Lebenszuschnitt befindet sich unter dem Einfluß der Technik in fortwährender Wandlung. Die *technische Zivilisation* bringt den Spielfilm auf die Dorfbühne. Der Radio ersetzt das Gespräch am Tisch und in der Wohnstube. Die Autos und Motorräder erleichtern den Weg in die Kinos und verdrängen so den Feierabend im Kreis der Familie und der Nachbarschaft. Andererseits glauben wir nicht, daß es den Tod des bäuerlichen Wesens bedeutet, wenn einer statt mit der Kutsche mit dem Auto zur Kirche fährt, oder wenn ein junger Bauer mit dem Motorrad einen Sonntagsausflug macht. Nicht die äußeren Formen sind entscheidend, sondern der Geist, der in ihnen wohnt.

Die Technisierung führt auch zu neuen Formen der Zusammenarbeit unter den Bauern eines Dorfes. Mit Hilfe der Technik läßt sich zwar das Mißverhältnis zwischen Ertrag und Arbeit mindern, aber die kleineren Betriebe geraten dabei in Gefahr, ein viel gefährlicheres Mißverhältnis zwischen Ertrag und Kapitalaufwand zu schaffen. Gefährlich deshalb, weil die Mittel für Rückzahlung und Abschreibung fast nicht aufgebracht werden können. Darum drängen sich die *Maschinengemeinschaften* auf. Die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß die Erkenntnis der Notwendigkeit nicht genügt, um solche Einrichtungen über kritische Pe-

rioden hinwegzuretten. Entscheidend ist die geistige und ethische Seite des Problems.

Im *Genossenschaftswesen* spielt sich ein Parallelvorgang ab. Die Genossenschaften haben eine ungeheure wirtschaftliche Bedeutung erlangt. Soziologisch gesehen spielen sie aber im Dorf keine große Rolle. Die Bauern betrachten sie nicht als ihr eigenes Werk; maßgebend ist der zentrale Apparat, welcher meistens jede Dorfnähe verloren hat. Zwar verdanken die Bauern den Genossenschaften ihre Existenz, aber sie stehen ihnen doch rein rechnerisch gegenüber. Die menschliche und die christliche Fundierung der Genossenschaft ist zu wenig und die wirtschaftlichen Vorteile sind zu stark betont worden. Diese Erfahrung sollte man in der gemeinschaftlichen Technisierung im Auge behalten.

Schließlich ist es ebenfalls der Technisierung zuzuschreiben, wenn in den letzten Jahrzehnten der *industrielle Arbeiterstand* in das Dorfgefüge eingetreten ist. Durch seine Herkunft und durch Haus und Garten ist der Arbeiter noch bodenverbunden. Aber seine Arbeit und seine Kollegen prägen doch ein anderes Menschenbild, und unvermutet steht er politisch auf der anderen Seite des Zaunes. Nachteilig wirken vor allem die *falschen Vergleiche*. Bauern und Arbeiter wissen zu wenig genau, unter welchen Bedingungen der andere arbeitet und wie sich sein Leben abspielt. Viele Spannungen im Dorf entstehen nur auf Grund von derartigen Mißverständnissen.

5. Die Entzauberung der bäuerlichen Welt

Den Ausdruck von der «Entzauberung der Welt» haben wir von Max Weber (117, S. 536) entlehnt. Er definiert: «Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung bedeutet das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen, unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge — im Prinzip — *durch Berechnung beherrschen* könne. Das aber bedeutet: *Entzauberung der Welt.*»

Dieser aufklärerische Geist erfaßte im Laufe der Zeit auch die Bauernhäuser, und die Folge davon war die zunehmende *Loslösung vom Glauben der Väter* und von der Kirche. Die christlichen Lebensformen sind vielen Bauern fremd geworden. Tischgebet, Singen im Familienkreis und Bibellesen sind alte und weithin vergessene Gewohnheiten. Die Haltung der Kirche gegenüber gleicht einer schleichenden Gleichgültigkeit, die bedenklicher wirkt als jeder offene Abstand. Auf diesem Hintergrund sind gewisse Züge in der *Einstellung zum Bauernberuf* zu sehen. Sie lassen sich in drei Punkten darstellen und sind im Untersuchungsgebiet allgemein verbreitet:

- a) *Den Bauern fehlen gültige Leitbilder.* Mit der Technisierung der Betriebe hat man zwar äußerlich den Anschluß an die neue Zeit gefunden, aber innerlich ist dieser Kontakt noch nicht hergestellt. Die alten Leitbilder sind verblaßt, und an ihre Stelle sind keine neuen getreten. Das führt viele Bauern zur *Resignation*. Sie wissen nicht mehr, wozu sie eigentlich da sind, und werden mehr oder weniger von der Arbeit durch den Jahresablauf getrieben. Ein Aus-

druck dieser Einstellung ist das Jammern, hinter dem oft eine tiefe Unzufriedenheit steckt.

- b) *Eine Beschränkung auf das Materielle* ist in vielen Bauernfamilien nicht zu verkennen. Man macht nur noch, was rentiert. Diese Einstellung führt zu einer Verflachung und Aushöhlung der bäuerlichen Werte. Das Familien- und Dorfleben verkümmert immer mehr. Die Kinder wachsen auf ohne Freude, den Jugendlichen wird kein Vertrauen entgegengebracht und die Alten finden kein friedliches Heim.
- c) Zahlreiche Bauern sind in einer eigentümlichen Weise *kurzatmig* geworden. Wohl gibt es noch den beständigen, mit seinem Boden innig verbundenen Landmann, der vom Hofe her und in Generationen denkt. Aber im Untersuchungsgebiet ist diese solide Verankerung eigentlich selten geworden. Durch den ständigen Vergleich mit dem Fabrikarbeiter ist mancher Bauer zum Landarbeiter geworden.

Der Bauer hat seine alten Bindungen verlassen und befindet sich auf der Suche nach neuen Leitideen. Dabei nimmt er oft zuwenig zur Kenntnis, daß an die Stelle der «gottgewollten Privilegien» der harte *Kampf der Gruppeninteressen* getreten ist. Große Verbände haben es übernommen, für die gerechte Sache ihrer Mitglieder einzutreten. Diese Organisationen sind aus unserer Zeit nicht mehr wegzudenken. Hofstee (39, S. 114) sagt das sehr klar: «Wenn der Bauer wirtschaftlich, sozial und kulturell an der modernen Gesellschaft teilhaben will, so muß er sich in die formalen Organisationen dieser Gesellschaft eingliedern.» Dabei gilt es immer wieder, das rechte *Verhältnis zwischen Bindung und Freiheit* zu finden.

Der deutsche Pädagoge Rodiek (91) hat die Situation der Bauernfamilie im Zeitalter der Entzauberung umrissen. Seine knappen Leitsätze treffen auch für unsere Verhältnisse zu:

- «Der ländliche Mensch der Gegenwart erlebt in sich den Uebergang von einem naiv-vollzogenen ländlichen Leben zur bewußt gelebten ländlichen Welt.
- Die gesamte ländliche Lebensführung steht vor der Aufgabe, zur gewohnten schweren körperlichen Arbeit stärker die planende gedankliche hinzunehmen.
- Die ländliche Welt findet sich gegenwärtig widerwillig ab mit dem sozialen Wandel, der auch das Land ergriffen hat, ohne aber eigentlich schon einen richtigen Ausweg zu wissen.
- Das geistige Angebot, das gegenwärtig als Ersatz für die armgewordenen Sonntage und Winterabende herangetragen wird, kann nur unbefriedigend bewältigt werden.
- Das Land erlebt tief und beunruhigend das Unsicherwerden der alten ethischen Werte, ohne daß die neuen ethischen Werte schon sicher erfüllt werden.
- Das Land sucht nach neuer religiöser Geborgenheit, ohne die alte wiederfinden zu können und auch zu wollen.»

Element	1. Phase	2. Phase	3. Phase
a) Familientypen (Weippert 118)	traditional-patriarchalischer Typ traditionelle Arbeitsgestaltung nicht gewinnorientiert problematische Stellung des Haushalts	Uebergangstyp lustloses Nebeneinander scharfe Generationen- konflikte überlastete Bäuerinnen	Typ der echten Partnerschaft bewußte Arbeitsplanung Rücksicht auf Bäuerin offen für Neuerungen persönliche Entfaltung möglich
b) Technisierung der Betriebe	Naives Ablehnen der Technik Reaktion aus Angst, Unkenntnis traditionelle Einstellung	blindes Uebernehmen der Technik Nachahmung Kauf aus Prestige wenig Ueberlegung	Sinnvoller Einbau der Technik in den Betrieb Herr über die Maschine betriebswirtschaftliche Prüfung vor der Anschaffung
c) Verhalten zu Glauben und Kirche	romantische Frömmigkeit «Der liebe Gott geht durch den Wald» Bauer näher beim Herrgott Naturreligion, Gesetzesfrömmigkeit	schleichende Gleichgültigkeit romantischer Herrgott wird überflüssig Kirche und Leben werden getrennte Bereiche	echtes Gottvertrauen Glauben an Christus eine Kraft, die im Alltag des Bauernlebens wirksam ist
d) Betriebsorganisation	Vielseitbetrieb erweiterter Selbstversorgungs- betrieb mit genügend Arbeits- kräften	Qualbetrieb keine Hilfskräfte mehr Ueberlastung der Familienglieder	Arbeitswirtschaftsform Anpassung des Produktions- umfangs an die vorhandenen Arbeitskräfte (Howald-Laur 49)

Tabelle 29: Die drei Phasen in der Entwicklung der Bauernfamilie

6. Die drei Phasen der Entwicklung

Der Prozeß der Landverwandlung hat die Bauernfamilien aus ihrem geschlossenen Lebenskreis hinausgeführt. Dabei zeigt unsere Untersuchung, wie die beteiligten Familien sich entweder an die überlieferten Verhaltensmuster klammern oder auf dem Weg zu einer sinnvollen Anpassung sind. Dabei stellt sich immer wieder die Frage nach der *geistigen Bewältigung* der neuen Situation.

Um diese Erkenntnis deutlich zu machen, stellen wir in Tabelle 29 einige Elemente des bäuerlichen Lebens im *Schema der drei Phasen* dar. Wir gehen dabei aus vom Gedanken, den Tenhumberg (113) im Zusammenhang mit der Bewältigung der Technik entwickelt hat. In fast allen Lebensgebieten gilt es, den Weg von der ersten zur dritten Phase zu finden; das heißt von der naiven Haltung der Vergangenheit zur bewußt gestalteten Lebensform der Zukunft.

Der Kern zahlreicher Schwierigkeiten in den Lebensverhältnissen der Bauernfamilien liegt in der Tatsache begründet, daß sich die Beteiligten in der kritischen zweiten Phase befinden. Die große Aufgabe der Zukunft besteht also darin, den Bauernfamilien den Weg von der zweiten in die dritte Phase zu zeigen.

B. Neue bäuerliche Lebensformen

Das Wohlbefinden eines Menschen ist davon abhängig, in welcher sozialen Umwelt er sich bewegt. Rüstow (97, S. 205) schildert uns den Menschen als ein *Gemeinschaftswesen*: «Gemeinschaft ist die der menschlichen Natur gemäße Form des Zusammenlebens. In jedem Menschen lebt, unausrottbar, eine Sehnsucht nach Gemeinschaft. Jede Ungemeinschaft, jede gestörte Gemeinschaft hat deshalb ein immanentes Gefälle zur Gemeinschaft hin; erst in der Gemeinschaft findet sie Ruhe.»

Den idealen Nährboden für solche Gemeinschaft sieht Rüstow im Bauernstand: «Das Leben und die Lebenslage des Bauern ist in sich selber sinnvoll und sozusagen vital autark. Er lebt eingebettet in Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, in der Natur und dem sie beherrschenden Kreislauf der Tages- und Jahreszeiten. Seine Arbeit vollzieht sich in dieser gleichen Einbettung und hat ihren Sinn und ihre Notwendigkeit stets unmittelbar vor Augen. Der eigene Boden und das eigene Haus, ererbt und weitererbend, werden zum sichtbaren Ausdruck der Unvergänglichkeit der Familie in der unendlichen Kette der einander ablösenden Generationen. Das gibt Verantwortungsbewußtsein und zugleich Sicherheit, Gelassenheit und Ruhe; alle Kreise schließen sich, die Ganzheiten, denen man als Teil angehört, sind handgreiflich und sichtbar gegenwärtig» (a. a. O. S. 263/64).

Ein großer Teil der westeuropäischen Gesellschaft ist in den letzten zweihundert Jahren dieser geschilderten Vitalsituation entrissen worden. Dank der Industrialisierung haben sich weite Kreise aus ihrer Armut erheben können. Andererseits hat das Ringen um wirtschaftliche Vorteile immer tiefer in die gesellschaftliche Nivellierung und Vermassung geführt. Für die Zukunft ist die *Bodenverbundenheit möglichst vieler Menschen* anzustreben. Der Grundbesitz baut einen soliden Damm gegen soziologische und politische Zersetzungserscheinungen. Dar-

auf ist auch die überwirtschaftliche Bedeutung des Bauernstandes zurückzuführen, wie Rüstow eindrücklich dargelegt hat.

Die *Erhaltung eines gesunden Bauernstandes* ist und bleibt ein Anliegen allerersten Ranges. Dabei muß der Dynamik unserer Zeit Rechnung getragen werden. Die bäuerliche Welt ist anders geworden, das hat unsere Untersuchung mit aller Klarheit gezeigt. Darum hat jede sinnvolle Arbeit für den Bauernstand von drei Leitideen auszugehen:

- a) Von der *Idee der Entwicklung*, welche uns nicht erlaubt, das Rad der Zeit anzuhalten oder gar zurückzudrehen. Mit dem Mäntelchen der Romantik lassen sich die das Landvolk bedrängenden Fragen nicht länger zudecken. Der Bauernstand von morgen bedarf hochgezüchteter Pflanzen, leistungsfähiger Tiere, vollkommener Geräte und vor allem geschulter Landwirte, die einen Betrieb mit Ueberlegung zu führen verstehen. Jenen wenigen, die nur das Gestern sehen wollen, stehen einflußreiche Gruppen gegenüber, die bewußt oder unbewußt den Umsturz predigen. Näher als die kommunistischen Kolchosen stehen uns vorläufig die Freunde der Wettbewerbswirtschaft. Sie wollen die Lösung der ländlichen Sozialfragen dem freien Markt überlassen und sind z. B. der Ueberzeugung, daß die Kleinbetriebe «von selbst» verschwinden werden. Weder Revolution noch Restauration kann unser Ziel sein. Anzustreben ist eine gesunde Entwicklung.
- b) Von der *Idee der Durchdringung* auf allen Gebieten. Geist ohne Seele, Technik ohne Leben, Berechnung ohne Menschen, Stadt ohne Land sind unsinnige Gegensätze. Wohl zwingt uns das Leben in diese Spannungen, aber es ist unsere Aufgabe, sie zu überwinden. Es kommt viel weniger darauf an, das Unterschiedliche zu betonen, als das Gemeinsame zu suchen. In Zukunft muß die Losung heißen: Brückenschlag statt Inselbau, Verbindung statt Vereinzelung der Gruppen.
- c) Von der *Idee der Zusammenarbeit*. An die Stelle des unverbundenen Nebeneinander oder gar des feindlichen Gegeneinander muß das partnerschaftliche Miteinander treten. Auch die Wirtschaft kann sich nur im menschlichen Zusammenwirken entfalten.

Gestützt auf diese Leitgedanken ergeben sich *fünf Grundsätze*, die für die Zukunft der Bauernfamilien von entscheidender Bedeutung sind.

1. Die geistige Grundlage

Zur geistigen Grundlage der Bauernfamilie gehören ein *echtes Gottvertrauen*, eine *umfassende Ausbildung* und das *Leitbild des bäuerlichen Familienbetriebes*.

a) *Das echte Gottvertrauen*

In seiner «Schweizerischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte» kommt Hauser unter anderem zum bemerkenswerten Schluß: «Tiefere Ueberlegung und unmittel-

bares Bewußtsein kommen indessen nicht um die Erkenntnis herum, daß unser Gemeinschaftsleben, ja unsere abendländische Kultur gemeinhin ohne christliche und glaubensmäßige Begründung, Befruchtung und Bindung nicht bestehen kann. Auch sehen wir immer deutlicher, daß echte Gemeinschaft und echte Verantwortung nur im Glauben möglich sind» (31, S. 336). Es gilt, diese Erkenntnis neu in die bäuerlichen Kreise zu tragen. Die reinen Fachleute sind eine Not unserer Zeit; sie führen gerade in der landwirtschaftlichen Ausbildung und Beratung zu einer bedenklichen Einseitigkeit. Fachlich und politisch drängt sich eine Lockerung der Fronten auf und das Suchen eines gemeinsamen Nenners tritt in den Vordergrund. Im tiefsten ist uns die Frage nach der wahren Freiheit des Menschen gestellt: Jene Freiheit von sich selbst und die gleichzeitige Fähigkeit der Hingabe an die Brüder, die das größte Geschenk Gottes an uns Menschen darstellt. Mit dem Angebot dieser Freiheit beginnt der Beitrag der Christen zu den jeweiligen Problemen der Zeit. Und es ist ein Kennzeichen für die Aufgeschlossenheit und Gesundheit eines Standes, ob er in seinen führenden Vertretern bis zu dieser Kardinalfrage durchzustößen bereit ist.

Dabei kann es sich weder um eine enge Kirchlichkeit handeln, die verbissen um alte Positionen kämpft, noch um jene romantische Frömmigkeit, welche den Bauer von Haus aus näher zu Gott stellen will. Der Mensch der Gegenwart sucht das lebendig greifbare Beispiel. Es sind also Menschen nötig, die im Dorf als christliche Bauern wirken. Leitbilder, die in aller Bescheidenheit zeigen, was «in Christus sein» bedeutet: «daß man nahe bei den Dingen ist und doch den rechten Abstand halten kann; daß man mitten in den Dingen ist und doch die Kraft hat, sie zu bändigen und umzugestalten; daß man sich über das Neue freut und sich doch ein eigenes Urteil bildet; daß man geschieden ist von der Welt und doch in ihr zu ihrem Besten mitarbeitet; daß die moderne Welt einzieht, zugleich aber sichtbar wird, wie das Leben durch Wort und Gebet geheiligt wird» (Winter 124, S. 51). Auf dieser Grundlage läßt sich neues Selbstvertrauen aufbauen, wo es in den letzten Jahren verloren gegangen ist.

Es geht um die Erkenntnis, daß ein gehorsames Beschreiten des bekannten Weges nicht mehr genügt. Die neue Gesellschaft verlangt kritische Wachsamkeit und Entschlußkraft in bisher wenig bekannten Situationen. Das Gelingen der kirchlichen Arbeit wird davon abhängen, ob ihre Mitarbeiter die Fähigkeit besitzen, die ewige Botschaft in die aktuelle Lage zu übersetzen. Zu lange haben die Kirchen außerhalb der Wirklichkeit gelebt, um auf alle gegenwärtigen Fragen schon eine Antwort geben zu können.

Immerhin schalten sie sich wirkungsvoll in die moderne Auseinandersetzung ein, und die christliche Bauernschulung betrachten wir als ein sichtbares Zeichen dafür. In der Einladung zu den Bauernschulungskursen in der Heimstätte Wartensee lesen wir: «Junge Männer und Frauen sind nötig, die in klarer, christlicher Glaubenshaltung Kraft und Weisheit finden, zur Lösung der schwerwiegenden Probleme des modernen Bauernhauses beizutragen. Der zweimonatige Bildungsgang erstrebt die Formung geistig wacher und gesunder Persönlichkeiten, die Weckung bewußter Berufsfreude, die Weitung des geistigen Horizontes, die Vorbereitung für eine glückliche Ehe und ein friedliches Familienleben. Es sollen Bauern und Bäuerinnen herangebildet werden, die sich als Familienväter und

Hausmütter bewähren und darüber hinaus in freudigem Verantwortungsbewußtsein die Anliegen ihres Standes in der Öffentlichkeit erfolgreich zu vertreten vermögen.»

b) Die umfassende Ausbildung

Der bäuerliche Bildungsgang in der Schweiz ist im Prinzip richtig aufgebaut. Das Lehrjahr, der Besuch der landwirtschaftlichen Schule, die Berufs- und die Meisterprüfung erlauben es, dem Alter und den Fähigkeiten entsprechend die Stufen der beruflichen Ausbildung hinauzusteigen. In der Praxis wird von dieser Möglichkeit zuwenig Gebrauch gemacht; die Gründe dafür sind im dritten Teil der Untersuchung dargelegt worden.

Für die Zukunft betrachten wir *ein Fremdjahr für jeden angehenden Betriebsleiter* als unabdingbar. Es ist entscheidend, daß jeder Bauer in seinen jungen Jahren aus der Enge des elterlichen Betriebes austritt und mit anderen Menschen und Verhältnissen in Kontakt kommt. Nicht umsonst spielen die Lehr- und Wanderjahre im Leben bedeutender Menschen eine so große Rolle. Diese Idee muß viel mehr in den Bauernfamilien verankert werden. Das Gegenargument des Arbeitskräftemangels ist darum nicht stichhaltig, weil bei einem allgemeinen *Austauschsystem* jeder gebende Betrieb im gleichen Jahr auch zu den empfangenden gehören würde. Und etwas lernen kann man auf jedem Betrieb. Es gilt vor allem, die menschlichen Schwierigkeiten zu überwinden und eine Stelle zu schaffen, welche diesen Austausch wirkungsvoll und mit dem nötigen Einfühlungsvermögen an die Hand nimmt.

An den landwirtschaftlichen Schulen wird neben der Fachausbildung eine *Einführung in die gesamtwirtschaftlichen Zusammenhänge* immer wichtiger. Die arbeitsteilige Wirtschaft verkettet die Bauernfamilie und ihren Betrieb immer mehr mit der Umwelt. Dieser Entwicklung kann Rechnung getragen werden durch den Ausbau der Betriebslehre und des Markt- und Genossenschaftswesens, sowie die Aufnahme von Fächern wie neuere Geschichte und Agrarsoziologie. Gleiches gilt selbstredend für die Ausbildung der Landwirtschaftslehrer an der Hochschule in Zürich und für das im Werden begriffene landwirtschaftliche Technikum.

Aus der Sportbegeisterung vieler Bauernsöhne sollte im Prüfungswesen vermehrt Nutzen gezogen werden. Der Gedanke des *Berufswettkampfes* ist bisher zuwenig ernsthaft geprüft und praktischen Versuchen unterworfen worden. Es ist überhaupt sehr wichtig, über die Frage nachzudenken, wie der bäuerliche Nachwuchs für seinen Bildungsgang begeistert werden kann. Dabei ist es sicher kein Fehler, in einem guten Sinn attraktiv zu sein.

Der Bauer von morgen ist nicht nur fachlich auf der Höhe; er ist auch geistig beweglich und ohne falsche Ideale. Er ist stolz auf seinen Beruf, weil er ihn gelernt hat. Er bejaht das Bauerntum mit all seinen Freuden und Schwierigkeiten und hilft mit, neue Formen des Zusammenlebens in der ländlichen Gemeinschaft zu suchen. Er weiß, daß Bauernkultur mehr ist als die Pflege von entschwundenen Sitten und Bräuchen und daß es gilt, *in unserer Zeit das Leben auf dem Lande sinnvoll zu gestalten*. Er vereint in sich den naturverbundenen Betreuer von

Pflanzen und Tieren, den genau rechnenden Landwirt und den für die Gemeinschaft offenen Dorfgenossen. Das ist wahrhaftig eine große und schöne Aufgabe.

Sie setzt allerdings das Bemühen voraus, sich über die Fachschule hinaus weiterzubilden und geistig lebendig zu bleiben. Dazu sind neue Möglichkeiten erschlossen worden durch die Arbeit der ländlichen Bildungsgruppen und die Bauernschulkurse der beiden Landeskirchen. Diese Ansätze müssen vertieft und in breitere Kreise der Bauernbevölkerung getragen werden.

c) *Das Leitbild des bäuerlichen Familienbetriebes*

Unter dem Eindruck des gesellschaftlichen Wandels und im Blick auf die technische Entwicklung wird da und dort die Frage laut, ob der bäuerliche Betrieb noch in einen modernen Industriestaat hineinpasst oder ob es sich dabei um den Restbestand einer früheren Entwicklungsepoche handle.

Ein Blick über die Landesgrenzen zeigt, daß *unsere Agrarstruktur keine Ausnahme* bildet. Die leistungsfähigsten und modernsten Betriebe der ganzen Welt wirtschaften im Rahmen der Familienarbeitsverfassung. Gerade in Dänemark, Holland und den Vereinigten Staaten wiegt der Familienbetrieb vor. Die Produktionsbedingungen in der Landwirtschaft sind eben grundsätzlich andere als in der Industrie:

Industrie	Landwirtschaft
technischer Vorgang	Wachstumsvorgang
immer gleiche Arbeitsgänge	jeder Arbeitsgang einmalig
Produktionsmittel beweglich	Boden liegt fest
Folgen:	
Spezialisierung möglich	Mehrseitigkeit nötig
ständige Wiederholung	ständiger Wechsel
Betriebsgröße unbegrenzt	Betriebsgröße begrenzt

Die Industrie erreicht den *regelmäßigen Produktionsablauf* mit extremer Spezialisierung, die Landwirtschaft dagegen mit einer gewissen Mehrseitigkeit. Im Bauernbetrieb kommen die *unternehmerischen Eigenschaften* gut zur Geltung. Ein Landwirt muß in Zusammenhängen denken und aus der augenblicklichen Lage heraus entscheiden können; er muß initiativ und verantwortungsbewußt an seine Aufgabe herantreten. Nur mit diesen Eigenschaften läßt sich der Bauernbetrieb sinn- und wirkungsvoll rationalisieren. «Aus diesen Gründen ist für die Landwirtschaft eine *dezentralisierte Betriebsweise* das beste. Die Entscheidungen über die Arbeit müssen möglichst weit nach unten verlagert werden, und sie werden mit bestem Erfolg am Ort und im Augenblick der Arbeit getroffen. Jede zentralisierte Lenkung muß früher oder später zu Mißerfolgen führen. Der Mensch, der selbständig denken und im Augenblick verantwortlich handeln kann, wird den besten Arbeitserfolg haben. Diese Voraussetzung ist gerade im kleinen Unterneherbetrieb der bäuerlichen Familie am besten erfüllt, da hier Betriebsleitung und Arbeitsausführung zusammenfallen. So ergibt sich aus einfachen betriebs- und arbeitswirtschaftlichen Ueberlegungen, daß der bäuerliche Betrieb auch in Zukunft eine vorteilhafte, moderne Unternehmungsform darstellt» (Priebe 83, S. 33).

2. Die soziale Aufgeschlossenheit

Das Zusammenleben in den Bauernfamilien und ihre Beziehungen zur Umwelt bedürfen einer größeren sozialen Aufgeschlossenheit. Anzustreben ist ein *partnerschaftliches Verhältnis*; eine Beziehung also, die den andern ernst nimmt, für seine besondere Lage und Art Verständnis hat und im echten Gespräch nach der besten Lösung zu suchen bereit ist. Ein solches Verhalten ist nur möglich auf Grund des beschriebenen geistigen Fundamentes.

Das Verhältnis der Menschen zueinander drückt sich aus in ihren *Umgangsformen*. Wenn Plessen (80, S. 60) von der «Uebermachtung der Lebensgemeinschaft durch die Arbeit» spricht, so ist damit oft auch eine Abstumpfung im täglichen Umgang miteinander verbunden. Die junge Bauergeneration ist darum dankbar für einige anschauliche Lektionen über «Knigge im Bauernhaus». Es kommt darauf an, daß die Glieder einer Bauernfamilie in ihrem Alltag pünktlich, reinlich, rücksichtsvoll, freundlich und dankbar sind. Dabei sind oft Kleinigkeiten von entscheidender Bedeutung.

Sehr wichtig und dringend ist eine *Entlastung der Bäuerinnen*. Es gilt, Mittel und Wege zu finden, um die Arbeit der Frauen zu vereinfachen und zu erleichtern. Die Bäuerin muß die nötige Zeit bekommen, um sich in Liebe und Geduld der Kinder annehmen und ein behagliches Heim gestalten zu können. Die Stellung der Bäuerin wird für die Zukunft entscheidend sein. Es ist etwas nicht in Ordnung, solange jede zweite Bauerntochter den Wunsch hat, aus dem Stand hinaus zu heiraten. Jedenfalls darf man dafür nicht nur wirtschaftliche Gründe verantwortlich machen. Wenn immer möglich sollten die alte und die junge Familie getrennte Haushaltungen führen. Bei den neuen Siedlungsbauten in Deutschland wird grundsätzlich in jedem Bauernhaus ein Altenteil vorgeschrieben.

Die soziale Aufgeschlossenheit wirkt sich ebenfalls aus auf die *Vater-Sohn-Zusammenarbeit*. Dabei ist entscheidend, daß der Sohn schon möglichst früh seine eigene Verantwortung bekommt und mit wachsendem Wissen und Können zunehmend an der Leitung des Betriebes beteiligt wird.

Lutz (69) betont in einem Bericht für die Generalversammlung der CEA die Wichtigkeit eines schriftlichen Vertragsverhältnisses. So sagt er in Blick auf die pachtweise Uebernahme: «Im Pachtvertrag lassen sich neben den sachlichen Verpflichtungen des Pächters und Verpächters auch besondere Leistungen der Jungen an die Eltern vereinbaren. Denken wir insbesondere an die Lieferung betriebseigener Produkte oder an den Vorbehalt von Pflanzland, also Leistungen, welche die Lebenshaltung verbilligen und damit zur Existenzerleichterung der Eltern beitragen. Auch wird in der Regel die Mitarbeit der Eltern nur erwünscht sein. Sie kann allerdings nicht den Sinn eines eigentlichen Angestelltenverhältnisses haben, sondern soll nach freiem Ermessen und Belieben und in völliger Unabhängigkeit erfolgen. Hierbei darf vorausgesetzt werden, daß sich die Jungen dafür, einerseits weil es die Leistung rechtfertigt, andererseits weil es das sinnvolle Zusammenleben erheischt, erkenntlich zeigen.

Die Pacht verschafft der alten Generation den erleichternden Uebergang zur Hofabtretung. Mit der Uebergabe der Betriebsführung an die Jungen kann sie sich allmählich mit dem Gedanken des Erfülltseins einer Lebensaufgabe vertraut machen».

Im Zeichen der sozialen Aufgeschlossenheit hat auch eine *vermehrte Zusammenarbeit der Bauern* eines Dorfes Raum zu gewinnen. Der Mangel an Arbeitskräften und die ungünstige finanzielle Lage der kleinen Betriebe rufen geradezu nach einer solchen Lösung. Sie beginnt mit der gegenseitigen Aushilfe, führt über die gemeinsame Anschaffung und Benützung von Maschinen und Geräten und kann sich bis zur landwirtschaftlichen Betriebsgenossenschaft auswachsen. Wo an die Stelle von Eigennutz, Mißgunst und Neid ein solches gemeinschaftliches Vorgehen zu treten vermag, kann die Bäuerin entlastet, die Arbeitszeit verkürzt und die Rentabilität der Betriebe gesteigert werden. Allerdings führen solche Ansätze nur zum Ziel, wenn sie freiwillig und im Geiste echter Partnerschaft an die Hand genommen werden. Praktische Beispiele und Erfahrungen mit der bäuerlichen Gemeinschaftsarbeit schildert Howald im Heft 5 seiner Schriftenreihe (43, S. 93 bis 127).

Ries (89, S. 421) erkennt für die Möglichkeiten der Gemeinschaftsarbeit eine klare und unbedingte Grenze: «Der Betrieb darf dadurch in den Dingen, die für ihn lebenswichtig sind, nicht in eine Abhängigkeit geraten, aus der er sich nicht kurzfristig und ohne schweren Schaden im Notfalle wieder lösen kann. Und die Verantwortlichkeit und damit auch die Entschlußfreiheit des Bauern für alle wesentlichen Betriebsmaßnahmen darf dadurch nicht angetastet werden. Innerhalb dieses Rahmens jedoch sollte von der Möglichkeit der leichteren, schnelleren und billigeren Arbeitsbewältigung durch Zusammenarbeit und gemeinschaftliche Maschinenbenutzung möglichst weitgehender Gebrauch gemacht werden».

Im Zeichen der Partnerschaft hat der Bauernstand ein *neues Verhältnis zu seinen Organisationen* zu finden. Dazu bedarf es großer Anstrengungen auf beiden Seiten. Es ist nicht realistisch, von wirtschaftlichen und technischen Maßnahmen allein das Heil zu erwarten. Der Sinn unserer Wirtschaft ist nicht der Profit, sondern die Erhaltung des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft. Solange die Mitglieder von ihren Organisationen nichts als eine Reihe materieller Vorteile erwarten — und ihnen auch nichts anderes angeboten wird — bleibt die Genossenschaftsidee nichts als ein Aushängeschild.

Zu den wichtigsten Aufgaben jeder Organisation gehört die Ausbildung und die geistige Förderung ihrer Mitglieder. Sie muß sich vor den Ansprüchen der Bürokratie hüten und den Kontakt mit den lokalen Gruppen pflegen. Sie hat dem Bauer seine großen Leistungen bewußt und ihm damit Mut zu machen.

Andererseits haben die Bauern zu bedenken, daß eine Organisation mit der Einstellung ihrer Mitglieder steht und fällt. Sie sollten darum auf lokaler Ebene die Idee der Hilfeleistung verwirklichen und an die Verbände großzügigere Beiträge bezahlen, weil sie erkennen, welche großen Aufgaben von den zentralen Organen (Bauernverband, Genossenschaftsverbänden) zu ihren Gunsten gelöst werden.

Eine neue Generation von Bauern ist nötig, die *absolut solidarisch denkt und handelt*. Die Bergbauern werden nicht gegen die Talbauern ausgespielt, sondern die gegenseitigen wirtschaftlichen Beziehungen sind auszubauen. Alle einsichtigen bäuerlichen Kreise sind vom Willen beseelt, zum Wohle des Ganzen am gleichen Strick zu ziehen. Nur auf dieser Grundlage kann das Gespräch mit den anderen Bevölkerungsgruppen mit gutem Gewissen und mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden.

Dieses Gespräch ist unerlässlich, weil gewisse Probleme von der Landwirtschaft allein nicht gelöst werden können. Wir sind auch hier auf Partner angewiesen. Darum ist es sinnlos, über die andern Kreise zu schimpfen. Was wir brauchen, ist ihr Verständnis. Die «Aufklärung» der Stadtbevölkerung darf nicht den Einfällen gewisser Journalisten überlassen werden, die vorgeben, mit einigen Schlagworten sei das Landwirtschaftsproblem zu lösen.

Der Bauernstand muß selber Brücken schlagen und mit der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung ins Gespräch kommen. Es gilt, die *Solidarität des ganzen Schweizervolkes* für die geistig wachen und sozial aufgeschlossenen Bauernfamilien zu wecken. Diese Verständigungskampagne beginnt im einzelnen Dorf, wo Bauer und Arbeiter das Leben gemeinsam gestalten und die Probleme des Partners aus der Nähe beurteilen können. Die Kontakte können durch den freiwilligen Landdienst und die Landjugendgruppen erweitert und vertieft werden. Auf gut vorbereiteten Pressefahrten sind die städtischen Journalisten mit den echten Fragen des Bauernstandes in Berührung zu bringen. Auf Grund soziologischer Studien ist auf die Gefahren einer zu starken Zentralisation und Zusammenballung der Bevölkerung in den Industriegebieten hinzuweisen. Anstelle der Schwierigkeiten in der Landwirtschaft sind auch in der Öffentlichkeit deren positive Leistungen und Entwicklungsmöglichkeiten in den Vordergrund zu stellen.

3. Das betriebswirtschaftliche Maß

a) *Drei optimale Betriebsgrößen*

Die Mechanisierung hat viele Betriebsleiter veranlaßt, über den Weg der äußeren Aufstockung zu größeren Flächen und damit zum lohnenderen Einsatz des Maschinenparkes zu gelangen. Als Folge dieser Entwicklung sind zahlreiche Bauernfamilien unter den Druck einer großen Arbeitslast geraten und zu Knechten des eigenen Betriebes geworden. Die Frage nach der richtigen Betriebsgröße steht darum im Brennpunkt der bäuerlichen Problematik.

Priebe (83, S. 36) ist der Auffassung, daß «nur drei Hauptformen von Betrieben wirkliche Zukunftsaussichten behalten.» Bei jeder von ihnen ist die Zahl und die Schlagkraft der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte das entscheidende Kriterium. Der Arbeitskräftebesatz ist also für die Feststellung der Betriebsgröße von entscheidender Bedeutung.

Die wichtigste der drei Gruppen sind die *bäuerlichen Familienbetriebe*. Sie werden auch in Zukunft den Kern unserer Agrarstruktur bilden. Ihre Größe wird bestimmt durch die Möglichkeit, mit zwei männlichen Vollarbeitskräften die anfallende Arbeit zu bewältigen und dabei ein nachhaltiges Einkommen zu erzielen. Die Ergänzung der familieneigenen Arbeitskräfte durch ledige Dienstboten ist in der industriellen Gesellschaft nicht mehr möglich. Daraus ergibt sich für den Familienbetrieb eine natürliche obere Grenze. Seine Aufgabe besteht darin, eine *Gleichgewichtslage zwischen einem angemessenen Einkommen und einem nicht zu hohen Arbeitsaufwand* zu erreichen.

Eine zweite, kleine Gruppe bilden die *größeren Gutsbetriebe*. Sie basieren auf einer modernen Arbeitsverfassung und beschäftigen *verheiratete Facharbeiter*.

Heute finden wir noch viele Betriebe, welche für die Anstellung von verheirateten Mitarbeitern zu klein und für die sinnvolle Bewältigung der Arbeit durch die Familienglieder zu groß sind. Priebe spricht in diesem Zusammenhang von «Qualbetrieben», deren Bewirtschafterfamilien dauernd überlastet sind. Abhilfe kann geschaffen werden durch eine innere oder äußere Aufstockung zum Mitarbeiterbetrieb, oder durch eine Reduktion auf den echten Familienbetrieb.

Die dritte Gruppe stellen die *nebenberuflich bewirtschafteten Kleinbetriebe* dar. Obwohl ihre Zahl im Untersuchungsgebiet in den letzten 30 Jahren zurückgegangen ist, wird ihnen in Zukunft eine eher wachsende Bedeutung zukommen. Der in die normierte technische Zivilisation eingespannte Mensch wird auf das Land zurückkehren und die *Landwirtschaft als Freizeitbeschäftigung* betreiben. Dieser Frage hat Kuhn (65) seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

b) Organische Rationalisierung

Howald (43, Heft 8) definiert die Rationalisierung als «ein Bestreben, den Nutzeffekt des Aufwandes in der Produktion, aber auch in den andern Sparten der Wirtschaft zu steigern; die Leistungen mit weniger Mühe, mit weniger Kosten je Einheit; wenn möglich mit weniger Sorgen, aber mit mehr Freude hervorbringen zu können.» Es gibt also nicht nur eine *technische Rationalisierung* mittels Mechanisierung, Motorisierung und anderweitigem Einsatz technischer Hilfsmittel, sondern auch eine *organische Rationalisierung*. Ihr Gegenstand ist die Organisation des Betriebes und der Arbeit. Dabei geht es um das *Zusammenspiel aller Kräfte* und um die bestmögliche produktive Kombination der Arbeitsmittel.

«Die organische Rationalisierung setzt voraus, daß man sich klar ist über den *zeitlichen Bedarf an Arbeitskräften* bei gegebenen oder zu beschaffenden Arbeitshilfsmitteln, einschließlich der baulichen Einrichtungen. Dem Bedarf sind dann *die vorhandenen ständigen und nichtständigen Arbeitskräfte gegenüberzustellen*» (Howald a. a. O. S. 18). Weil heute die Zahl der Leute nicht mehr dem gewünschten Produktionsumfang angepaßt werden kann, muß der Produktionsumfang den gegebenen Arbeitskräften angeglichen werden. Diese Anpassung bezeichnet Howald als *Einrichtung einer Arbeitswirtschaftsform*. Sie ist «ein Problem der Arbeitstechnik und der Mechanisierung, vor allem aber ein solches der Auswahl und des arbeitswirtschaftlichen und zeitlichen Aufeinanderabstimmens der verschiedenen Betriebszweige» (49, S. 212). Das praktische Vorgehen bei der Einrichtung von Arbeitswirtschaftsformen ist ausführlich dargestellt in Heft 8 der «Schriftenfolge über Landarbeitstechnik in der Schweiz» (43) und in der «Landwirtschaftlichen Betriebslehre» von Howald-Laur (49).

c) Voraussetzungen einer erfolgreichen Betriebsorganisation

Priebe und seine Mitarbeiter (84, S. 81) bezeichnen im Anschluß an eine Untersuchung von 72 Familienbetrieben folgende Punkte als Voraussetzungen für eine erfolgreiche Betriebs- und Arbeitsorganisation:

- 1) Die **Leistungsfähigkeit des Familienbetriebes ist weniger ein Problem der Produktionstechnik als der Persönlichkeit des Bauern**. Die Ausnutzung der bestehenden Möglichkeiten ist vom Bildungsniveau und den unternehmerischen Eigenschaften des Betriebsleiters abhängig.
- 2) Der Familienbetrieb darf in seiner Organisation kein einfaches Abbild des größeren Betriebes sein; der Bauer muß die besonderen Vorteile der Elastizität und **Anpassungsfähigkeit seiner Arbeitsverfassung** nutzen.
- 3) Im Familienbetrieb kommt es darauf an, die **Produktionsrichtung und Intensität** nicht allein den natürlichen Standortbedingungen, sondern auch der **jeweiligen Arbeitskapazität** und den besonderen Interessen der bäuerlichen Familie **anzupassen**.
- 4) In **arbeitsintensiven Betriebszweigen**, die besondere Sorgfalt erfordern, besitzt der Familienbetrieb eine natürliche Ueberlegenheit; bei reichlichem Arbeitskräftebesatz und geringem Nutzflächenumfang können mit Hilfe pflanzlicher Sonderkulturen oder intensiver tierischer Veredelungsproduktion günstige Betriebsergebnisse erreicht werden.
- 5) Die **Hochmechanisierung** ist in Familienbetrieben weniger erfolgsentscheidend, da **innerhalb gewisser Grenzen eine Austauschmöglichkeit zwischen Arbeit und Kapital** besteht, das heißt, bei reichlichem Arbeitskräftebesatz kann der Bauer an Kapital- und Sachaufwand sparen.
- 6) Der Uebergang auf höhere Mechanisierungsstufen erfordert im Familienbetrieb eine zweckmäßige **Kombination betriebseigener und überbetrieblich eingesetzter Maschinen**.
- 7) Die **Sachaufwendungen** können unter diesen Voraussetzungen in Familienbetrieben geringer sein; sie liegen bei 35 bis 45% des Rohertrages gegenüber 45 bis 55% in vergleichbaren größeren Betrieben, so daß dem Bauern eine breitere Spanne für das Arbeits- und Kapitaleinkommen verbleibt.

d) Die richtige Reihenfolge beachten

Es gehört mit zum betriebswirtschaftlichen Maß, daß man den Sinn für die richtige Reihenfolge bewahrt. Drei Stufen sind dabei besonders zu beachten:

- 1) Am Anfang steht die **Beschaffung geistigen Vermögens**. Dazu gehört die Aneignung von Wissen, das Sammeln von Erfahrungen, der Vergleich mit anderen Betrieben, das Gespräch mit erfahrenen Kollegen. Kurz: der Bauer von morgen bleibt geistig beweglich. Damit ist auch die Notwendigkeit verbunden, den Betrieb ohne Vorurteil und gründlich rechnend zu überprüfen. Das mag für manchen Betriebsleiter ein neuer und ungewohnter Anspruch sein, aber dieses Rechnenmüssen gehört zur heutigen Betriebsführung.
- 2) Es soll nicht vergessen werden, daß die **Bodenfruchtbarkeit der Motor** eines landwirtschaftlichen Betriebes ist. Es ist sicher auch betriebswirtschaftlich richtig, wenn Haushofer (32, S. 20) sagt, die bäuerliche Welt sei gesund, solange das geschlossene System: Boden — Pflanze — Tier — Mensch gesund sei.
- 3) Erst in dritter Linie konzentrierte man sich auf möglichst rationelle **Verbesserungen der maschinellen und baulichen Einrichtungen**. So sehr sie sich heute aufdrängen, kommt ihnen grundsätzlich doch nur eine Hilfsfunktion zu.

4. Die technische Ausstattung

a) *Vom Wesen der Bauernarbeit*

Unter dem Einfluß der Technisierung hat sich die Betriebsweise in der Landwirtschaft stark gewandelt. Darüber darf man aber nicht vergessen, daß die Bauernarbeit an den *Rhythmus der Natur* gebunden bleibt. Wachstum und Reife lassen sich nicht herbeizwingen. Die Arbeit des Bauern bedeutet immer noch und vor allem Handreichung; ihre Hauptaufgabe ist die Förderung und Pflege von Wachstumsvorgängen. Darum sind Handlangerdienste im Stile der halbautomatischen Fabrikbetriebe in der Landwirtschaft nicht denkbar. Der Bauer hat es in der Hand, *Herr über die Maschine* zu bleiben.

Die Muskelkraft von Mensch und Tier ist durch *Motoren und vielseitige Hilfsgeräte* abgelöst worden. Dadurch läßt sich die Arbeit schneller und mit weniger körperlicher Anstrengung durchführen. Andererseits sind damit die geistigen Ansprüche gestiegen. Es traten neue Aufgaben an den Bauer heran: Pflanzen und Tiere sind anspruchsvoller geworden, und die Betriebsleitung erfordert viele Kontakte mit der Außenwelt. Der moderne Bauer ist darum geschickt, wendig, aufmerksam und bereit, Verantwortung zu übernehmen.

Dank den Maschinen haben gewisse Arbeiten viel von ihrer früheren Eintönigkeit verloren. Es gibt nicht mehr so viele krumme Rücken. Weil die Arbeit leichter und vielseitiger wird, geht die *Freude* an ihr nicht verloren. Der Mensch kann in ihr ein neues Lebensgefühl und Selbstbewußtsein finden.

b) *Fragen der Mechanisierung*

Der Zweck der Mechanisierung besteht darin, die *Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit zu steigern* (Howald 43, Heft 5, S. 10). In der Praxis ist ihre Ausbreitung durch den Mangel an Arbeitskräften diktiert worden. Unter dem Zwang der Verhältnisse wurde die Umstellung oft ohne Rücksicht auf die wirtschaftliche Tragbarkeit vorgenommen. Die Mechanisierung ist dann wirtschaftlich, wenn ihre Kosten aufgewogen werden durch Ersparnisse an Arbeitskosten, eine Vermehrung der Produktionsleistung oder die Verhinderung des Ertragsausfalls. Es gilt darum, *vor jeder Anschaffung gründlich zu überlegen* und einen neutralen Berater beizuziehen. Besonders sollte bedacht werden, daß der Ankaufspreis nur den Beginn einer langen Kostenkette darstellt, indem ja die Maschine abgeschrieben, verzinnt, repariert und versichert werden muß.

Ein wirksames Mittel zur Senkung der Kosten ist die *gemeinsame Anschaffung und Verwendung von Maschinen und Geräten*. Sie wird jedoch nur dann vollen Erfolg haben, wenn die wirtschaftlichen Argumente und der Wille zur Zusammenarbeit in gleicher Weise zum Zuge kommen.

Bei der *Eingliederung der Maschinen in den Betrieb* ist zu beachten, daß zu einem bestimmten Mechanisierungsgrad eine entsprechende Erzeugungsstufe gehört. Die Mechanisierung verlangt eine neue Kombination von Boden, Arbeit und Kapital. Ihr Ziel ist ein wirtschaftliches Gleichgewicht in der Zusammensetzung

des Aufwandes, in der Produktionsrichtung und der Intensität. Dabei soll der Intensivbetrieb schweizerischer Prägung lohnend erhalten werden.

Praktisch wichtig ist schließlich die *Mechanisierung ganzer Arbeitskettens* und eine entsprechende Verlagerung der Produktionsschwerpunkte auf den mechanisierten Betriebszweig, soweit das die Regeln der Fruchtfolge und die Arbeitsteilung erlauben.

c) Zweckmäßige Gebäude

Mehr als die Hälfte der Arbeiten im landwirtschaftlichen Betrieb entfällt auf die Innenwirtschaft. Darum ist der baulichen Gestaltung der Hofanlagen besondere Beachtung zu schenken. Die zukünftigen Bauweisen sollen der *Dynamik unserer Zeit* angepaßt sein. Dazu folgende Leitsätze:

- 1) Weil sich die Landwirtschaft in einem Stadium des Umbruches befindet, müssen die Gebäude leicht umgestaltbar sein. Man baue darum nicht für 200 Jahre und Sorge dafür, daß die Bauten erweiterungsfähig und vielseitig verwendbar sind.
- 2) Auf die Anliegen einer rationellen Arbeitsgestaltung ist besonders Rücksicht zu nehmen. Der Fahrverkehr soll reibungslos durch die Gebäude hindurch führen. Die Güter sind möglichst nahe am Verbrauchsort zu lagern, damit das Heben und Verlegen von Lasten auf ein Minimum reduziert wird.
- 3) Im Blick auf die hohen Kosten bleibt nur der Weg über die Selbsthilfe gangbar. Die Bauernfamilie muß sich darauf einstellen, möglichst viele von den hohen Stundenlöhnen selber zu verdienen. In entsprechenden Kursen sind die Leute für diese Aufgabe vorzubereiten.
- 4) Gemeinschaftsbauten sind zu fördern und der Landbevölkerung als Schulungs- und Kulturstätten zur Verfügung zu halten. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, darum muß die ländliche Welt neue Formen des sozialen, kulturellen und geistigen Lebens suchen.

5. Die politische Konsequenz

Wir wollen unsere Schlußbetrachtung nicht mit einem agrarpolitischen Programm beschließen. Aber von den Ergebnissen der Untersuchung her drängen sich doch einige diesbezügliche Konsequenzen auf:

- a) Voraussetzung für das Betreiben von Landwirtschaft in der industriellen Gesellschaft wird neben der Beherrschung des biologischen und wirtschaftlichen Bereiches immer mehr das *menschliche Wollen und Müssen*. Darum kommt den agrarsoziologischen Fragen in Zukunft eine wachsende Bedeutung zu.
- b) Der Bauernstand und seine Wortführer müssen den *Umbau der Gesellschaft* realistisch zur Kenntnis nehmen und bejahen. Falsche Ideale hemmen die Entwicklung. Das Ziel der Bauernpolitik soll nicht die Isolierung, sondern der *Brückenschlag* zu den andern Kreisen sein.
- c) Die Zukunft des Bauernstandes fußt auf der Solidarität in den eigenen Reihen und dem Verständnis des ganzen Schweizer Volkes. Die Produktivitätssteigerung in der Landwirtschaft muß realistisch in eine *wirtschaftliche Gesamtkonzeption eingebaut* werden.

- d) Die Vertreter der bäuerlichen Belange bedürfen einer *positiven Grundhaltung*. Die sehr beachtlichen Leistungen der Bauernschaft sind hervorzuheben. Mit der Strategie des Klagens kommen wir nicht weiter; sie wirkt auf den eigenen Nachwuchs und auf die übrige Bevölkerung in gleicher Weise abschreckend. Die Bauernfamilien erwarten klare agrarpolitische Leitideen.
- e) Dringend ist eine *durchgreifende Bodenpolitik*. Im Angesicht der heutigen Entwicklung fühlt sich die bäuerliche Jugend verraten und um die Grundlage ihrer Existenz betrogen. Die Lösung der Bodenfrage ist gleichsam ein Prüfstein dafür, ob es uns mit der Solidarität aller Volkskreise wirklich ernst ist.
- f) Schließlich befinden wir uns in einer *Weltlage*, in der der große Entscheidungskampf zwischen dem kollektiven Zwang und der demokratischen Freiheit noch bevorsteht. Dabei handelt es sich nicht zuletzt um soziologische und strukturelle Fragen. Wir sind mit Rüstow (97, S. 33) der Ueberzeugung, es handle sich darum, das Leben «so verteidigungsfähig, so verteidigungswürdig und so lebenswert zu machen», daß wir der Bedrohung menschlich gewachsen sind.

Anhang

A. Literaturverzeichnis

- 1 Abel, W.: Stadt-Land-Beziehungen. In: Dorfuntersuchungen, 162. Sonderheft der Berichte über Landwirtschaft, Paul Parey, Hamburg 1955
- 2 Abel, W.: Agrarsoziologie und agrarsoziale Dienste. In: Heft 7 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen. M. u. H. Schaper, Hannover 1952
- 3 Arensberg, C. M.: Ergebnisse der deutschen Gemeindestudie im internationalen Vergleich. In: Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung, von G. Wurzbacher. Enke, Stuttgart 1954
- 4 Bäggli, W.: Wandlungen in der schweizerischen Agrarstruktur. In: Agrarpolitische Revue Nr. 145, 16. Jahrgang, Heft 6/7, Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1960
- 5 Bakker, I. A.: Der geistig-psychologische Hintergrund des ländlichen Lebens. In: Heft 11 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1954
- 6 Bakker, I. A.: Möglichkeiten des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens im Dorf. In: Heft 24 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1958
- 7 Ballmer, A.: Der Einfluß der Landschaft auf die wirtschaftlichen Verhältnisse im Baselbiet. In: Baselbieter Heimatbuch, Band V; Lüdlin, Liestal 1950
- 8 Beck, H. J.: Der Kulturzusammenstoß zwischen Stadt und Land in einer Vortsgemeinde. Regis-Verlag, Zürich 1952
- 9 Blanckenburg, P. von: Die Persönlichkeit des landwirtschaftlichen Betriebsleiters in der ökonomischen Theorie und der sozialen Wirklichkeit. In: Heft 2 des Bandes 35 der Berichte über Landwirtschaft. P. Parey, Hamburg 1957
- 10 Blanckenburg, P. von: Die Berufsbejahung in der Landwirtschaft. In: Heft 1 des Bandes 37 der Berichte über Landwirtschaft. P. Parey, Hamburg 1959
- 11 Blanckenburg, P. von: Bäuerliche Wirtschaftsführung im Kraftfeld der sozialen Umwelt. M. u. H. Schaper, Hannover 1960
- 12 Blanckenburg, P. von: Einführung in die Agrarsoziologie. Eugen Ulmer, Stuttgart 1962
- 13 Böhler, E.: Technik und Wirtschaft in den geistigen Auseinandersetzungen der Gegenwart. Sauerländer, Aarau 1931
- 14 Bolte, K. M.: Sozialer Aufstieg und Abstieg. Eine Untersuchung über Berufsprestige und Berufsmobilität. Stuttgart 1959
- 15 Bouman, J.: Einführung in die Soziologie. Enke, Stuttgart 1955
- 16 Braun, R.: Industrialisierung und Volksleben. Rentsch, Erlenbach 1960
- 17 Brüggen, H.: Die Hypothekarverschuldung im Bezirk Sissach. Laupen 1930
- 18 Burckhardt, J.: Weltgeschichtliche Betrachtungen. Alfred Kröner-Verlag, Stuttgart 1958
- 19 Dahrendorf, R.: Homo Sociologicus. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 10. Jahrgang. Westdeutscher Verlag, Köln 1958
- 20 Deenen, B. van: Die ländliche Familie unter dem Einfluß von Industrienähe und Industrieferne. Heft 13 der Sozialpolitischen Schriften. Duncker u. Humblot, Berlin 1961
- 21 Deneke, D.: Entwicklungstendenzen der Berufsstruktur auf dem Lande und der landwirtschaftlichen Arbeitsverfassung. In: Sociologica Ruralis, Nr. 2. Van Gorcum, Assen 1960
- 22 Doehring, J.: Der geistige Hintergrund bäuerlichen Denkens in der Gegenwart. In: Heft 7 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1952

- 23 **egger, M.:** Einflüsse moderner Zivilisation im Dorfe. Dargestellt am Dorfe Hütten-
tal im Odenwald. Als Arbeit Nr. 61 vervielfältigt von der Forschungsgesell-
schaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Bonn 1957
- 24 **Fourastié, J.:** Die große Hoffnung des 20. Jahrhunderts. Bund-Verlag, 3. Auflage,
Köln 1959
- 25 **Frauendorfer, S. von:** Ideengeschichte der Agrarwirtschaft und Agrarpolitik. Band
I. Bayerischer Landwirtschaftsverlag, München 1957
- 26 **Furfey, P. H.:** The Scope and Method of Sociology. Harper and Brothers, New
York 1953
- 27 **Gehlen, A. und Schelsky, H.:** Soziologie. Lehr- und Handbuch zur modernen Ge-
sellschaftskunde. Eugen Diederichs, Düsseldorf 1955
- 28 **Guggisberg, A.:** Die demographische Bedeutung der Landflucht. In: Agrarpoliti-
sche Revue Nr. 64, 8. Jahrgang, Heft 2, Zürich 1951
- 29 **Gutzwiller, K.:** Landwirtschaftliche Entwicklung und Wanderbewegung im Kanton
Baselland. Liestal 1911
- 30 **Hauser, A.:** Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung eines Bauerndorfes zur
Industriegemeinde. Stutz, Wädenswil 1956
- 31 **Hauser, A.:** Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Rentsch, Erlenbach
1961
- 32 **Haushofer, H.:** Die bäuerliche Welt. In: Arbeiten der deutschen Landwirtschafts-
gesellschaft, Band 18. DLG-Verlag, Frankfurt a. M.
- 33 **Haushofer, H.:** Ideengeschichte der Agrarwirtschaft und Agrarpolitik, Band II.
Bayerischer Landwirtschaftsverlag, München 1958
- 34 **Haushofer, H.:** Agrarpolitik und Agrarsoziologie. In: Agrarpolitische Revue Nr.
161, 18. Jahrgang, Heft 5/6, Zürich 1962
- 35 **Hermann, Th.:** Die Menschen in schweizerischen Bauernbetrieben. In: Agrar-
politische Revue Nr. 102, 11. Jahrgang, Heft 9, Zürich 1955
- 36 **Hesse, P.:** Grundprobleme der Agrarverfassung. Kohlhammer, Stuttgart 1949
- 37 **Hofstätter, P. R.:** Gruppendynamik. Kritik der Massenpsychologie. Rowohlt's
deutsche Enzyklopädie, Band 38, Hamburg 1957
- 38 **Hofstee, E. W.:** Einführung. In: Sociologia Ruralis, Nr. 1. Van Gorcum, Assen
1960
- 39 **Hofstee, E. W.:** Rural social organisation. In: Sociologica Ruralis, Nr. 2. Van
Gorcum, Assen 1960
- 40 **Homans, G. C.:** The human group. Harcourt, Brace and Co., New York 1950
- 41 **Howald, O.:** Neuere Untersuchungen über die bäuerliche Betriebs- und Familien-
wirtschaft. In: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte, Separatab-
druck, Bern-Bümpliz 1932
- 42 **Howald, O.:** Einführung in die Agrarpolitik. Francke, Bern 1946
- 43 **Howald, O.:** Herausgeber der Schriftenfolge über Landarbeits-Technik in der
Schweiz. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich:
Heft 1/2: Arbeitserleichterung im Bauernbetrieb, 2. Auflage 1949
Heft 3: Vereinfachung der Bäuerinnenarbeit, 2. Auflage 1950
Heft 4: Das Arbeitsjahr im Bauernbetrieb, 1947
Heft 5: Pferd, Motor und Gemeinschaftsarbeit, 2. Auflage 1956
Heft 6: Arbeitstechnik und Arbeitswirtschaft im Rindviehstall, 1954
Heft 7: Freude am Bauernberuf und der Bauernarbeit, 1955
Heft 8: Organische Rationalisierung im Bauernhof, 1961
- 44 **Howald, O.:** Die sozialen Probleme der bäuerlichen Wirtschaft und ihre Bedeu-
tung für die westliche Zivilisation. In: Agrarpolitische Revue Nr. 53, 6. Jahr-
gang, Heft 11/12, Zürich 1950

- 45 Howald, O.: Der Kleinbauernbetrieb von morgen. In: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte Nr. 12, 33. Jahrgang, Bern-Bümpliz 1955
- 46 Howald, O.: Betriebsvereinfachung durch Arbeitswirtschaftsformen. Vortrag an der 3. Wintertagung der OGG in Bern, Januar 1957
- 47 Howald, O.: Die Problematik der Darstellung agrarischer Produktionsgebiete. Vortrag am Weiterbildungskurs an der E. T. H., Zürich 1961
- 48 Howald, O. und Brugger, H.: Grundzüge der schweizerischen Agrarverfassung. Schriften der internationalen Konferenz für Agrarwissenschaft, Berlin 1936
- 49 Howald, O. und Laur, E.: Landwirtschaftliche Betriebslehre für bäuerliche Verhältnisse. Wirz, Aarau, 15. Auflage 1960
- 50 Imboden, A.: Die Produktions- und Lebensverhältnisse der Walliser Hochbergsgemeinde Embd. Heft 40 der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft der Bergbauern, Brugg 1956
- 51 Ipsen, G.: Die Landfamilie in Wirtschaft und Gesellschaft. In: Heft 9 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1953
- 52 Kahler, W.: Das Agrarproblem in den Industrieländern. Band 2 der Wiener Studien zur Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Göttingen 1958
- 53 Kettiger, J.: Landwirtschaftliche Zustände in Baselland. Lüdlin, Liestal 1857
- 54 Kolb, D. H. and Brunner, E. de S.: A Study of Rural Society. 4. Aufl. Houghton Mifflin Company, Cambridge 1952
- 55 König, R.: Einige Bemerkungen zur Soziologie der Gemeinde. In: Sonderheft 1 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Westdeutscher Verlag, Köln
- 56 König, R.: Soziologie. Fischer-Bücherei, Frankfurt 1958
- 57 König, R.: Soziologie der Familie. In: Soziologie, herausgegeben von Gehlen-Schelsky. Eugen Diederichs, Düsseldorf 1955
- 58 König, R.: Praktische Sozialforschung, Band I: Das Interview, 2. Aufl., Kiepenheuer & Witsch, Köln 1957
Praktische Sozialforschung, Band II: Beobachtung und Experiment. Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln 1956
- 59 Kötter, H.: Struktur und Funktion von Landgemeinden im Einflußbereich einer deutschen Mittelstadt. Ed. Roether, Darmstadt 1952
- 60 Kötter, H.: Der Einfluß der sozialen und wirtschaftlichen Differenzierung der Landbevölkerung auf die Landbewirtschaftung. In: Dorfuntersuchungen, 162. Sonderheft der Berichte über Landwirtschaft; Paul Parey, Hamburg 1955
- 61 Kötter, H.: Agrarsoziologie. In: Soziologie, herausgegeben von Gehlen-Schelsky. Eugen Diederichs, Düsseldorf 1955
- 62 Kötter, H.: Landbevölkerung im sozialen Wandel. Eugen Diederichs, Düsseldorf 1958
- 63 Krebs, J.: Neuere Bestrebungen im landwirtschaftlichen Bildungswesen. In: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte Nr. 3, 39. Jahrgang, Bern-Bümpliz 1961
- 64 Kuhnen, F.: Die soziale Struktur und der Lebensstandard der Familien in typischen Landgemeinden Baden-Württembergs. In: Dorfuntersuchungen, 162. Sonderheft der Berichte über Landwirtschaft. Paul Parey, Hamburg 1955
- 65 Kuhnen, F.: Ländliche Lebensformen der Nichtlandwirte. In: Innere Kolonisation, Heft 4. Landschriften-Verlag, Berlin 1958
- 66 Laur, E.: Die schweizerische Bauernpolitik im Lichte einer höheren Lebensauffassung. Agrarpolitische Revue Nr. 120, 13. Jahrgang, Heft 9/10, Zürich 1957
- 67 Linde, H.: Zur sozialökonomischen Struktur und soziologischen Situation des deutschen Dorfes. In: Heft 11 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1954

- 68 Linde, H.: Persönlichkeitsbildung in der Landfamilie. In: Soziale Welt, Heft 4, Dortmund 1958
- 69 Lutz, R.: Möglichkeiten des sinnvollen Zusammenlebens zwischen Alt und Jung auf einem Bauernhof. In: Agrarpolitische Revue Nr. 149; 16. Jahrgang, Heft 12, Zürich 1960
- 70 Mendras, H.: Les études de sociologie rurale en Europe. In: Sociologica Ruralis, Nr. 1. Van Gorcum, Assen 1960
- 71 Michaud, R.: Monographie d'exode rural: La Commune de Cheiry. In: Agrarpolitische Revue Nr. 126; 14. Jahrgang, Heft 5, Zürich 1958
- 72 Moser, W.: Grundzüge bäuerlichen Wesens. Ein Beitrag zur ländlichen Soziologie. In: Festgabe Ernst Laur 1937. Effingerhof, Brugg 1937
- 73 Neukomm, W.: Die Existenzfähigkeit landwirtschaftlicher Kleinbetriebe in der neuzeitlichen Markt- und Wirtschaftsordnung. In: Agrarpolitische Revue Nr. 118, 13. Jahrgang, Zürich 1957
- 74 Neundörfer, L.: Landfamilie und Kultur. Herausgegeben von der Forschungsgesellschaft für Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Bonn 1956
- 75 Niehaus, H.: Leitbilder der Wirtschafts- und Agrarpolitik in der modernen Gesellschaft. Seewald, Stuttgart 1957
- 76 Ogburn, W. F.: Social Change with respect to culture and original nature. Huebsch, New York 1923
- 77 Petricevic, J.: Die Arbeitskosten in schweizerischen Bauernbetrieben. Mitteilung Nr. 165 des Schweizerischen Bauernsekretariates, Brugg 1958
- 78 Petricevic, J.: Das Nebeneinkommen in bäuerlichen Betrieben. In: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte, Nr. 4, 39. Jahrgang. Bern-Bümpliz 1961
- 79 Pilloud, M.: Exode rural et structure agraire. Bulle 1960
- 80 Plessen, W.: Die bäuerliche Jugend. In: Heft 12 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1955
- 81 Preuschen, G.: Der bäuerliche Familienbetrieb, seine Arbeitswirtschaft und seine Zukunftsmöglichkeiten. Eugen Ulmer, Stuttgart 1959
- 82 Priebe, H.: Wer wird die Scheunen füllen? Sozialprobleme der deutschen Landwirtschaft. Econ, Düsseldorf 1954
- 83 Priebe, H.: Der bäuerliche Betrieb. In: Agrarpolitik in der Sozialen Marktwirtschaft. Martin Hoch, Ludwigsburg 1956
- 84 Priebe, H.: Neuzeitliche Familienbetriebe. Landschriften-Verlag, Berlin-Bonn 1961
- 85 Ramuz, C. F.: Bauer und Natur. In: Neue Schweizer Rundschau Nr. 3, 4. Jahrgang, Zürich 1936
- 86 Reußner, F.: Der bäuerliche Mensch. In: Agrarpolitische Revue Nr. 147; 16. Jahrgang, Heft 9, Zürich 1960
- 87 Rhyner, H.: Wittinsburg. In: Die 74 Gemeinden des Baselbiets. Lüdlin, Liestal 1959
- 88 Riehl, W. H.: Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik, Stuttgart, 3. Auflage, 1951—1954
- 89 Ries, L. W. und Preuschen, G.: Die Arbeit in der Landwirtschaft. Eugen Ulmer, 3. Auflage, Stuttgart 1956
- 90 Riesman, D.: Die einsame Masse. Rowohlt's deutsche Enzyklopädie, Band 72/73, Hamburg 1958
- 91 Rodiek, O.: Der Mensch in seiner Welt. In: Die ländliche Welt inmitten der industriellen Welt. Band 42 der Arbeiten der DLG, Frankfurt 1957
- 92 Röhm, H.: Die soziale Entwicklung auf dem Lande im Blick auf die Landvolkwissenschaft. In: Berichte über Landwirtschaft, Band 31, Heft 3; P. Parey, Hamburg 1953

- 93 **Röhm, H.:** Zur Frage einer sozialen Klassifikation der westdeutschen Landwirtschaftsbetriebe. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Heft 1, Frankfurt 1953
- 94 **Rolfes, M.:** Betriebsstruktur und wirtschaftliche Lage in kleinbäuerlichen Dörfern. In: Berichte über Landwirtschaft, 160. Sonderheft. P. Parey, Hamburg 1954
- 95 **Rubattel, R.:** Contribution à l'Étude des ouvriers-paysans en Suisse. Mitteilung Nr. 166 des Schweizerischen Bauernsekretariates; Effingerhof, Brugg 1959
- 96 **Rüstow, A.:** Ortsbestimmung der Gegenwart. Eine universalgeschichtliche Kulturkritik. Band I. Rentsch, Erlenbach 1950
- 97 **Rüstow, A.:** Die weltgeschichtliche Bedeutung des Bauertums in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln 1958
- 98 **Sachs, R.:** Probleme einer «Agrarpsychologie». In: Berichte über Landwirtschaft, Band 31, Heft 1. P. Parey, Hamburg 1953
- 99 **Schaefer-Kehnert, W.:** Kosten und Wirtschaftlichkeit des Landmaschineneinsatzes. Neureuter, Wolfratshausen 1957
- 100 **Schaffner, W.:** Landschaft und Wirtschaft an der oberen Ergolz. In: Baselbieter Heimatbuch, Band III. Lüdin, Liestal 1945
- 101 **Schelsky, H.:** Die Gestalt der Landfamilie im gegenwärtigen Wandel der Gesellschaft. In: Heft 9 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1953
- 102 **Schiller, O.:** Die Agrarpolitik als Wissenschaft. In: Berichte über Landwirtschaft, Band 30, Heft 1. P. Parey, Hamburg 1952
- 103 **Schmidt, G. C. L.:** Der Schweizerbauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. Band I. P. Haupt, Bern 1932
- 104 **Schwendimann, J.:** Der Bauernstand im Wandel der Jahrtausende. Benziger, Einsiedeln 1945
- 105 **Seedorf, W.:** Landvolkserziehung. Zielsetzung der gesamten Bildungsfragen des Landvolkes. Landwirtschaftsverlag, Hiltrup bei Münster 1956
- 106 **Sewell, W. H.:** The construction and standardization of a scale for the measurement of the socio-economic status of Oklahoma farm families. Oklahoma Agricultural College, Technical Bulletin Nr. 9, Stillwater 1940
- 107 **Sombart, W.:** Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, 2. Halbband. München und Leipzig 1928
- 108 **Spengler, O.:** Der Untergang des Abendlandes. 2. Band: Welthistorische Perspektiven. C. H. Beck, München 1922
- 109 **Steden, A.:** Die Schweizer Schule der landwirtschaftlichen Betriebslehre. In: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte Nr. 3, 35. Jahrgang. Bern-Bümpliz 1957
- 110 **Strübin, E.:** Baselbieter Volksleben. Sitte und Brauch im Kulturwandel der Gegenwart. G. Krebs, Basel 1952
- 111 **Suter, P.:** Beiträge zur Landschaftskunde des Ergolzgebietes. Basel 1926
- 112 **Suter, P.:** G. F. Meyers Karte des Homburgeramtes. Lüdin, Liestal 1933
- 113 **Tenhumberg, H.:** Grundzüge im soziologischen Bild des westdeutschen Dorfes. In: Heft 7 der Schriftenreihe für ländliche Sozialfragen, Hannover 1952
- 114 **Tönnies, F.:** Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Berlin 1926
- 115 **Van den Ban, A. W.:** Aufgaben und Ziele der Agrarsoziologie in den Niederlanden. Sonderdruck der «Kali-Briefe» — Sept. 1960
- 116 **Wagner, E. und Planck, U.:** Jugend auf dem Land. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Erhebung über die Lebenslage der westdeutschen Landjugend. Juventa-Verlag, München 1957
- 117 **Weber, M.:** Wissenschaft als Beruf. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Mohr, Tübingen 1922

- 118 Weippert, G.: Kleinbäuerliche Lebensverhältnisse in soziologischer Sicht. In: Berichte über Landwirtschaft; 160. Sonderheft. P. Parey, Hamburg 1954
- 119 Weippert, G.: Das Dorf in der industriellen Entwicklung der Gegenwart. In: Wiener Studien zur Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Band 1, Göttingen 1957
- 120 Weiß, H.: Die Industrialisierung auf dem Lande. Bericht über eine Gemeinde-studie aus der Schweiz. In: Soziologie der Gemeinde. Westdeutscher Verlag, Köln.
- 121 Weiß, R.: Volkskunde der Schweiz. Rentsch, Erlenbach 1946
- 122 Westphalen, A.: Soziologische und kulturelle Aspekte der Agrarpolitik. In: Der Förderungsdienst; 9. Jahrgang, Heft 9, Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Wien 1961
- 123 Wibberley, G. P.: Changes in the structure and function of the rural community. In: Sociologica Ruralis, Nr. 2; Van Gorcum, Assen 1960
- 124 Winter, L.: Der geistliche Wandel im Dorf. In: Das alte und das neue Dorf, Heft 17 der Reihe «Kirche im Volk». Kreuz-Verlag, Stuttgart 1955
- 125 Wurzbacher, G.: Das Dorf im Spannungsfeld industrieller Entwicklung. Enke, Stuttgart 1954
- 126 Yang, W. P.: Fact-Finding with Rural People. Food and Agriculture Organisation, Rome 1957
- 127 Young, P. V.: Scientific Social Surveys and Research. Prentice-Hall, Englewood Cliffs 1956

B. Fragebogen

1. Fragen an den Betriebsleiter

a) Familiendaten

- 1 Jahrgang des Betriebsleiters
- 2 Jahrgang seines Vaters
- 3 Jahrgang seiner Mutter
- 4 Heiratsjahr der Eltern
- 5 Jahrgang der Frau
- 6 Beruf ihres Vaters
- 7 Wohnort ihrer Eltern
- 8 verheiratet seit
- 9 Söhne: Alter / Beruf / Wohnort
- 10 Töchter: Alter / Beruf / Wohnort
- 11 Brüder: Alter / Beruf / Wohnort
- 12 Schwestern: Alter / Beruf / Wohnort

b) Arbeit und Freizeit

- 13 Familieneigene Arbeitskräfte
- 14 Familienfremde Arbeitskräfte
- 15 Tagwache und Feierabend im Sommer und Winter
- 16 Haben Sie versucht, eine geregelte Arbeitszeit einzuführen?
- 17 Haben Sie Erwerbsquellen außerhalb des Landwirtschaftsbetriebes?
- 18 Was tun Sie am liebsten am Sonntagnachmittag?

Besuche machen	Ein Buch lesen
Radio hören	Jassen
Zeitung lesen	Schlafen
Mit Kollegen plaudern	Mit den Kindern wandern
Ueber Feld gehen	Andere Liebhabereien

c) Ausbildung und Information

- 19 Haben Sie Lehrjahr / landw. Schule / Berufsprüfung gemacht?
- 20 Haben Sie 6 Monate oder länger auf Fremdbetrieb gearbeitet?
- 21 Besuchen Sie Fachvorträge und Kurse? Welche?
- 22 Wo haben Sie für die Führung Ihres Betriebes am meisten gelernt?
- 23 Lesen Sie Zeitung? Welche und welchen Teil?
- 24 Führen Sie eine Buchhaltung? Warum nicht?

d) Hofübergabe

- 25 Welches ist nach Ihrer Meinung der beste Zeitpunkt, um dem Sohn den Betrieb zu übergeben?
Wenn der Sohn heiratet
Wenn der Sohn 30 Jahre alt ist
Wenn der Vater 65-jährig ist (AHV)
Nach dem Tode des Vaters
- 26 Halten Sie folgende Arten einer Partnerschaft für praktisch durchführbar? Dem Sohn
 - a) einen Betriebszweig zur Nutzung überlassen
 - b) ihn am Betriebsgewinn beteiligen
 - c) ihm den Betrieb verpachten
- 27 Halten Sie eine solche Partnerschaft für wünschenswert, unnötig oder nachteilig?
- 28 In welchem Jahr haben Sie den Betrieb übernommen?
- 29 Warum wandern nach Ihrer Meinung so viele junge Leute aus dem Bauernberuf ab?

e) Oertliche Kontakte

- 30 Besuchen Sie gesellige Anlässe im Dorf?
- 31 Gehen Sie regelmäßig an die Gemeindeversammlung?
- 32 Welcher Kollege steht Ihnen am nächsten?
- 33 Sind sich die Bauern in der Gemeinde einig?
- 34 Welches sind die führenden Persönlichkeiten in der Gemeinde?
- 35 Bekleiden Sie Ämter in Gemeinde, Vereinen oder Genossenschaften?
- 36 Wem leihen Sie Maschinen aus?
- 37 Von wem entlehnen Sie Maschinen?
- 38 Mit wem haben Sie gemeinsam Maschinen angeschafft? Welche?

f) Einstellung zum Beruf

- 39 Sind Sie aus freier Wahl Bauer geworden?
- 40 Was ist der größte Nachteil in Ihrem Beruf?
- 41 Was ist am schönsten in Ihrem Beruf?
- 42 Fühlen Sie sich ändern Berufsständen gegenüber benachteiligt?
- 43 Wie ließe sich nach Ihrer Meinung die wirtschaftliche Lage der Landwirtschaft verbessern?
- 44 Möchten Sie wieder Bauer werden, wenn Sie nochmals 20-jährig wären?

Bodennutzung, Viehhaltung, Maschinenpark und bauliche Anlagen wurden mit besonderen Formularen erfaßt.

2. Fragen an die Bäuerin

a) Arbeit und Freizeit

- 1 Wer füttert die Schweine?
- 2 Wer mistet den Schweinen?
- 3 Tun Sie andere Stallarbeiten?
- 4 Bei welchen Feldarbeiten helfen Sie mit?
- 5 Spricht der Mann mit Ihnen vor Beginn einer wichtigen Arbeit?
- 6 Haben Sie Zeit, richtig Sonntag zu machen?
- 7 Waren Sie schon einmal in den Ferien?

b) Ausbildung

- 8 Besuchten Sie eine Haushaltungsschule?
- 9 Besuchen Sie hauswirtschaftliche Kurse und Tagungen?
- 10 Sind Sie Mitglied der Bäuerinnenvereinigung?
- 11 Lesen Sie Fachzeitschriften?
- 12 Waren Sie vor der Heirat länger als sechs Monate von zuhause fort?

c) Oertliche Kontakte

- 13 Mit welcher Familie im Dorf verkehren Sie am meisten?
- 14 Haben Sie gern Besuch? Wer kommt am meisten?
- 15 Geht jemand aus Ihrer Familie zur Kirche? Wie oft?
- 16 Sind Sie Mitglied eines Ortsvereins?

d) Fragen zum Standard

- 17 Besitzen Sie in Ihrem Haushalt Radio / fließendes Wasser / Telephon / Badezimmer oder Dusche / Boiler / Waschmaschine / elektr. Bügeleisen / Staubsauger / Kühlschrank / Musikinstrument?
- 18 Besitzen Sie eine Tracht?
- 19 Was für einen Herd haben Sie?
- 20 Ist die Küche praktisch eingerichtet?
- 21 Ist ein Backofen vorhanden? Backen Sie selbst?
- 22 In welchem Raum essen Sie?
- 23 Haben Sie eine «gute Stube»?

e) Erziehung

- 24 Helfen Sie den Kindern bei den Schulaufgaben?
- 25 Haben Sie genügend Zeit für die Kinder?
- 26 Was würden Sie am liebsten tun, wenn Sie mehr Zeit hätten?
- 27 Hilft Ihnen der Mann bei der Erziehung?
- 28 Lehren Sie Ihre Kinder beten?

f) Familienleben

- 29 Sitzt die Familie im Winter am Abend beisammen? Was tut sie?
- 30 Planen Sie und Ihr Mann die Arbeit gemeinsam?
- 31 Spricht jemand ein Tischgebet?
- 32 Arbeiten Vater und Sohn gut zusammen?
- 33 Haben Sie und Ihr Mann gemeinsame Kasse?
- 34 Hat Ihr Mann Verständnis für die Kosten der Haushaltung?
- 35 Möchten Sie wieder Bäuerin werden?
- 36 Welches ist Ihr größter Wunsch?

Badezimmer
gutes Buch
tüchtige Hilfe
1 Woche Ferien

Boiler
verständigen Mann
bessere Waschmaschine
mehr Zeit für die Kinder

3. Fragen an die junge Generation

a) Rund um den Beruf

- 1 Wo arbeitest Du?
- 2 Geburtsjahr und Zivilstand
- 3 Warum arbeitest Du (nicht) in der Landwirtschaft?
- 4 Stimmt es, daß viele Bauerntöchter keinen Bauer heiraten wollen? Wenn ja — warum wohl?
- 5 Bis heute wird die bäuerliche Berufsprüfung nur von wenigen jungen Bauern gemacht. Was ist Deiner Meinung nach daran schuld?
- 6 Warst Du einmal sechs Monate oder länger auf einem andern Bauernbetrieb? Wenn nein — warum nicht?
- 7 Welche Forderungen stellst Du an einen guten Bauernbetrieb?

moderne Einrichtung	gutes Essen
Vielseitigkeit	geregelte Arbeitszeit
sauberes Zimmer	friedliches Familienleben
strenge Ordnung und Zucht	fortschrittliche Leitung
- 8 Würdest Du bei freier Wahl den Bauernberuf vorziehen?
- 9 Bekommst Du festen Lohn oder Taschengeld?

b) Freizeit und Kontakte

- 10 Hast Du genügend Zeit für Deine persönlichen Interessen?
- 11 Kümmern sich die Eltern um das, was Du in der Freizeit tust?
- 12 Was machst Du am liebsten in der freien Zeit?

Baden	Musizieren
Basteln	Reiten
Briefe schreiben	Radfahren
Bei Freunden sein	Radio hören
Handarbeiten	Schlafen
Jassen	Skifahren
Ins Kino gehen	Tanzen
Kurse besuchen	Turnen
Lesen	Wandern
Motorradfahren	Zuhause weiterbilden
- 13 Hast Du im letzten Jahr einen Ausflug oder eine Reise gemacht?
- 14 Bist Du Vereinsmitglied?
- 14 Kommst Du oft / gelegentlich / nie zum Lesen?
- 16 Gehst Du oft / gelegentlich / nie zum Tanz?
- 17 Gehst Du ins Kino? Wie oft? Filme?
- 18 Hast Du Velo / Roller / Auto zu Deiner Verfügung?
- 19 Mit wem kannst Du offen über Lebensfragen sprechen?

c) Hofübernahme und Zukunft

- 20 Wann müßte nach Deiner Meinung ein Vater dem Sohn die Leitung des Betriebes übergeben?

- 21 Hältst Du folgende Formen der Partnerschaft für praktisch durchführbar? Der Vater
- überläßt dem Sohn einen Betriebszweig zur Nutzung
 - beteiligt den Sohn am Betriebsgewinn
 - gibt dem Sohn den Betrieb in Pacht
- 22 Hältst Du eine solche Partnerschaft für wünschenswert, unnötig oder nachteilig?
- 23 Welche Gesichtspunkte sind bei der Wahl des Ehepartners in erster Linie zu berücksichtigen?
- | | |
|------------|------------------------|
| Abstammung | Vorleben und Leumund |
| Aussehen | Gleiche Konfession |
| Charakter | Vermögen |
| Bildung | Berufliche Tüchtigkeit |
- 24 Was würdest Du bei der Erziehung Deiner Kinder anders machen, als es bei Deinen Eltern war?
- | | |
|-----------------------------|-------------------------------|
| Mehr Taschengeld geben | Mehr Vertrauen schenken |
| Weniger zur Arbeit anhalten | Größere Freiheiten lassen |
| Mehr mit ihnen spielen | Für bessere Ausbildung sorgen |
| Weniger körperlich strafen | andere Maßnahmen |

C. Bildernachweis

- Fig. 1 Karte des Untersuchungsgebietes, gezeichnet von Dieter Suter
 Fig. 2 Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen im Untersuchungsgebiet
 Fig. 3 Die Pendelwanderung in den sechs Gemeinden
 Fig. 4 Die Wohnbevölkerung der sechs Gemeinden nach ihrer Heimat
 Fig. 5 Der Altersaufbau der Bevölkerung
 Fig. 6 Die Verteilung der Berufstätigen auf die drei Sektoren
 Fig. 7 Der Wandel der Betriebsgrößen von 1929—1960
 Fig. 8 Die Aufteilung der landwirtschaftlichen Nutzfläche in den sechs Gemeinden
 Fig. 9 Die «Verzahnung» von zwei Betrieben im Untersuchungsgebiet
 Fig. 10 Die Kinderzahl pro Familie in drei Generationen
 Fig. 11 Das Arbeitsmaß in einem typischen Familienbetrieb
 Fig. 12 Die bäuerlichen Haushalte nach ihrer Personenzahl
 Fig. 2—12 nach Zeichnungen des Verfassers

Lebenslauf

In jenem Zipfel des Berner Jura, der sich am weitesten gegen Basel hin erstreckt, liegt das Hofgut Ober-Aesch. Dort wurde ich am 5. November 1926 geboren. Zusammen mit vier Geschwistern wuchs ich in ein arbeitsreiches und frohes Bauernleben hinein. Den Bildungsgang bis zum Beginn des Studiums zeigt eine kleine Uebersicht:

- 5 Jahre Primarschule in Duggingen BE
- 4 Jahre Sekundarschule in Grellingen BE
- 1 Welschlandjahr bei einem Bauern in Fleurier NE
- 1 Jahr Mitarbeit im elterlichen Betrieb
- 2 Jahre landwirtschaftliche Schule Rütli-Zollikofen
- Besuch des Institutes Minerva in Basel

Im Herbst 1947 bestand ich die Aufnahmeprüfung an die Abteilung für Landwirtschaft der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich, und am 4. Mai 1951 erhielt ich dort das Diplom als Ingenieur-Agronom. Nach einem Jahr der Mitarbeit im elterlichen Betrieb fuhr ich in einem Austauschprogramm nach den Vereinigten Staaten. Durch praktische Arbeit auf Farmen und durch den Besuch von Bildungsstätten bekam ich einen guten Einblick in die amerikanische Landwirtschaft. Nach meiner Rückkehr betreute ich im Schweizerischen Bauernsekretariat die Vermittlungsstelle für Praktikanten.

Dann war ich während drei Jahren Mitarbeiter der reformierten Heimstätte Boldern-Männedorf. Ich hatte dort vor allem die Tagungen und Kurse mit bäuerlichem Einschlag zu planen und zu leiten. Im Sommer 1957 erfolgte meine Wahl als Landwirtschaftslehrer an die Land- und hauswirtschaftliche Schule des Kantons Baselland Ebenrain bei Sissach. Dort habe ich neben meiner Tätigkeit als Lehrer und Berater im Laufe der Jahre das Material für eine systematische Untersuchung der Lebensverhältnisse von Bauernfamilien gesammelt.